

Ostergebäcke

Max Höfler



ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN







Wiener

Zeitschrift

für

österreichische Volkskunde.

Organ des Vereines für österreichische Volkskunde in Wien.

Redigiert von

Dr. Michael Haberlandt.

XII. Jahrgang 1906.

Mit 98 Textabbildungen und 2 Figurentafeln.



WIEN.

Verlag des Vereines für österreichische Volkskunde.

Kommissionsverlag: Gerold & Ko., Wien, I. Stephansplatz Nr. 8.

Buchdruckerei Helios, Wien.



Inhaltsverzeichnis des XII. Jahrganges.

I. Abhandlungen und größere Mitteilungen.

II. Kleine Mitteilungen.

III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Besprechungen.

V. Mitteilungen aus dem Verein und dem Museum für österreichische Volkskunde.

Verzeichnis der Abbildungen.

Verzeichnis der Tafeln.

Zeitschrift

für

österreichische Volkskunde.

Organ des Vereines für österreichische Volkskunde in Wien

Redigiert von

Dr. Michael Haberlandt.

XII. Jahrgang 1906.

I.—III. Heft. (Ausgegeben Ende März 1906.)

Mit 2 Tafeln und 62 Textabbildungen

Wien 1906.

[illegible]

[illegible] & Co., Wien, I. [illegible] Nr. 8

[illegible] K —

Die „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“ erscheint in 6 Heften von zirka 3 Druckbogen à 16 Seiten, 6 Hefte bilden einen Jahrgang.

Der Preis eines Jahrganges beträgt *K* 7.20. Bestellungen übernimmt die Vereinskanzlei sowie die Kommissions-Buchhandlung.

Für die Mitglieder des „Vereines für österr. Volkskunde“ beträgt der Preis eines Jahrganges mit Postzusendung *K* 4.— Bestellungen der Mitglieder zu diesem Preis übernimmt ausschließlich die Vereinskanzlei, Wien, I. Wipplingerstraße 34.

Die literarischen Geschäfte besorgt Dr. Michael Haberlandt in Wien IV/2, Belvederegasse 6

Verlag und Expedition befinden sich WIEN I. Wipplingerstraße 34.

Manuskripte wollen frankiert unter obiger Adresse an den Redakteur gesendet werden. Die Beiträge werden honoriert.

Die Autoren sind für den Inhalt ihrer Mitteilungen allein verantwortlich.

Inhalts-Angabe.

Seite

I. Abhandlungen und größere Mitteilungen

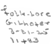
II. Kleine Mitteilungen.

III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Besprechungen:

V. Mitteilungen aus dem Verein und dem Museum für österreichische Volkskunde.



I. Abhandlungen und grössere Mitteilungen.

Zur Geschichte der Zillertaler Tracht.

Von Adalbert Sikora, Innsbruck.

(Mit 5 Textabbildungen.)

J. Friedrich Lentners Aufsatz »Über Volkstracht im Gebirge« (XI. Jahrg., 1. und 2., 5. und 6. Heft) giht eine allgemeine Übersicht über den Charakter der Trachten in den Alpenländern und sucht auch die Entstehung und die Geschichte derselben annähernd darzustellen. Das Material, das dem Verfasser damals zur Verfügung gestanden, entbehrte noch der Einzelstudien, weshalb die Arbeit wohl nur als Grundlage und Anregung zu einer erschöpfenden Darstellung der Geschichte der Volkstrachten gelten kann. Bei meinen archivalischen Studien ist es mir nun gelungen, ausführliche Nachrichten und Schilderungen der Zillertaler Tracht in der Mitte des 18. Jahrhunderts aufzufinden, und ich hoffe damit einen interessanten Beitrag zur Trachten- und Volkskunde liefern zu können.

Im Jahre 1750 war die schon früher entstandene Bewegung der Geistlichkeit und der salzburgischen und tirolischen Behörden gegen die alte Zillertaler Tracht, die als unzüchtig befunden wurde, »anbey in anderen Ländern nit allein für eine Faschings-Tracht zu einen gelächter, und gspött, sondern auch dergestalten zur Ärgernus gedienet, daß man solich beclaidten Personen sogar den Eintritt in frembdes Land würklich verbotten hat«, zu einer wichtigen und Aufregung verursachenden Staatsaktion angewachsen, weil sich die Zillertaler den Kleiderordnungen widersetzten. Dieser Widerstand und der Eifer der Obrigkeiten führten zwischen diesen und der Landesbehörde zu einer lebhaften Korrespondenz, welcher die im folgenden dargestellten Details über die Tracht entnommen sind. Die Affäre war jedoch mit dem Jahre 1751 noch nicht beendet, obwohl damals strenge Verordnungen erlassen worden waren, sondern tauchte im Jahre 1768 von neuem auf, weshalb in diesem Jahre eine ganze Kommission zur Untersuchung der unzüchtigen Tracht eingesetzt wurde, über deren Ergebnisse aber leider die Berichte nicht auffindbar waren. Während über den ersten Fall die Akten ziemlich vollständig erhalten sind (im k. k. Statthaltereiarchiv zu Innsbruck), kann dies leider vom zweiten Fall nicht gesagt werden, obwohl wir daraus wahrscheinlich noch viel genauer unterrichtet werden könnten als aus den ersteren Akten.

Bevor ich auf den eigentlichen Gegenstand meiner Arbeit eingehe, erscheint es mir noch notwendig, einiges über die damalige politische Einteilung des Zillertales zu sagen, die meines Wissens noch nicht eingehend behandelt worden ist und zu der ich die Angaben, weil zu einer vollkommenen Darstellung umfassende archivalische Forschungen nötig wären, nur dem zu meiner Arbeit gehörigen Material entnehme.

Das Zillertal stand damals noch größtenteils unter der Verwaltung des erzbischöflich salzburgischen Hofrates. Nur der am rechten Ufer des Inns bei der Einmündung der Ziller gelegene schmale Streifen, bestehend aus dem zum Landgericht Rattenberg gehörigen Teile (am rechten) und dem Gericht Rotholz (am linken Ufer der Ziller bis einschließlich Schlitters), und weiter innerhalb am linken Ufer der Ziller das Gericht Rottenburg, das südlich vom Kaltenbach und nördlich von der Gebirgskette abgegrenzt wurde, unterstand direkt der tirolischen Landesbehörde. Jenseits der Ziller, nur etwas nach Süden verschoben, grenzte die unter einem gräflich Spauerschen Gerichtsverwalter stehende »tirolische freie Hofmark« Stumm an das Gericht Rottenburg, die auch unter der tirolischen Landesbehörde stand. Das ganze übrige Gebiet des Zillertales, das heißt sein größter Teil, war salzburgisch; nördlich begrenzt vom Gericht Rotholz und Landgericht Rattenberg und südlich vom Gericht Rottenburg und der Hofmark Stumm lag das salzburgische Pfleggericht Fügen, in dessen Hauptort Fügen merkwürdigerweise ein dem Ordinariat Brixen unterstehender Dechant angestellt war; südlich von Rottenburg und Stumm gehörte alles zum »weitschichtig und populosen« Pfleggericht Kropfsberg mit dem Sitze in Zell; den Akten zufolge gehörten dazu unter anderen die Orte Zell, Gerlos, Mairhofen, Hippach, Finkenberg und Tux, obwohl letzteres in der von Peter Anich verfertigten Landkarte von Tirol in der »Hofmark Dux« eingezeichnet ist.

Wir müssen annehmen, daß die Tracht im Innern des Zillertales viel mehr seine ursprüngliche Eigenart bewahrt habe als in den schon zum Unterinntal gehörigen Gebieten. Die Akten handeln auch von diesen letzteren viel weniger und wir erfahren nur im allgemeinen, daß auch im Gericht Rotholz die Obrigkeit mit der Kleidertracht nicht zufrieden war und deshalb bei einem »Thüding« sechs Personen mit je einem Gulden abgestraft habe, und daß in Fügen »zwar jehe und alzeit ein ehrbarerer Aufzug geweßen ist als in Stumm und ybrigen obrten in Zillerthall, maßen die unterthanen aldorten als nachend an der Landtstraßen, und unter den Augen 5 bis 6 geistlicher Herrn und anderer Herrschafften seind«, gleichwohl aber der Bischof von Brixen gelegentlich seiner Visitation bei der Anordnung einer besseren Kleiderordnung alle Orte des Zillertales, auch Fügen nicht ausgenommen, gemeint haben dürfte, ebenso wie auch zu Ried (Gericht Rottenburg) der Geistliche »mit der vorhin gewesten so liederlichen Kleidertracht nicht zufrieden ist oder sein kann«.

Die genauen Nachrichten beziehen sich auf die Hofmark Stumm und das Pfleggericht Kropfsberg. Doch scheinen zwischen beiden Gebieten bezüglich der Tracht keine wesentlichen Unterschiede bestanden zu haben; jedenfalls entbehrte die Kleidung der tiefer im Gebirge lebenden Zillertaler, besonders der Tuxer, der reicheren Verzierung und Buntheit der anderen. Die Akten machen zwar keinen Unterschied zwischen den Tuxern und den übrigen Zillertalern, jedoch unterscheidet Lentner übereinstimmend mit den vorhandenen Bildern*) zwischen beiden Gruppen.







Fig. 1. Bauer aus dem Zillertal (nach Kapeller).

Fig. 2. Tuxer Bauer (nach Kapeller).

Bei der Männertracht waren nur die Hosen anstößig, weil sie in Stumm und Kropfsberg zu kurz und schlecht verschlossen getragen wurden. Der Vorwurf der Kürze betraf beide Dimensionen: unten reichten sie nur bis zum Knie, so daß »zwischen den Strumpf und der Hosen der bloße Fuß gesechen wurde« (!), oben reichten sie nicht einmal bis zur Hüfte und »waren vorderhalb umb eine zwerche Hand [Handbreite], hinterhalb aber umb eine Spanne zu kurz, stundten auch vorderhalb ein, zwey bis drey und noch mehr Finger voneinander«, so daß verordnet werden mußte, daß die, übrigens mit zahlreichen Falten versehenen Hosen »mit vornher ybereinandergehenden Schniz oder aber Läzl« zu versehen seien. Auf Kapellers Bild (Fig. 1) finden wir zwar ganze weiße Strümpfe, welche sowohl Knöchel als Knie bedecken, jedoch noch die faltigen Pumphosen, die unter der Hüfte

*) Trotz eifrigsten Suchens nach Trachtenbildern aus der Mitte des 18. Jahrhunderts konnte ich solche nicht auftreiben. Zeitlich am nächsten fallen diejenigen, welche der Tiroler Maler Josef Kapeller (1760 bis 1806) jedenfalls zwischen 1794 und 1799, als er sich in Tirol aufhielt, gemalt hat.

beginnen und von Hosenträgern gehalten werden. Ein Tuxer Bauer ist dagegen wieder in der von Kapeller und Altmutter *) besorgten Ausgabe von tirolischen Trachtenbildern mit Stutzen (Fig. 2) abgebildet, welche die Knie und Knöchel freilassen; außerdem trägt er eine Hose, die der oben beschriebenen ähnlich ist: bei den Hüften reicht sie bis an den Gürtel, während ihr oberer Rand nach vorne sehr stark herabgeht und zwischen Hose und Gürtel das Hemd sehen läßt, ohne daß ein Schlitz oder ein Latz angebracht wäre. Dagegen hat Altmutter auf einer Darstellung einer Zillertaler Kirchweih (Fig. 5) die Burschen mit sehr enganliegenden, sonst aber in der Form den heutigen ledernen ähnlichen Hosen gezeichnet, die vom Gürtel gehalten werden. Aus dem Gesagten dürfte sich wohl auch Lentners Ausspruch, daß der Brustfleck »vorne bis unter den Gurt« reiche und bei den Tuxern »halbrund geschnitten noch darunter hervor über die Hose« hänge (XI., S. 7), als durch Abbildungen entstandener Irrtum erklären lassen.

Viel genauer werden wir über die Tracht der Z i l l e r t a l e r i n n e n unterrichtet. Vor allem ist hervorzuheben, daß auf allen Bildern (Fig. 3, 4 u. 5) und auch nach Angabe der Akten der Weiberrock nicht um die Hüften gebunden wurde, sondern unter der Brust an ein vorne offenes Jäckchen anschloß, aber, abweichend von Lentners Ansicht (XI., S. 145), von keinem Riemen um die Mitte zusammengegürtet wurde. Damals wurde nämlich angeordnet, daß die Mieder in Zukunft bis zur Hüfte reichen sollen, »damit der Kittl bey sich ereigneter Umbtreung, Wind oder anderen Commotionen sich nit bis auf den halben Ruggen hinauf yber sich schwingen kenne, wie bishero geschechen«. Es heißt auch, daß das »ganze Weibskleid aneinander hafftete«, also jedenfalls der in viele Falten gelegte Rock und das erwähnte Jäckchen, das die Form der noch jetzt üblichen sogenannten spanischen Jäckchen hatte und mit Ärmeln versehen war.

Der im Zillertal und Tux zumeist schwarze, faltenreiche R o c k reichte bis zu den Knien und war mit einem andersfarbigen, ebenso gefältelten, breiten Stoffstreifen verbrämt; der dafür verwendete Stoff scheint sehr schwer gewesen zu sein, weil von den »Prämben« gesagt wird, daß sie »wegen ihrer Schwere desto geschwingiger der ohne das zum bösen geneigten Jugend sonderbahr auf den Tanzboden mitls häßlichen Anblickh gefährliche Anreizungen geben« hätten. Die »Kittlprämb« kosteten allein 10 bis 14 kr. Eine besondere Eigentümlichkeit bildeten die, zwar von der Schürze verdeckten, »Kittlschnize« (soviel wie heute »Schlitz«), die »wenigist zwey Spannen von einander« standen, »mithin das Hemmet oder wan der Hemmetschniz [siehe unten] etwas lenger, oder sonst zerbrochen ware,

*) Plazidus Altmutter, Tiroler Maler (1780 bis 1819).

ipsa cutis etc. omnium conspectus non sine summo scandalo exponebatur«. Hier scheint, abweichend vom Gebrauch in Tirol (vergl. Schmeller: Bayrisches Wörterbuch, I., 444), mit »Hemmet« doch das Hemd (in Tirol allgemein »Pfaid« genannt), nicbt aber die Jacke (die man in Tirol mit »Hemmet« bezeichnet) gemeint zu sein, weil das Jäckchen, zumal wenn es an dem Rock festgenäht war, kaum so weit unter den Rock gereicht haben dürfte, und weil es auch heißt, daß »durch die weit und recbt unverschämbten Kittlschnize . . . die Örther, die natürlicberweiß nit allein ebrlicb, sondern aucb stark und woll verdeckt werden solten, . . . nur mebrers frey und offen gelassen werden«.

Wir finden auch im übrigen, daß von den berichtenden obrigkeitlichen Personen der Unterschied zwischen »Hemmet« und »Pfaid« nicht festgehalten worden ist. Der Pfleger zu Kropfsberg spricht von »kurzen Miederhemetern mit offen und dick gefältleten Gelenken, so lediglich zu Formierung einer großen Brust dienen müeßen«, und von »zum kurzen Mieder gebrauchenden Glenckhemmetern«, die nicht »gebörig ybereinander schließen«. Das Hemd (Pfaid) kann nicht damit gemeint sein, weil es kaum gefältelte Ärmel, die nicht zu sehen waren, gehabt haben und auch vorn nicht offen gewesen sein dürfte. Schmeller sagt (ebd.), daß die Pinzgauerinnen ihr gröberes, kurzärmeliges Unterhemd die »Glenckapfoad« nennen, wohl der Ärmel wegen, die aber, soviel ich weiß, dort sichtbar sind. Hier haben wir es mit »Glenkhemmetern«, nach obigem also mit kurzärmeligen Jäckchen zu tun, die mit vielen Falten versehen waren, weil es auch noch heißt, daß die Weiber »von den Hemmetern oder villmehrers derselben ärgerlich gefältleten Gelenken« den Stoff »zur Verlängerung des Kittls« verwenden könnten, was nie behauptet werden könnte, wenn damit das stets weiße Hemd (Pfaid) gemeint wäre. Die Bilder bestätigen zum Teil diese Behauptung: auf Kapellers Abbildung (Fig. 3) deckt das kurze blaue Jäckchen nur den Rücken und seitlich die Brüste; die Ärmel sind zwar nicht in Falten gelegt, erweitern sich aber nach vorn und reichen nur bis zu den Ellbogen. (Auf dem Zillertaler Kirchweihbild sind diese Ärmel bauschig und endigen bereits oberhalb des Ellbogens.)

Der Gerichtsverwalter zu Stumm, der vielleicht kein Tiroler war, verstand dagegen offenbar unter »Hemmet« das wirkliche Hemd, weil er zuerst sagt, daß »Mieder und Brustfleck auf jeder Seiten drey oder vier Finger, ja aucb spannenweit von einander stundten«, und dann vorschreibt, daß Mieder und Brustfleck fortan »vornher völlig zusammengehen und eingeschniert sein sollen, das man das Hemmet nit sehe«. Von diesem Standpunkt aus muß man seine Schilderung auffassen: »Die Hemmeter waren bey denen meisten beiderseits aufgeschniten [Ausschnitt am Hals und Nacken?] oder aber raichten nur bis an die halbe Brust hinauf.«. Kapeller gibt dafür keine Bestätigung,

wohl aber das Kirchweihbild, auf dem das Hemd der einen Dirne nur ein kleines Stück oberhalb des bis zur halben Brust reichenden Mieders aufzuhören scheint. Damit dürfte auch der Ausdruck »Hemmetschniz« (siehe oben bei Erklärung des Rockes), der ebenso vom Gerichtsverwalter zu Stumm gebraucht wird, klargestellt sein.

Während auf Kapellers Bild die Bäuerin gar kein Mieder trägt, haben die Bauernmädchen auf dem Kirchweihbild, wie schon erwähnt, sehr kurze Miederleibchen an, welche die Brust nur stützen, nicht aber bedecken. Damit stimmt die Aussage des Pflegers zu Kropfsberg überein, daß durch die »kurzen Mieder (samt den Glenckhemmetern und weiten Kittlschnüzen) eben diejenigen örther, die



Fig. 3. Bäuerin aus dem Zillertal.



Fig. 4. Tuxer Bäuerin.

natürlicherweiß nit allein ehrlich, sondern auch stark und woll verdeckt werden sollten, nur mehrers zu größter Ärgernus hervorgetruckt und vergrößert oder woll gar zu sagen frey und offen gelassen werden«. Das Mieder war nur eine Spanne hoch und nicht zum Zuschnüren eingerichtet, also eigentlich nur ein enganliegendes Leibchen. Während dieses nun auf dem Bilde vollkommen geschlossen ist (auch ist kein Brustfleck zu sehen), scheint das Mieder damals nicht ganz zusammengegangen zu sein, weil der Verwalter zu Stumm davon spricht, »daß das Mieder und Brustflöck auf jeder Seiten drey oder vier Finger, ja auch spannenweit voneinander stundten«, und vorschreibt, »daß sie vorderhalb wohl bedeckt sein sollen«, während der Pfleger zu Kropfsberg darüber klagt, daß das »Weibervolk mit den bißhero yblich geweßten, aber je mehr und mehr ärgerlich wordenen und wider allen Vernunfft lauffenden kurzen Mieder bißhero nichts als Betrug gespillet, indeme thails die vordere Thaill nur mit Hafftlen

angemacht, und mithin zu Haus selbe anwiderumm vortgelegt, thails aber selbe gleichwohl widerumb, sobald sie aus der Kirchen kommen, zuruck ohne mindisten einschnüren unter das Mieder gesteckt« wurden. Ein solches Mieder konnte, den Berichten zufolge, aus den »Prämben« der Röcke gemacht werden und bestand »in $1^1/_2$ Ellen Tuech und dem Unterfutter«; der übliche Macherlohn sei 12 bis 15 kr. gewesen.

Die Mieder bereiteten scheinbar das größte Ärgernis, weil darüber am meisten geschrieben worden ist. Nach »von alten Personen eingeholten Erfahrungen sollen die Mieder vor 60 und 70 Jahren in Zell vill länger dann dermahlen gewesen sein« und die kurzen Mieder seien nur von den »unverschämbten Weibsbildern« eingeführt worden.

Kapeller malte die Zillertalerin, wie erwähnt, ohne Mieder, nur mit einem roten, unter den Rock, beziehungsweise die Schürze gebundenen und bis über die Brust reichenden weichen Brustfleck, unter dem ein etwas größerer schwarzer Fleck zu sehen ist; zwischen diesem und dem blauen Jäckchen sieht man einen schmalen Streifen des weißen Hemdes. Offenbar wurde das Mieder über diesen Brustlatz getragen. Wenn die oben zitierte Angabe über den Spalt nicht doch etwas übertrieben ist, müßte der Brustfleck ziemlich schmal gewesen sein. Der schwarze Stoff auf der Abbildung scheint das Goller*) zu sein; Schmeller erklärt (I., 893) das Goller als eine weibliche Hals- und Brustbekleidung, welche die von den größeren Kleidungsstücken (Hemd, Leibchen, Mieder) übrigbleibenden Blößen um Hals und Brust nachträglich verdeckt. Doch würde das, was er bei den Isarwinklerinnen als Goller bezeichnet (nach seiner Beschreibung dem Brustfleck ähnlich), eher mit der Abbildung übereinstimmen, während wieder die Beschreibungen in den Akten eher auf eine Ähnlichkeit mit dem Goller im Oberinntal schließen lassen, das dort ein unter dem Mieder liegender Latz sein soll, dessen Spitzen über den Miederrand hervorragen. Es heißt in dem Berichte des Pflegers zu Kropfsberg, daß die Goller sehr schmal waren, in dem Berichte des Verwalters zu Stumm, daß die »sogenannte und zur Ehrbarkeit höchst nothwendige Goller umb den Hals herum zwey Zwerchfinger [zwei Finger breit] hoch« waren und von nun an »wenigist fünf Finger hoch« sein müßten.

Soviel läßt sich aus den Akten an Kenntnis der Tracht schöpfen; über alles übrige geben die beigegebenen Abbildungen Aufschluß.

Wenn wir auch den damaligen Behörden mancherlei Übertriebenheiten zum Vorwurf machen können, so dürfte doch, wie die

*) Lentner gebraucht den Ausdruck, jedoch ohne ihn genauer zu erklären; der Sprachgebrauch scheint hier nämlich in verschiedenen Teilen Tirols voneinander abzuweichen. Überhaupt möchte ich bei dieser Gelegenheit bemerken, daß es im Interesse der Volkskunde und der Leser sehr vorteilhaft gewesen wäre, Lentners Arbeit sprachlich und topographisch zu kommentieren und teilweise zu ergänzen, beziehungsweise richtigzustellen. (Ließ sich leider nicht durchführen. D. Red.)

Darstellung der um 1750 üblichen Tracht zeigt, das Streben nach Verbesserung derselben einigermaßen gerechtfertigt erscheinen. Und wir müssen auch bedenken, daß die Zillertaler in Tracht und Lebensweise damals sehr von allen übrigen Tirolern abwichen, was in jener Zeit doch viel mehr und viel unangenehmer bemerkt werden mußte als heutzutage. Freilich war man auch damals einer freieren Lebensweise und freieren Lebensanschauung noch mehr abhold, und so mußten die Zillertaler, welche die Erzeugnisse ihrer Heimat, namentlich Öl und Mithridat (ein altes Arzneimittel), weit über die Grenzen Tirols trugen und verkauften, dabei fremde Länder und fremde Sitten sahen und auch fremde Sitten anzunehmen geneigt waren, bei dem asketisch-unfreien Charakter jener Zeit am meisten Anstoß erregen. Was bei ihnen nur Frische und Lebenslust war,



Fig. 5. Eine Kirchweih im Zillertal.

wurde als Leichtsinn ausgelegt; aber ich glaube nicht, daß es sich um Schlechtigkeit handelte; die Leute sahen zum Beispiel wahrscheinlich in ihrer Tracht nicht das, was andere darin sahen; mit ihrem Temperament vertrug sich einfach das ganz geschlossene, bei den Weibern panzerartige Kleid nicht, das wir bei den meisten übrigen Tiroler Trachten vorherrschend finden.

Schon 1736 waren von Salzburg aus Sittenordnungen erlassen worden. Missionäre besuchten wiederholt das Zillertal und hielten Bußpredigten, wandten sich nach Salzburg und Brixen, bis im Salzburgischen und, diesem Beispiele folgend, in den tirolischen Gebieten die Behörden gegen die alte Tracht den gewiß nicht leichten Kampf aufnahmen, wie die wiederholten Verordnungen und die Klagen der Obrigkeiten beweisen. »Straffwürdiger Eigensinn und Ungehorsam« werden den Zillertalern vorgeworfen, der Gerichtsverwalter zu Stumm nennt sie »verstockt und hartneckig«, und sagt, daß die Geistlichkeit

mit Predigten und Ermahnungen »ohne mitkommenden weltlichen Zwang bey disen in Glaubens- und Gewissenssachen ser schlecht fundierten Leithen« nichts ausrichten könne u. s. w. Die Zillertaler scheinen nicht eingesehen zu haben, daß durch ihre Tracht ihr Seelenheil gefährdet sei, und »nicht wenige, ja ohnzahlbare Sinden circa sextum Decalogi ohnfehlbar entspringen« könnten.

Deshalb blieben die vom salzburgischen Hofrat und von der Religionsdeputation erlassenen Generalien und Sittenordnungen größtenteils ebenso fruchtlos als die Bußpredigten. Aus diesem Grunde sah sich der Pfleger zu Kropfsberg veranlaßt, am 10. Oktober 1750 eine neue Proklamation zu erlassen, in der vorgeschrieben wurde, daß die Hosen der Männer vorne verschlossen sein und über die Hüfte reichen, bei den Weibern die Röcke »yber die halbe Wädl raichen, dann die Hemmeter, Mieder und Brustflöck so brait, das selbe behörig ybereinander schließen und den Leib ehrbar bedecken mögen«, daß die Mieder, obgleich das landesfürstliche Generale verlange, »daß man alhier solche Mieder, wie in anderen Ländern gebräuchig, tragen« soll, »in solcher Länge und Manier« gemacht werden sollen, »wie es einem christlichen Gemiet von selbst zuestehet und gleichsam die Natur jedem Menschen eingeben soll, sich ehrlich zu bedecken«, und daß der Termin, »so man denen Schneidern und Naderinnen bereits bis Michaely oder Allerheiligen zu Verferttigung der anbefolchenen ehrbaren Kleidung gegeben«, »für das aller Lestemahl nochmahls bis auf nächstkonnftig Zeit: Lichtmessen 1751 dergestalten prolongiret« werde, »daß nach Verflüeßung solcher Zeit die in dem landesfürstlichen Generalmandat außgesezte Bestraffungen wider die Ybertretter ohne Gnad und mindister Annam einer Entschuldigung unbedenklich nebst Zerschneidung des erfündend ungebührlichen gwandts exequiret werden solte«. Zum Schlusse wird noch hinzugefügt, daß man wegen der »bey denen Ehehalten, so umb Liechtmessen aus ihren Dienst aus und wieder einzustehen pflegen, seiner Zeit erfündend unehrbarer Kleidung sowohl die Hausvätter, welche solche Dienstbothen nemmen, als jene, so ihnen das unehrbare Gwandt anheur verferttigen lassen, sambt dem Schneider und Naderinnen, so solches verferttiget, zur Verantworthung ziehen werde«. — Am 31. Oktober erließ der Hofrat die Verordnung, »daß der anno 1736 mit gnädigem Vorwissen ergangenen Sittenordnung, dann von der geheimbden Deputation widerholt erlaßenen Verordnungen gehorsam nachgelebt, und die renitentes exemplarisch gestraffet, die unehrbar ärgerlich beclaidte nach vorhero beschechener Ermahnung durch den hierauf offenes Aug tragenden Gerichtsdiener angehalten, ihre wider die Sitten- und Claiderordnung anhabende Hoßen, Kittl, Mieder und Brustfleck zerschnitten, nit minder denen Schneidern und Naderinen bey Verlurst ihrer Gerechtsamme und Arbeit die ärgerliche Cleider nach alter arth zu verfertigen ernstlich verbotten, die ungehorsamme

auch euren Guetachten gemeß schärffist hergenommen, und ein exempl statuirt werden solle, also daß sonderlich denenjenigen, welche wider alles Gewißen die liederlich alte Tracht zu behaubten, anderntheils mit Abreden, theils mit spöttlen abzuschröcken, und von Gehorsamm abzuhalten suechen, Maß und Schranken gesezt, selbe gemelt euren Guetachten gemeß (bey von der geistlichen Obrigkeit durch ihren Seelen Eufer angefangen, und sorgsamm betreihender Abänderung) durch Gerichtsmittel, auch nach Befund der Sachen mit der Keuchen [Kerker], oder Schanzbues, maßen wir dise unsere wiederholte Befelch absolute befolgt wissen wollen, mit allen Ernst zum Gehorsamm gebracht werden solle«.

Dies scheint in Kropfsberg gewirkt zu haben; denn der Pfleger kann am 17. September 1751 bereits melden, daß »in dem weitschichtig und populosen Gericht an Sonn- und Feurtägen auf denen Kirchplätzen Zell, Gerloos, Mayrhofen, Hyppach, Finkenberg und Tux wenig, oder gar keine mehr in der alten liederlichen Tracht anzutreffen seyen«, obwohl sich anfangs unter den Leuten, namentlich der Kosten wegen, heftiger Widerspruch geltend gemacht habe. Übrigens war den Unbemittelten sogar gestattet worden, »an Wercktägen die vorhinig alte Tracht insoweit, bis nemblich solche zerrißen und verwohren« sei, aufzutragen.

Scheinbar schwieriger war die Reformation der Tracht in der Hofmark Stumm. Der dortige Gerichtsverwalter Johann Leonhard Guetmann hatte sich, nachdem er 1749 sein Amt angetreten, »die Claiderveränderung beyderley Geschlechts am 1. Juni und sodann öfters durch öffentliche Proclamata alles Ernsts von darummen anzubefelchen in dem Gewißen schuldig erfunden, weilen hier und benachbahrten Orthen ein solchen Aufzug gesechen, den er ohne schweriste Verantwortung ohnmöglich mehr längers erdulten hette können.« Sein Eifer entsprang aber keinem Eigennutz — denn er strafte niemand mit Geld ab —, sondern er suchte nur »gemäß seiner Schuldigkeit den Nuzen so viller Seelen (maßen dise wenige hartnäckhige auch die benachbahrt und hiesige auf den gueten Weeg gebrachte Schäflein irrselig macheten, und die einzige petra scandali wären)«. Und so machte er die gleichen Vorschriften, wie sie im Salzburgischen verkündet worden waren. Ein Teil der Bevölkerung ließ sich wohl nach einigem Widerstreben zum Gehorsam herbei; »es wäre dise Gott gefällige Tracht auch schon ehender hier, gleichwie in dem salzburgischen gänzlichen introduciret, wan nicht instincta Diaboli einig gar wenige abgewöhret, und solches mit ihren spotten verhinteret hätten,« schreibt Guetmann am 10. Februar 1751; beim letzten »Thäding« am 16. November habe schon niemand mehr gegen die »vorgeschribene zu Verhütung so viller Sinden und Lasteren ohnumgänglich nothwendigen Klaidertracht reclamiret«, auch hätten schon nahezu 300 Weiber des Gerichtes den Vorschriften genügt;

nur einige gab es, deren »Halsstärrigkheit nur allein aus Eingebung des besen Feindts (als deme das mehriste daran gelegen)« zum Widerstand führte. Diese hatten sich sogar zu einer Art Komitee zusammengetan und beschwerten sich (Dezember 1750) bei der Repräsentations- und Hofkammer über die Vorschriften des Gerichtsverwalters, namentlich aber über seine Forderung, »sonderpahr die Mieder auf stöttische weiß zu tragen, welche wegen der umb die Mitte habenden Wurst nit tauglich, weder leidentlich waren, willen zwey häbtmanschafften am perg entlegen, auch Ehehalten, Weiber und Töchter in Rückhkörben vill tragen, beynebens hart arbeiten mießen«.

Dem gegenüber verantwortete sich der Gerichtsverwalter, daß er »gleichwie andere benachbahrte Obrigkeiten anbefoblen, daß die Weibsbilder die Mieder bis auf die Hüfft hinab in der länge tragen, und vorderhalb wohl bedeckt sein sollen, und mießen; daß sie aber in einem längeren Mieder (dan ich solche nicht auf stättische arth mit Fischpain, oder Würst zu machen verlanget, sondern sie khönnen solche nach ihrer Gelegenheit jedoch mit der proportionierten Länge und Heche, und zum Einschnieren zuerichten laßen) nicht arbeiten können, deßen nihme zu Zeigen alle umligend benachbahrte, nebst denen hiesigen Bergweiberen, welche dergleichen Mieder schon tragen; ja was thuen dan samentliche tyrol- und anderwertige Bauernleuth, welche eben auf dise Weis in der Ebene und Bergen beklaidet sein?« — Diesem Berichte und den darin geschilderten Maßregeln gab nun die Landesbehörde ihren Beifall und fügte hinzu, daß der Gerichtsverwalter »die Widersezliche dahin ebenfahls anzuhalten, und bey nicht verfangender Güte, mit Ernst und Schörffe zu vermögen wüßen« werde.

Nichtsdestoweniger erschienen am 27. Juni, einem Sonntag, elf Weiber (wahrscheinlich das »Komitee«, weil auch »die allerungehorsambste Ausschußin« darunter war, die »gleichsamb unica petra scandali jehe und alzeit geweßen, maßen sich die andern auf die bezohen«) in der alten Tracht in der Kirche, was den Verwalter veranlaßte, diese von 11 Uhr vormittags bis 6 Uhr abends »in eine alda in dem Schloße zu eben Fueß befindlich ganz liecht und saubere Keichen« einzusperren. Diese Maßregel wurde wieder als Anlaß zu einer Beschwerde benützt »wider die ihnen zu befolgen unmöglich fallende neue Kleyderordnung, und wider die vorgekehrte Schärffe, womit der Verwalter sogar Zerschidene ihre Leibesfrucht tragende und saugende Weiber diser einzigen Ursach halber in das Gefängnis werffen laßen«, wodurch sie das erreichten, daß dem Gerichtsverwalter aufgetragen wurde, »zum Fahl noch einige schwangere oder saugende Weiber in Verhafft wären, selbe ungesäumt zu entlassen, auch in Zuekunfft hierunter eine mehrere Behuetsamkeit zu gebrauchen«. Daraufhin rechtfertigte sich der Verwalter in einem langen Bericht, dem die meisten Daten für diese Arbeit entnommen sind, und in dem

er auch sagt, daß »so ville und ohnzahlbar mehrere auch auf hecheren Pergen, als hierohrts zu Stum entlegene Unterthannen mit diesem [neuen] Aufzug ihre Arbeith verrichten kennen«, und daß die »nemmliche Kleidertracht auch denen hiesigen nicht so ohnmöglich fallen kenne, dan sye von keiner subdileren complexion, woll aber halssteriger und strittmeßiger jehe und alzeit gewesen sind«. Und nur der »advocatus Diaboli (maßen soliche einzig und allein zu der Ehr Gottes und Verhiettung so viller Dausent Sinden abzihlende ehrbare Kleidertracht von jemand anderen hintertriben zu werden gesuechet würd) habe ganz ohnwahrhafft vorgebracht, das er die sogenante Würst an denen Miedern zu tragen anbefolchen habe, maßen er um so weniger hievon jehemahls einige Meldung gethann, als er ja nicht finden könne, was diese zur Ehrbarkeit dienen sollen«.

Mit der Erledigung dieses Berichtes vom 26. Oktober 1751 fand die Sache ihren vorläufigen Abschluß: »Wür tragen zwar... kein Bedenken, daß selbendige Kleidertracht, gemeß der heilsambst führenden Absicht verbeßeret, die Brust bey denen Weibsbilderen bedecket und geschnieret, die Röcke länger gemacht, dieses leztere auch bey denen Moßen deren Mannsbilderen vorgeschriben, und bewürket werden solle. Von denen sogenannten Würstmiedern aber, welche an Ausstreckung deren Glideren, und folgsam an der schweren Arbeit verhinderlich fallen, habt Ihr ohne weiters abzustehen, und selbe keineswegs mehr dahin anzuhalten, beynebens in Verhängung deren Straffen bescheiden zu seyn, und andurch uns des ferneren Überlauffs zu entheben«.

* * *

Wie schon anfangs erwähnt, war das Material für die zweiten Reformationsversuche im Jahre 1768 nicht vollständig aufzufinden; die Berichte der Obrigkeiten wurden dem als tirolischen Kommissär aufgestellten Pfleger zu Schwaz übergeben und sind ebensowenig auffindbar gewesen als des Pflegers Relation über die Kommission. An der Hand der Erledigungen und Verordnungen, die in den Kopialbüchern erhalten sind, läßt sich der Gang der Verhandlungen ungefähr feststellen.

Wie wenig die im Vorangegangenen geschilderten Reformen fruchteten, beweisen die Klagen des Pflegers zu Rotholz und des Verwalters zu Stumm vom April 1768, daß das Laster der Unzucht im Zillertal allgemein zu werden beginne und »daß solches hauptsächlich von den liederlichen Medritat- und Öltrageren, wie auch von der ärgerlichen Kleidung der Weibspersohnen« herrühre.

Diesmal nahm sich die Landesbehörde eifriger der Sache an als früher; es waren auch zwei Seiten zu behandeln: Durch die »außerlandstragung« von Öl und Mithridat, hieß es, würden die jungen Leute, die man zu diesem Reisegeschäft hauptsächlich verwendete, liederlich, und damit zugleich tauchte die Frage der Tracht von neuem auf. Zur Vermeidung des ersteren wurde die Zahl der Leute, welche außer Landes gehen durften, dadurch eingeschränkt, daß nur diejenigen,

welche von der geistichen und weltlichen Obrigkeit als unbescholten empfohlen wurden, vom Gubernium Pässe erhielten, ohne welche niemand über die Grenze gelassen wurde.

Die Tracht betreffend wurde zuerst verordnet, daß »kein Weibsbild auf den Tanzboden bey Zuchthausstrafe erscheinen dürfe, wenn sie nicht mit anständiger Kleidung, welche nicht die mindeste Ärgernis geben könne, versehen ist, und daß anbey von keinem Schneider oder Näherinn ein neues Kleid verfertiget werden solle, außer nach dem mit denen geist- und weltlichen Obrigkeiten einverstandenen Muster, wessentwegen die anverlangte Einleitung zu treffen, und die Vorschrifft zu ertheilen ist«. Um dies zu erreichen, wurden zugleich die Ordinariate zu Salzburg und Brixen ersucht, die untergebene Geistlichkeit demgemäß anzuweisen.

Daraufhin wurde der Plan entworfen, »eine gemeinschäfftliche Zusammentrettung, um dießen Übel zu steuern«, zu veranstalten. Inzwischen hatten die beiden Obrigkeiten »wegen möglichster Verhütung des Lasters der Unzucht in Betreff der Kleider Trachten« ihre — wahrscheinlich denen von 1750 ähnlichen — »Veranstaltungen« getroffen. Im Juli wurden endlich von Salzburg aus die Kommissäre namhaft gemacht (der Pfleger zu Fügen und der Dechant zu Zell mit Beiziehung der Vikare von Stumm und Rattenberg), im August der Kommissär des brixnerischen Ordinariats (Dechant und Pfarrer zu Fügen), worauf vom Gubernium an den Pfleger zu Schwaz, Löfler, der Auftrag erging: » . . . Gleichwie also zu möglichister Bebebung dieses allgemeinen Lasters auf eine beiderseitige gemeinschafftliche Commission sowohl geistlicher als weltlicher Obrigkeiten der Antrag gemacht, zu dem Ende auch von den Ordinariaten Salzburg und Brixen Specialkommissarien erwählt worden, also will man von Seite Tyrols Euch aus dahin tragenden vollen Zutrauen disfallige Commission anmit ertheillen, somit aufgetragen haben, die Sach gemeinschäfftlich zu untersuchen, die hierzue dienlichen Abhelfsmittel vorzuschlagen, sofort die beschechene Einleitung anher mitlst ausfiehrlichen Berichts zu beangnehmung und weiteren Verfügung anzuzeigen, wie dann in Ansechung der Zeit und des Ortes der gemeinschafftlichen Zusammenkunfft sich mit besagten jenseitigen Commissarien vorläuffig einzuvernehmen ist.«

Mit der Ausführung dieses Auftrages ließ sich der Pfleger wohl sehr lange Zeit; denn am 4. November fragte er sich erst an, ob er sich vorher mit dem Dechant zu Fügen beraten und einen »cumulativen Vorschlag verfaßen und zur Einsicht einsenden« sollte. Ein gewisser Grad von berechtigtem Staunen drückt sich auch in der Erledigung des Guberniums aus: »Da man imer in Vermuthung gestanden, der Pfleger zu Schwaz werde sich bereits wegen des zillerthallischen Unwesens unterzogen und die aufhabende Commission in seinem gueten Wege geleitet haben, sichet man ganz unerwartet,

das diesfahls annoch nichts unternommen worden. Mit Erhollung also aller ehevorigen Anweisungen verordne man, das dieser Anliegenheit unverlängt Hand angeleget, und mit den übrigen Commissarien gemeinschäfftlich, jedoch jederzeit mit Behauptung des Ihm Pfleger qua dießortigen Commissario gebührenden Commissions-Directorii das behörige insonderheit wegen der anständigen Kleidertracht gehandelt, und ausgeführet, über alles sodann der umständliche Bericht zur allenfalligen Beangenehmung anher erstattet werden solle. Wo man übrigens nicht entgegen ist, daß vorläufig mit dem Pfarrer in Fügen das Dienliche verabredet werde, um hiernach desto besser die Commission ausführen zu können.«

Mit dem Ansuchen des Pflegers (vom 18. November) um Nachsendung des Berichtes vom Pfleger zu Rotholz endigt das Material. Weder in den Sitzungsprotokollen dieses Jahres noch in denjenigen der nächsten Jahre wird von dem Gegenstand nur irgendeine Erwähnung getan.

Mag dem nun sein, wie es wolle, so sehen wir doch aus den Trachtenbildern, die zur Erklärung der Tracht herbeigezogen werden konnten und deren älteste aus dem letzten Dezennium des 18. Jahrhunderts stammen, daß alle Bemühungen damals nur sehr wenig gefruchtet haben; besonders das Bild der Zillertaler Kirchweih von Plazidus Altmutter, das zwischen 1803 und 1819 gezeichnet worden sein dürfte, beweist dies, wenigstens bezüglich der weiblichen Zillertaler Tracht.

Die tschechische Volkstracht der Tauser Gegend.

Von Josef Blau, Silberberg.

(Mit 2 Tafeln und 17 Textabbildungen.)

Die Choden sind der am weitesten gegen Westen vorgeschobene Stamm der Tschechen, wie diese selbst wieder das westlichste Volk der slawischen Völkergruppe bilden. Zwischen zwei Bergmassiven der böhmisch-bayrischen Grenze, dem des Tscherchov im Norden und dem des Osser mit dem gegen den Tscherchov zielenden Hohen Bogen im Süden, öffnet sich eine breite Pforte ins Böhmerland, die besonders in älterer Zeit von hoher strategischer Wichtigkeit war. Von hier aus zogen Wege über Klentsch, Vollmau, Eschlkam-Neumark und über Neukirchen-Neuern ins Innere Böhmens. Die Hut der nördlicheren Wege besorgten die Choden, die südlichere Straße gegen Neuern hatten die künischen Freibauern von St. Katharina und Hammern zu bewachen und im Kriegsfalle durch Verhaue zu schützen. Die Künischen wohnten südlich von den Choden. Von deren Gebiet waren sie durch die Linie Luft—St. Katharina—Chodenangel getrennt. Sie bewohnten die Orte St. Katharina, Hammern, Eisenstraß, Seewiesen, Haidl, Kochet, Stadeln und Stachau im ehemaligen Prachiner Kreise. Diese alten »Gerichte« gehören nun zu den politischen Bezirken

Klattau (die drei erstgenannten) und Schüttenhofen (die fünf anderen). Die Künischen oder Königlichen [1]) waren mit Ausnahme der Bewohner des Stachauer Gerichtes — des südöstlichsten [2]) — Deutsche und hausten in zerstreut liegenden Höfen. Eine Anzahl derselben bildete immer zusammen ein Gericht. Um so manchen dieser Höfe herum entstand später eine ganze Ortschaft.

Ganz anders hausten die Choden; diese waren Tschechen und lebten in geschlossenen Ortschaften und in diesen wieder in ummauerten Höfen, deren sämtliche Fenster gegen den Hof und nicht auf die Straße sahen.

Ich fand die Künischen hie und da mit den Choden für identisch gehalten oder verwechselt. In einem Buche über den Böhmerwald wird sogar die Tracht der Choden den Künischen, ihren deutschen Nachbarn, auf den Leib geschrieben.[3])

Die Choden hatten wie die Künischen die Aufgabe, im Falle der Gefahr eines feindlichen Einfalles die Grenzwege zu verhauen, das heißt mit Baumstämmen zu versperren; ferner den Wald vor den Eingriffen der anwohnenden Bayern zu schützen, die hier an der bis 1764 strittigen Grenze rodeten, Kohlen brannten, Dörfer anlegten, Pech schabten und dergleichen.

Die Choden werden zuerst in der Reimchronik des böhmischen Ritters Dalimil genannt, die um 1300 entstanden ist und auch die Niederlage des Kaisers Heinrich III. bei Taus (1041) beschreibt, wo es heißt (Vers 2021):

kázal hned všem v les vjiti.
A Chodům les zasekati. (Andere Lesart: zarúbiti.[4])

Und weiter (Vers 2029):

Kdož dá se na útěk
Chodům jej zabíti (jsem kázal [5]).

In Urkunden werden die Choden (zuerst 1489) »Chodowé« genannt.

Dieser Name wird von ihrer Verpflichtung, die Grenze zu begehen (choditi, gehen), abgeleitet.

Anfangs lagen nur zehn Dörfer innerhalb des Tauser Chodenbezirks, der von der bereits bezeichneten Südgrenze gegen Norden bis an die Straße von Muttersdorf nach Bayern reichte. Es werden

[1]) Mundartlich heißt der König „Küni" oder „Küne".

[2]) Dieses ehemalige Stachauer Gericht bildet mit seinen Siedlungen, deren Namen alle auf ov (Hof?), zum Beispiel Jirkalov, Krousov, Churanov u. s. w. endigen, und seinem andersartigen Dialekt eine merkwürdige Insel zwischen den umliegenden deutschen und tschechischen Ortschaften.

[3]) Zeithammer, Šumava: Kraj a Lid. S. 150.

[4]) Und befahl gleich allen in den Wald zu gehen
Und den Choden, den Wald zu verhauen.

[5]) Wer sich auf die Flucht begibt,
Den sollen die Choden erschlagen (befahl ich).

genannt: Possigkau (Postřekov), Klentsch (Kleneč), Drasenau (Draženov), Hochwartl (Stráž), Aujezdl (Oujezd), Tilmitschau (Tlumačov), Mrdaken (Mrákov), Klitschau (Kyčov), Putzenried (Pocinovice) und Melhut (Lhota).[6])

Diese Reihe vermehrte sich mit der Zeit um Eigelshof (nun Meigelshof, Chodov), dann Chudiwa (Chuděnin), Hadruwa, Neupossigkau, Neuklitschau, Hochofen (Pec) und Chodenschloß (Trhanov).

Die Orte Putzenried und Melhut, dann Chudiwa und Hadruwa waren von dem Gebiete der übrigen Chodenorte, die um Taus lagen, durch einen vom Riesenberge bis zur Grenze reichenden mehrere Kilometer breiten Streifen fremden Grundes getrennt. Putzenried und Melhut sind in mancher Beziehung von den übrigen Chodendörfern verschieden; die alte Tracht ist hier seit etwa fünfzig Jahren schon außer Gebrauch. Die seinerzeit verödeten Orte Chudiwa und Hadruwa wurden um 1600 von der Stadt Taus, die zu jener Zeit die Chodendörfer in Pfand hatte, mit Deutschen aus der Oberpfalz neu besiedelt.

Paul Stranský hat uns in seinem »Staat von Böhmen« (1634)[7]) überliefert, daß die Vorfahren der Choden, welche zu seiner Zeit auch mit dem Spitznamen »Psohlavci« (Hundsköpfler) beehrt wurden,[8]) von Herzog Břetislav I. im Jahre 1038 hierher übersiedelte Polen seien, die Einwohner aus dem Gebiet der Burg Gdec oder Chodzec am Fluß Netec in Groß-Polen. Diese Ansicht vertritt auch Erben in seiner »Geschichte der Choden von den ältesten Zeiten bis nach dem Hussitenkriege.«[9])

Wenzig spricht in seinem Buch »Der Böhmerwald« (162 ff.) auch von Überresten aus dem Polnischen im Chodendialekt, was allerdings entscheidend wäre, wenn er sie auch nachgewiesen hätte. Die Choden- und die Tauser Mundart weisen wohl sehr viele Besonderheiten auf, ihre Erforscher Hruška und Kebrle bezeichnen diese aber nicht als Polonismen.[10])

Jireček (»Das Recht in Böhmen«, I. b. 20) glaubt, daß die Einwohner von Gdec seinerzeit an die Litawa und in die Gegenden der

[6]) Nach Pangerls Arbeit über die Choden zu Taus in den Mitteil. d. Ver. f. Gesch. der Deutschen. Prag, 13, 147 ff.

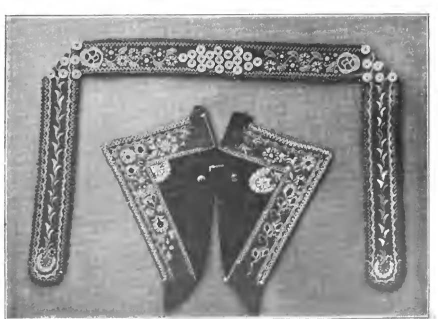
[7]) De Republica Bojema. Amsterdamer Ausgabe von Friedrich Roth-Scholtz 1713, pag. 71. (Mitt. 13. 148.)

[8]) Wohl wegen des Hundskopfes in ihrer Fahne. Starke Hunde waren ihre Begleiter bei der Begehung der Grenze. Eine im Chodenlande spielende Oper sowie der ihr zugrunde liegende Roman von Jirásek führen den Titel „Psohlavci". Ein anderer Spitzname der Choden ist „Buláci", weil sie das Hilfszeitwort „byl" (war) wie bul aussprechen. Diesen Übernamen geben auch jene Chodendörfer, die das „bul" noch sagen, den Bewohnern jener Orte, die noch an der alten Tracht festhalten, so daß derselbe für die Fernerstehenden die Choden überhaupt bedeutet und unter diesem Stamme selbst wieder nur die für uns interessanteren Orte bezeichnet.

[9]) Dějiny Chodů od nejstarších dob až po války husitské. „Květy", 1868, Nr. 8—11. (Mitt. 13. 144.)

[10]) Hruška Jan F.: O hláskosloví chodském. Filolog. Listy XVIII, 30—58. Kebrle V.: Grammatické zvláštnosti mluvy Domažlické (Taus 1901. Gymnasialprogramm.)

Haube (Kolač).



Gürtel und Brustklappen der Weiberjacke (Kazaika).



Stickereien der Choden.

(Der Reihe nach: Mitte der Hosenklappe, Eckenverzierungen von Leibchen, Stickereien am Hemd, Verzierungen an der Tasche der Kazajka, vom Kragen, Vorderteil und Mittelstück der Kragenstickerei.)

heutigen Ortschaften Zditz und Lochowitz im Hořowitzer und Černin im Berauner Bezirk verpflanzt worden sein. Dieser Ansicht schließt sich auch Helfert an.[11]) Auch Pangerl, der Verfasser einer inhaltsreichen Abhandlung über die Choden zu Taus[12]) hält die Choden für Tschechen. Palacký versetzt die (richtig 1039 übersiedelten) polnischen Gedčane ebenfalls in die Gegend des Beraunflusses, jedoch mehr westlich, in den Bezirk von Kralowitz, wo die Dorfnamen Hedčko und Hedčany noch an sie erinnern sollen.[13]) In der Warschauer Zeitschrift »Wisla«, IX, 851, erörtert Bronislav Grabowski diese Meinung von der polnischen Abstammung der Choden.

In neuerer Zeit liest man die Begründung, daß die Polen auch deshalb nicht mit den Choden identisch sein können, weil man doch Fremde nicht mit der Aufgabe betraut hätte, die Pässe des Landes zu hüten.[14]) Auch in der Zeitschrift des deutsch-historischen Vereines ist (XXI, S. 201) diese Erwägung ausgeführt: »Es würde auch höchst sonderbar gewesen sein, wenn Břetislav den im Jahre 1039 besiegten Polen noch in diesem und dem folgenden Jahre die Grenzen des Landes zur Verteidigung überlassen hätte.«

Bei näherer Betrachtung erscheint es mir doch nicht so sonderbar. Es liegt mir fern, in diesem Streit der Meinungen Partei zu ergreifen, ich will nur einiges anführen, was für die ältere Meinung spricht und zugleich die Wohnsitze und das eigenartige Volksleben des Chodenvolkes in einer gewissen Richtung beleuchtet.

Gerade das Wohnen an der Grenze war in älteren Zeiten ein unsicheres und höchst gefahrvolles. Wer zum Beispiel die Geschichte des so reich mit Burgen bewehrten Angeltales von 1400 bis zur Mitte des 16. Jahrhundertes verfolgt, die fast nur von Grenzkämpfen mit den Bayern ausgefüllt wird, läßt für unsere Gegend die Worte des serbischen Guslaren gelten:

> So blutgetränkt beschaffen ist das Grenzland:
> Mit Blut das Mittag- und mit Blut das Nachtmahl,
> Ein jeder kaut im Munde blutige Bissen;
> Und nimmermehr kein lichter Tag zur Ruhe![15])

Gerade das fremde Volk hatte da den ersten Ansturm des Feindes auszuhalten. Ebenso wie die böhmischen Herrscher auch die deutschen Freibauern südlich von den Choden als Grenzwächter bestellten gegen ihre bayrischen Stammesgenossen — auch die Grenze nördlich des Tauser Chodengebietes war Deutschen zur Verwahrung anvertraut, den Choden von Pfraumberg, Neustadtl, Tachau u. s. w. —

[11]) In seiner Abhandlung: Die ehemalige Wald-Veste Böhmen (Mitt. d. geogr. Ges. in Wien, 1870, S. 505, Anmerkung 13.) (Mitt. 13, 144 und 148.)

[12]) Mitt. 13, S. 144 ff.

[13]) Palacký: Geschichte von Böhmen, 1. Aufl. 2. Abdr. 1. 280. Anm. 88. Vergl. auch Bachmann: Geschichte Böhmens, I. Bd., Gotha 1899, S. 219 und 228.

[14]) Besedy Lidu, 6, 69.

[15]) Ethnolog. Mitt. aus Ungarn. IV. S. 37. Krauß.

so war es zum Beispiel auch bei den alten Magyaren die Regel, zu Hütern der Grenze immer **fremde** Stämme zu verwenden, wie die Kabaren, die Bessenyös, die Szekler. Letztere hielt man nie für Ungarn, sondern für Nachkommen der alten Kabaren.[16])

Ebenso wie die Bewohner des Angeltales und die Umwohner des Riesenberges durch zahlreiche Burgen und Festen geschützt waren, hatten auch die Choden ihre Burg, das Chodenschloß in Taus, in dem sie ihre Greise, Weiber und Kinder zu Kriegszeiten bergen konnten. Jeder Hof hatte aber auch noch seinen eigenen festen Platz, den Schüttboden, einen massiv gemauerten höheren Hausteil mit starken Türen, eisernen Schlössern daran und vier schmalen



Fig. 6. Bauernhaus mit »Sýpka« oder »Srub«.

Schießscharten statt der Fenster. Hier verwahrte der Chode seine beste Habe, hierher flüchtete er bei plötzlichen Überfällen; die »Sýpka« war der Berchfried seines Hofes. Heute noch sind diese Baulichkeiten in manchem Chodendorf, zum Beispiel Tilmitschau, zu sehen, auch in dem altertümlichen ehemaligen Tauser Dorf Petrowitz sieht man sie noch.[17]) Sie heißen in einigen Dörfern der Gegend bezeichnenderweise auch »Sruby« (Bollwerke).

Die treue Bewachung der Grenze war dem exponierten Stamm, dem Puffervolk, vor allem zur Deckung der eigenen Haut nötig, wie die Choden 1567 selber sagen: »weil es uns zunächst anginge.«[18])

[16]) Ebenda. V. 195.

[17]) Eine sehr gediegene und ausführliche Abhandlung über das chodische Bauernhaus nnd sein Gerät schrieb J. F. Hruška. (Český Lid., II. 44, 153, 566, 675. II. 10, 392. III. 206, 315.)

[18]) Mitt 13, 227.

Frühzeitig waren unter den Tauser Choden schon Deutsche angesiedelt. Aus Urkunden und Beschwerdeschriften werden uns Hanns Hagkhl, Anderl Deutschenschreiber (1564), Andrä Weiblinger von Tilmitschau, Hanns Plabmann von Klentsch (1571) bekannt. Es kommt in Chodendörfern der Hofname Němec vor, der Familienname Pajdar ist die bayrische Dialektform von Peter. Unter den Choden finden wir noch andere deutsche Namen: Hausner, Hostreiter, Haindl, Thomayer, Hecht, Wuchterl, Knopf, Tauer, Größl (Kresl), Wiesner, Seidl, Etzl, Bachmaier, Baumann, Bohmann u. s. w. Aus einem Zoglmann wurde ein Cudlman. Die Stadt Taus errichtete vor 1600, die Freiherren von Lamingen nach 1620 zahlreiche deutsche Dörfer im Wald »Königreich« im Norden, Westen und Süden des Chodengebietes. So ist es auch verständlich, wenn Kebrle in der oben erwähnten Schrift über zahlreiche Germanismen im Chodendialekt klagt.

Über die alte Tracht des Landvolkes in Böhmen weiß man nichts Sicheres. Bei dem geringen Wohlstande und der ungemein gedrückten Lage der frühzeitig zu Leibeigenen des Adels herabgesunkenen weitaus überwiegenden Mehrheit desselben mag sich die Bekleidung kaum über die Erzeugnisse der Hausindustrie erhoben haben. Heute noch ist ja das Werktagsgewand des Landmannes zum großen Teil aus Leinen oder Scherke. Weiße Scherke ist heute noch der vorherrschende Stoff der festtäglichen Tracht in slowakischen Gegenden. Und von dieser slowakischen Tracht nimmt Professor Koula an, daß sie ein Rest der allgemein slawischen Tracht sei, die in Böhmen, Mähren und der Slowakei üblich gewesen, bis sie von westlichen Einflüssen verdrängt worden.[19])

Böhmen war schon immer infolge seiner zentralen Lage und seiner Geschichte ein bedeutender Kulturmittelpunkt Europas; italienische, französische, spanische, englische, holländische und vor allem und am kräftigsten und nachhaltigsten deutsche Einflüsse haben — freilich nicht immer ungestört — hier eingewirkt, besonders im Adel und im Bürgertum. Bürgerliche Einrichtungen, Lebensweise und Tracht wirkten dann zunächst wieder auf die Bauern weiter. So gehen unsere Bauerntrachten zum großen Teile auf die Moden zurück, die einst von Städtern getragen wurden. Die Bauern haben deren Tracht stückweise angenommen, ihren Neigungen und Bedürfnissen angepaßt, teilweise umgemodelt und dann konservativer als ihre Vorbilder beibehalten.

So könnte man an jeder unserer Volkstrachten Einflüsse verschiedener Nationen, Zeitperioden und Kulturelemente wahrnehmen, überall aber auch etwas Volkseigenes, Reste der älteren Tracht, Eigenheiten in Farbe und Schnitt, in der Freude an der Verzierung der Kleidung durch Weberarbeit, Bänderschmuck und Ausnähkünste unterscheiden.

[19]) Siehe Koulas Studie hierüber im Český Lid, I.

Bevor wir darangehen dürfen, das Volkseigene und Volksfremde zu unterscheiden, nach dem Ursprünglichen, Geschichtlichen und Eigentümlichen in den Trachten zu forschen, müssen wir unser Wissen von den einzelnen Trachten festlegen und so für das Studium präparieren.

Während dieser Arbeit wird sich uns schon mancher Vergleich mit anderen Erscheinungen ergeben; dieselbe wird unser Wissen von den Trachten bereichern und zur Weiterforschung anregen.



Fig. 7. Alte Votivtafel aus der Wallfahrtskirche bei Putzeried (Pocinovice), einem Chodendorfe.

Die farbenfrohe und eigenartige Tracht, die eine erfreuliche Besonderheit der meisten Chodendörfer und anderer Orte der Tauser Gegend bildet, hat bereits zu wiederholtenmalen mehr oder minder eingehende Darstellung gefunden. Eine fleißige Arbeit über dieselbe verdanken wir dem Heimatforscher P. Hippolyt Randa, der in seinem zu Taus 1887 erschienenen Buche »Chodové a jich osudy« (»Die Choden und ihre Schicksale«) auf den Seiten 162—69 der Volkstracht ausführlich gedenkt und mittels eines gelungenen Farbendruckes dieselbe in drei Figuren veranschaulicht. Der gelehrte Kenner der Choden und Erforscher ihrer Sprache Prof. J. F. Hruschka (Pilsen) gedachte der Chodentracht in seinen Arbeiten »Křtiny jdou!« (»Eine Kindstaufe kommt!«),[20] »Koláče (čepce)« (»Hauben«)[21]), ferner im

[20]) Český Lid, V., 237—42.

[21]) Český Lid, VIII., 58.

»Světozor« 1895, 502, und einer reich illustrierten Notiz im »Český Lid« (VII, 395). Zahlreiche Künstler suchten im Chodenlande mit großem Erfolg nach Motiven. Liebscher malte den »Slavnostní průvod chodů« (»Chodischer Festzug«), Quido Manes das schöne Bild »Křesťanské cvičení na Domažlicku« (»Christenlehre im Tauserland«), Velc seine chodischen Typen, die das Tauser Museum schmücken; das Aquarell »Chode« von Jansa hängt im Stiegenhause des Prager volkskundlichen Museums, in dem auch zwei Büsten, ein »Chode« und eine »Chodin« von Vlček aufgestellt sind. Die Chodentracht, die Chodengeschichte, der Choden reiches Volksleben schilderte aber am glücklichsten und fleißigsten der Chodenmaler par excellence Jaroslav Špillar, der seit Jahren seine Werkstätte und seinen Wohnsitz bleibend in einem Dorfe der Gegend aufgeschlagen. Die Namen einiger seiner Gemälde mögen hier folgen: Chodische Hochzeit, Faschingeingraben, Holzmacher, Schnitter, Mäher, In der schwarzen Küche, Der Dudelsackpfeifer, Spinnstube, Beim Großvater, Bei der Großmutter, In der Ausnahme, Auf der Bleiche, In die Rockenreise, Ausbesserung der Drischel, Ackern. Letzteres Bild zeigt, wie die armen Häusler von Neupossikau ihren Pflug selber ziehen. Leider ist der Geist des chodischen Defregger in der letzten Zeit umnachtet. In gelungenen Lichtbildern von hohem volkskundlichen Wert hielt Eduard Strouhal Momente aus dem Volksleben fest: Das Flachsbrechen, Holzmacher, Holzindustrie und ähnliches, ferner Typen von Chodenhäusern.[22]) Schulrat Jirásek schrieb aus der Chodengeschichte seinen Roman »Psohlavci« (»Die Hundsköpfe«) und regte damit den Prager Operndirigenten Kovařovič zur Schöpfung der gleichnamigen Oper an, die ein Repertoirestück des Prager tschechischen Landestheaters bildet und unter dem Titel »Bauernrecht« auch am Prager deutschen Landestheater aufgeführt wurde.

Die Chodentracht war schon auf der böhmischen Landesausstellung 1902 und auf der drei Jahre späteren tschechoslawischen Ausstellung zu Ehren gekommen. Wie anderwärts in Böhmen und Mähren, entstand auch im Tauserlande aus dem in Prag zur Anschauung Gebrachten (in Taus selbst) ein Museum mit Figurinen in Volkstracht. Ein Verein zur Erhaltung der Volkstracht unter den Choden, dessen Gründung Prof. Hruška anregte, kam leider nicht zustande. Das Schwinden der Tracht hätte er vielleicht auch nicht aufgehalten. Die Männer haben sie nun schon fast gänzlich abgelegt. Trotzdem bietet ein Sonntag oder Markttag in Taus noch immer ein recht erfreuendes buntes Bild. Ich habe gehört, daß chodische Männer, denen man ihre Tracht lobte, ihnen sagte, sie mögen sie beibehalten, schätzen und in

[22]) Auch dem Tauser Photographen Tauber danken wir viele Aufnahmen von Choden. Das älteste chodische Trachtenbild ist wohl jene Votivtafel, die das Museum für österreichische Volkskunde besitzt und die ein bäuerliches Ehepaar darstellt. (Fig. 7.)

Ehren halten, sich äußerten: »Ihr Herrenleute wollt, daß wir ewig die dummen Bauern hleihen. Was Ihr anzieht, können wir auch tragen.« Kleiden sich aber Städter in Volkstracht, um derselben Schätzung zu erweisen, so sagen manche Bauern: »Seht Ihr, man macht sich aus uns einen Narren.«

Figurinen der Tauser oder Chodentracht besitzt das Tauser städtische Museum, das Museum für österreichische Volkskunde in Wien (nebst zahlreichen Trachtenstücken), das Daškovskysche ethnographische Museum in Moskau, größere Gruppen das Prager volkskundliche und das Museum des Königreiches Böhmen. Zahlreiche Trachtenstücke hesitzt das Prager tschechische Nationaltheater.

Die Tracht des Tauserlandes wird meist Chodentracht genannt; da aber nicht alle Chodendörfer und auch andere tschechische Dörfer der Tauser Umgehung ohne Rücksicht auf alte Besitz- oder Pfarrverhältnisse sich mit derselben schmücken, ist der Name »Tauser Tracht« der richtigere.

Die Tracht der Kinder.

Des Säuglings erste Reise findet gewöhnlich schon an seinem ersten Lebenstage statt. Da die Kirche nicht überall im Orte ist, ist diese Reise in den meisten Fällen keine kurze. Zu derselben wird das Neugeborene mit einem hinten offenen Hemdchen hekleidet und nach sorgsamer Unterlegung der nötigen Windeln in ein Polster gehüllt. Das Wickelband ist von Seide, dasselhe Band, mit dem die Weiher den Saum ihrer Sonntagsröcke einfassen lassen. Das Häuhchen, das dem Kleinen bei diesem Anlasse aufgesetzt wird, ist bei Wohlhahenden »hart«, das heißt mit Golddraht gestickt, mit Flitterscheibchen, Glasschmuck, roten Seidenmaschen, zuweilen auch Korallen geziert.[22a])

Das Taufpolster, etwas schmäler als ein gewöhnliches Kinderpolster, hat einen seidenen Überzug aus dem Stoffe der Sonntagsschürzen. Das Kind wird zum Taufgange mit einem vielblumigen (padesátikvětovým = fünfzighlumigen) Seidentuche (podlavna) zugedeckt. Das Taufzeug ist ein Teil der Hochzeitsausstattuug, wird aber von der Großmutter erst dann ins Haus gehracht, bis der Rahe, der bei den Choden den Storch vertritt, zum erstenmal eingeflogen ist.

Ein Haupthestandteil der Kinderkleidung ist die Haube; die Füße werden durch Vernachlässigung in der Bekleidung recht abgehärtet. Während das Kind noch lange keine Schuhe und Strümpfe am Fuße gehaht hat, ist sein Köpflein schon aus mehreren Häubchen herausgewachsen. Das Kind läuft im Schnee barfuß, schwitzt aher im Kopfe. Die Werktagshauhen macht jede Mutter selbst. Die für Sonntage oder

[22a]) Ein ähnliches Taufhäubchen aus roter Seide, mit Golddraht (drscounem) ausgestickt, aus der Straschitzer Gegend, ist im Český Lid, XIII., S. 451 ahgebildet. Es zeigt auch denselhen Schnitt wie das chodische.

die Taufe läßt man bei der Näherin anfertigen. Die erhält dann als Stoff hiezu seidene Flecke von alten Tüchern oder schadhaften Schürzen. Diese Hauben erhalten auch ein Futter und werden von Buben und Mädchen bis ins vierte Jahr getragen, bis die ersteren einen Hut, letztere Kopftücher bekommen.

Der Schnitt des Häubchens ist sehr einfach und für Säuglinge wie für drei- bis vierjährige Kinder derselbe. Gehäkelte und gestrickte weiße Kinderhäubchen, wie man sie in deutschen und tschechischen Gegenden und selbst in einigen mit der Mode fortgeschritteneren Dörfern des Chodengaues findet, gibt es in dem noch altväterisch gebliebenen Possigkau nicht. Die alte chodische Kinderhaube hat einen heute wieder ganz modern gewordenen Schnitt. Ein breiter bunter Streifen, der von der Stirn bis in den Nacken reicht, ist mit zwei andersfärbigen Seitenteilen verbunden, die die Schläfen und Ohren bedecken.

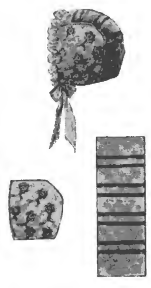


Fig. 8-10.
Chodisches Kinderhäubchen samt Schnitt.

Die Vorderseite ist mit einer weißen Krause oder Kaninchenfell eingefaßt. In den ersten Kinderjahren sind beide Geschlechter gleich gekleidet. Beide tragen über dem bauschärmeligen Hemdchen ein rotes Kittelchen aus leichtem Zeuge, meist aus einem abgetragenen Rocke der Mutter geschnitten. Daran sind Träger von derselben Farbe genäht. Wenn zu Ostern die Knaben schon den ersten Hut erhalten haben, eine etwas kleinere Nummer als der Vater, sonst aber dieselbe halbmoderne Dutzendfasson, tragen sie noch geraume Zeit den roten Kittel dazu, der mit den nahenden Schuljahren der Hose weicht. Doch gibt es auch schon Mütter, die den Kleinen gar vorzeitig in die Hose zwingen.

Die Mädchen bekommen schwarze Kopftücher, die ähnlich wie die der Erwachsenen zu einer Haube gebunden werden. Als Quido Manes seine »Christenlehre« malte, trugen die Mädchen noch fast lauter rote Kopftücher.

Mit zunehmenden Jahren wird die Kleidung der Kinder derjenigen der Erwachsenen immer mehr ähnlich. Die Alltagstracht am ehesten. Der Hauptstoff derselben ist für männliche Kleidungsstücke Scherke. Doch werden auch abgetragene Sonntagskleider zur Feldarbeit und zur Schule verwendet. Ältere Männer und Greise bewahren noch teilweise die alte Tracht. Die Werktagskleidung ist im Sommer häufig aus weißer Hausleinwand, im Winter auch aus

weißer Scherke. Was von alten Trachtenstücken noch vorhanden ist, wird abgetragen, neue Sachen werden schon nach modernem Schnitte gemacht. Bei letzteren, den Sonntagskleidern, wird aber von den Bauern immer auf dunkle Farben gesehen. Die sehr zahlreichen Maurer von Alt- und besonders Neupossigkau, die über den Sommer in Bayern arbeiten, bringen von da auch schon lichte Sonntagskleider mit.

Das Werktagsgewand des weiblichen Geschlechtes ist viel eigenartiger als das der Männer. Die vorherrschende Farbe ist rot. Nur Pantoffel und Kopftuch sind schwarz. Die Chodin, einerlei ob Schulkind, Jungfrau oder Bäuerin, trägt im Alltag einen gewöhnlichen kurzen roten Kittel mit Leibchen, den »Kanduš«; das Leibchen ist an Achseln und Brust sehr weit ausgeschnitten, was auch in den deutschen Dörfern der Rotenbaumer Gegend üblich ist. Das Hemd ist beim Halse geschlossen. Es besteht wie im Deutschen aus zweierlei Leinwand. Von der Hüftgegend abwärts wird die gröbere verwendet. Es hat Bauschärmel. Um den Hals kommt ein geblumtes, färbiges Halstuch, das auf der Brust übers Kreuz gelegt wird. Über die Zipfel desselben wird die Schürze »fěrtoch« gebunden. Statt dieses Tüchels wird an kühleren Tagen, bei weiteren Gängen und im Hause herum eine kurze weite Joppe getragen, die »rozplášenka«. Dieselbe ist häufig so kurz, daß sie vorne nicht einmal die Brüste ganz bedeckt.

Ähnliche kurze Joppen heißen im benachbarten deutschen Dorfe Tannawa: »Fluiga« (Flieger, vergl.: rozplášeti = verscheuchen). Die chodische Joppe, aus rotgemustertem Kattun, hat eine Handbreit vom unteren Rande des Rückenteiles einen breiten Streifen von aufgenähten weißen, blauen, grünen und gelben Krepinen. Diese Tracht wird auch an Sonntagen im Hause und im Dorfe herum getragen, aber immer in besseren Sachen. Im Winter kommt bei Ausgängen über das Leibchen statt des erwähnten Tuches die Joppe. Sie ist aus modernem Wollstoff, selten einfärbig. Lebhafte und gemusterte Stoffe sind dabei beliebter als einfärbige oder dunkle. An Sonntagen im Sommer oder im Fasching laufen die Mädchen mit dem Brusttuche (ohne Joppe) und bloßfüßig herum, besonders im Dorfe selbst.

So beachtenswert sie dem Volksforscher ist, dem Choden selbst hat die Alltagstracht nur geringe Bedeutung. Die Woche gehört der Arbeit und die Kleidung kann da nicht immer ganz schön, neu und gediegen sein. Der Landmann sieht es zum Beispiel sehr ungern, wenn man ihn im Arbeitsgewande photographieren will. Ein solches Bild zeigt er nicht einmal Bekannten, er sendet es weder der Tochter ins Kloster noch dem Sohne nach Amerika. Der Bauer ist ein Sonntagsmensch. Du brauchst die ganze Woche nicht nach ihm zu sehen. Der Sonntag ist die Apotheose seiner Arbeitswoche. Der Hauptpunkt der Sonntagsfeier aber ist der Kirchenbesuch, der ihn und sie aus dem engen Arbeitskreise des Dorfes hinaus in die Stadt oder den ansehnlichen Kirchort zur Frühmesse führt, den Bauern unter die Zahl

der Bekannten, der Gevattern und Vettern, die Bäuerin unter Basen und Schwägersleute, Burschen und Mädchen zueinander. Es ist, als ob man die ganze Woche nur lebte und arbeitete, um dann um so froher atmen zu können im rosigen Lichte des Sonntags. Nach der Frühmesse geht es wieder heim. Zum Mittagessen haben Bäuerin, Töchter, Söhne und Dienstboten bereits die besseren Gewandstücke abgelegt und auch nachmittags tragen sie nur Sachen zweiten Ranges; jedes an seinem Platze.



Fig. 11.
Männliche Figurine aus dem Museum für österreichische Volkskunde.

Die Sonntagstracht.

Bei den Männern ist die alte Tracht schon fast ganz verschwunden. Nur einige Possigkauer Männer tragen noch Teile derselben auf ihrem Kirchgange nach Klentsch. Der charakteristische breitkrempige Chodenhut aus Filz, der sogenannte »širák« (široký = breit), wird fast gar nicht mehr getragen. Er hatte einen Durchmesser von 50 *cm*; der Kopfteil war niedrig und mit einem bis drei Finger breiten und mit einem roten Schnürchen eingefaßten schwarzseidenen Bande umwunden. Der Kopfteil war mit der breiten Scheibe auf drei oder vier Seiten durch doppelte schwarze Bändchen verbunden. Dieser Hut wurde nur von verheirateten Männern getragen.

Vergl.: Der Hut der Slowaken heißt ebenfalls »širák«, wenn er auch gar nicht breit ist.[23])

Im bayrischen Walde wurde ein schwarzer breitkrempiger Hut mit niederem Gupf und Schnallenband getragen.[24])

Im Iglauer Museum befinden sich Hüte, »deren Krempen so breit sind, daß sie mit einer Schnur hinaufgehalten werden müssen«. Sie wurden von Bauern bei Ausgängen getragen.[25])

Breitrandige, steife Hüte, schwarz und mit niedriger Kappe trugen vor Zeiten auch die Bauern der Teplitzer Gegend.[26])

Eine Bäuerin in Zahořan bei Taus setzte bei regnerischem Wetter zu landwirtschaftlichen Arbeiten immer ihres Mannes alten »širák« auf, um keinen Regenschirm mittragen zu müssen, zum Beispiel wenn sie beim Häckerlingschneiden die Ochsen im Göpel führen mußte.

Die Burschen, von der Ehre des breiten Hutes ausgeschlossen, trugen als Kopfbedeckung eine Ottermütze (vydrovka). Sie war aus grünem oder rotem Samt und mit Fischotterfell eingefaßt. Vorne ist der Streifen breiter. Diese Mütze hat keinen Schild. Die Kappe wird von einem Quästchen gekrönt.

Die Fischottermütze war auch im Egerlande gebräuchlich. (John-Grüner, 111.) Die breitere Verbrämung wurde vorn getragen. Zu Feierlichkeiten oder wenn der Bauer in die Stadt ging, setzte er den Hut darauf. Dann kam aber die breite Verbrämung nach hinten, damit der Hut besser saß.

Die Zunderhaube (bubka). Als ich eines Sonntags in Silberberg die Stube des »Holzmacher-Wenzel« betrat, fand ich hier das halbe Dorf versammelt. »Schade, daß Sie so spät kommen, Herr Lehrer!« sagte der Ortsvorsteher. »Wir haben heute des (verstorbenen) alten Holzmachers (eines Choden) Sachen verlizitiert. Schauen Sie, dieses warme Leibl mit Fuchspelzfutter soll mir den Buckel warmhalten. Ich bekam es für siebzig Kreuzer. Und da die Haube, die setz' ich auf, wenn mir der Kopf weh tut.« — »Das wär' was für Sie, ein Altertum!« riefen andere drein. Ein anderer erklärte: »Diese Haube ist aus einem Zunderschwamme gemacht. Die böhmischen Holzmacher machen solche.« Nachdem es mir gelungen war, die Haube — sie war schon recht alt und unansehnlich — zu erstehen, ließ ich mir die Anfertigung derselben erklären.

Der Buchen- oder Zunderschwamm, in unseren Buchenwäldern häufig, wird von der äußeren Rinde befreit, dann tüchtig geklopft. Er läßt sich bis in Tellerform zusammenschlagen und wird dabei weich. Dann kommt er in Aschenlauge, in der er drei Tage bleibt. Hier wird er weich wie Seide und läßt sich ziehen wie ein Strudelteig.

---

[23]) Mus. Franc. Annales. Brünn 1897.

[24]) Reder: „Bayerwald", S. 91.

[25]) Uns. Zeitschr. III, S. 316.

[26]) Laube: Volkstümliche Überlieferungen aus Teplitz, S. 17.

Dann wird er auf der Ofenstange getrocknet. Die Teile der Haube werden dann zugeschnitten, zusammengesetzt und mit grünem Bande eingesäumt.[27]) Oft wird die ganze Kappe aus einem einzigen Stück geformt, solange der Zunder noch weich ist. Nur an den Rand derselben werden zwei Zunderstreifen genäht, der breitere hinten, der schmälere vorn.

Diese Kopfbedeckungen liegen knapp am Kopfe an und haben die Form kleiner Kappen. 1895 waren solche Hauben in der chodischen Abteilung der Prager volkskundlichen Ausstellung zu sehen.

Eine solche Haube ist von schön gelbbrauner Farbe, leicht und fühlt sich weich an. Als die Verwendung des Zunders zum Feuerschlagen noch üblich war, gab es in jedem Dorfe Leute, die sich mit der Erzeugung von Zunder und der Anfertigung solcher Mützen abgaben. Heute noch sollen im Chodengebiete und in einigen deutschen Orten längs der bayrischen Grenze, wie zum Beispiel in Vollmau noch solche Kappen angefertigt werden. Als deutsche Namen nannte man mir »Schwåmakåppen«, der tschechische ist »hubka«.

Diese Hauben sind auch in anderen Teilen des Böhmerwaldes bekannt; Johann Peter schreibt in der Erzählung »Hochwürdens Spielgewinn«[28]): «Der Lärchenwirt saß breitspurig auf der grünen Ofenbank und paffte seine Pfeife. Eine Zunderhaube bedeckte seinen kahlen Kopf«

Die Verwendung und die Verarbeitung des Buchenschwammes oder ähnlicher zäher Pilze zu Kleidungsstücken ist uralt. Ernst Friedel (»Anfänge der Webekunst«, Z. d. V. f. V. V., 134 ff) hält diese Technik für die primitivste der Textilkunst. Auf einer dort beigegebenen Tafel ist ein von Siebenbürger Sachsen aus Zunderschwamm gefertigter Bauern hut abgebildet.

Auch in der walachischen Abteilung der obenerwähnten Prager volkskundlichen Ausstellung (1895) waren solche Hüte ausgestellt. Laut Paul Kummers »Kryptogamischen Charakterbildern« 1878, S. 202, werden auch aus dem Riesenbovist (Lycop. gemmatum) neben Zunder- auch Kinderkäppchen und größere Mützen verfertigt. Noch vor wenigen Jahrzehnten wurden (nach Friedel) in den neumärkischen Dörfern um Küstrin Mützen, Handschuhe, ja ganze Westen aus Zunder zusammengenäht.

Auch in Vorarlberg, Österreichisch-Schlesien, Preußisch-Schlesien und in den Karpathen ist diese Technik bekannt. In Schlesien gehen mit diesen Kappen Händler, »Schwammkappenmänner«, herum.[29])

Diese Schwämmekappen sollen gegen Kopfschmerz heilsam wirken. Dies glaubt man auch in Schlesien.[30])

[27]) In Schlesien auch mit rotem Bande. (Z. d. V. f. Volksk. V., 142.)

[28]) Deutsche Arbeit 1903, S. 412, ff.

[29]) Friedel, a. a. O.

[30]) Friedel, a. a. O.

Der Volksglaube, daß Kopfbedeckungen gegen Kopfschmerz helfen, wird den nicht wundernehmen, der da weiß und erlebt hat, welch große Rolle Kleidungsstücke in der Volksmedizin bei der Abwehr von Krankheitsdämonen spielen. Ich erinnere nur an die Verwendung des Brautkittels, der über den Kopf des Kindes gehalten, dessen Fraisen stillen soll. In Oberbayern werden Kopfwehkranken Anastasia- oder Ignazihäuberln aufgesetzt.[31])

Haare und Bart. Die Choden trugen ihre Haare bis in den Nacken reichend, in der Mitte gescheitelt, wie noch heute die Slowaken. Auch die bayrischen Waldbauern trugen die Haare so lang. (Reder: »Bayerwald« 93.)

Bei den Choden ist es noch immer nicht üblich, sich die Gesichtshaare lang wachsen zu lassen. Früher erlaubte es die hohe Obrigkeit nicht, nun ist der Bart ihren Frauen ein Greuel. Bärte sind immer noch Ausnahmen. Die deutschen Nachbarn der Choden waren nicht so konservativ, wenn auch der Wirt Peter Weber in Flecken bei Rotenbaum, der nach 1848 sich als erster in der Gegend den Bart lang wachsen ließ, davon den Spitznamen »Bartwirt« erhielt, der auch auf seinen Sohn und den Hof überging. Der alte »Bart« hat mir wiederholt davon erzählt.

Das Männerhemd. Es ist für Sonn- und Festtage aus besserer Leinwand und wird nur wenig gestärkt. Der beiläufig drei Finger breite Kragen, dann der Bruststreifen sind reich mit weißer (früher auch schwarzer) Stickerei verziert. (Siehe die Tafel II.) Auf der Brust ist es offen und nur beim Hals mit Bändchen oder zwei gläsernen Knöpfchen, den sogenannten Pärchen, geschlossen. Die Ärmel sind weit, haben aber enge, blaue Büchslein. Die Ledigen tragen über dieses Hemd das Leibchen, welches die bauschigen Ärmel recht zur Geltung kommen läßt.

Das Halstuch. Um den Hals tragen die Männer ein braunes oder schwarzes Seidentuch mit roten Streifen am Rande. Es wird in einen Knoten gebunden. Meist ist es nur ein *halbes* Tuch. Auch die Egerländer machten vor hundert Jahren immer zwei aus einem Tuch; so kauften immer zwei Freunde ein Tuch zusammen und teilten es in zwei Dreiecke.[32])

Die Weste. Ihre Bezeichnung »lajblík« weist auf ihre Abstammung hin. Sie ist oder war aus dunkelblauem Tuche, bis zum Halse geschlossen, vorne und hinten mit bunten Blümchen und Sträußchen aus Seide bestickt. Besonders reich ist diese Arbeit an den Stehkragen, am Rücken und den Taschen. Der Rand der Weste ist mit einem rotwollenen Bande eingefaßt. Dieser rote Flanellstreifen

[31]) Höfler: Das Jahr im oberbayrischen Volksleben, 1899, S. 17, 31. Das Museum für österr. Volkskunde besitzt aus Niederösterreich eine „Fraisenhaube" aus Seide, mit Kupferdrucken; aus dem Ende des 18. Jahrhunderts.

[32]) John-Grüner: Über die ältesten Sitten und Gebräuche der Egerländer, 109.

bildet auf der inneren Seite noch etwa $4^1/_2$ *cm* als Futter die Unterlage des Kragens, der Knöpfe und der Knopflöcher. Die zwei oder drei untersten Knopflöcher und das oberste sind offen, die übrigen fünfzehn sind blind, alle aber mit grüner Seide ausgenäht. Rechts sind in einer dichten Reihe achtzehn Messingknöpfe, von denen aber nur die zwei oder drei untersten ihrem Zwecke dienen. Hie und da sieht man Westen, die unten sogar mit sechs Knöpfen geschlossen werden. Auch jede der beiden Taschen ist mit je vier solchen Knöpfen benäht. Die untersten Ecken sind mit eingestickten Blumen geziert. (Siehe die Tafel II.)

Die Burschen tragen diese Weste im Sommer und beim Tanze heute noch und dabei vorne offen; die großen und langen Bauschärmel des Hemdes bleiben frei, da zu dieser Zeit kein Rock getragen wird.

Auch im Egerlande wurden nur die zwei untersten Knöpfe der Weste, des langen Rockes, wie des kurzen Kollers eingeknöpft.[33] Ähnlich wie die Uniform der Karlsschüler zur Zeit Schillers, die in der Woche vier, an Sonntagen nur drei Knöpfe der Weste schlossen, um das Jabot breit herausstehen zu lassen. Einen scharfen Gegensatz zu dieser eitlen Übung bildet der Mann aus der Gegend von Pilsen (Figurine im Prager tschechoslaw. ethnogr. Museum), der alle Knöpfe der Weste mit Ausnahme der drei untersten zugeknöpft hat. Die ungarischen Slowaken des Niederlandes knöpfen ihre kurzen und buntscheckigen Leibchen (bruslaky) nur beim Halse zu, damit das Vorhemd sichtbar wird.



Fig. 12. Tabakbeutel.

Die Hosen waren gelb und in der Regel von Leder. Sie reichten bis unter die Knie und waren oberhalb der Waden mit verzierten ledernen Bändchen gebunden oder auch mit je zwei Messingknöpfen geschlossen. Doch gab es auch Hosen aus gelbem Kloth. Aus der Hosentasche hing den Alten der mit rotem Leder eingefaßte Tabakbeutel, reiche Zier von Lederquästchen und Lederfransen tragend. Vorn hatte die Hose (überall) eine breite Klappe, die man an den Seiten aufknöpfen und hinunterlassen konnte. Die Mittellinie derselben war mit Stickereien verziert. (Siehe die Tafel II.)

[33]) John-Grüner, 108.

Gelbe Hosen waren in Böhmen früher auch im südlichen Böhmerwalde, um Pilsen, um Leitomischl, Ruzyn bei Prag, bei den Kosaken, bei Jungbunzlau üblich; in Mähren werden sie von den Wischauer Hannaken und den Vacover Slowaken getragen.

Rote Hosen waren in Böhmen meines Wissens nirgends gebräuchlich, dafür bei den Olmützer und den Kremsierer Hannaken und den Slowaken von Lundenburg, Göding, Tovačov, Dřevobostitz und Landshut, bei letzteren mit blauen Stickereien, dann bei den Themenauer Kroaten in Niederösterreich.

Schwarze Hosen trugen die deutschen Nachbarn der Choden, die nördlich, westlich und südlich von ihnen wohnen. Die Wischauer Hannaken tragen außer gelben auch schwarze Hosen. Die mährischen Slowaken tragen mit den hier angeführten Ausnahmen durchaus dunkle Beinkleider.

Blaue Hosen trugen die Slowaken von Velec, Luhačovač und Gaya (hier mit Ausnahme von Vacov, wo man gelbe Hosen trägt), dann die ungarischen Slowaken von Bošäc.

Weiße Hosen gehören zur walachischen Gebirgstracht und zur Kleidung der ungarischen Slowaken.

Strümpfe und Schuhe. Die Strümpfe, die von den Bauern zu den kurzen gelben Hosen getragen wurden, waren wollen, gewirkt und von »kornblumenblauer« Farbe. Die Ledigen trugen weißwollene gewirkte Strümpfe. In Taus war früher die Strumpfwirkerei eines der zahlreichsten Gewerbe, das heute noch dort vertreten ist.

Rotenbaumer Gegend: Die Männer trugen weiße Strümpfe und Schnallenschuhe. Blaue Strümpfe wurden zu Halbstiefeln getragen. Auch die Frauen trugen weiße Strümpfe.[34])

Teplitzer Gegend: Die Strümpfe waren weiß, im Winter trug man graue.[35])

Bayrischer Wald: Die Männer trugen blaue Strümpfe.[36])

Die Schuhe waren niedrig, sehr stark und vorn rund geformt. Als Zier hatten sie große schwarze Schnallen mit einer Unterlage von ausgezacktem Leder. Mit Vorliebe werden in neuerer Zeit hohe, bis über die Waden reichende Stiefel getragen.

Der Rock (kazajka) wird im Winter und zum Kirchgang getragen, und zwar zumeist von Ledigen, doch auch von Verheirateten. Er ist wie die Weste gearbeitet, nur ein Weniges länger, hat außerdem lange Ärmel, die an den Achseln erhöhte Falten, bei den Händen Stickereien haben, ferner zwei Reihen von je zweiundzwanzig gelben Knöpfen, die von der Mitte der Achseln über die Ecken der Brustklappen in dichter Aufeinanderfolge bis an den unteren Rand der Vorderteile reichen. Den zwei Knopfreihen entsprechen auch zwei

[34]) Rank: A. d. Böhmerwalde. Leipzig 1851, S. 31.
[35]) Laube: Teplitz, S. 17.
[36]) Reder: Bayerwald, S. 93.

kürzere Reihen von je elf grün ausgenähten Knopflöchern. Den Raum über diesen nebmen die reichgestickten Brustklappen ein, deren Ecken von dem siebzehnten Knopf der Reihe niedergehalten werden. Auch die Rückseite des Rockes ist mit Stickereien und zwei Knöpfen geziert. (Siehe die Tafel II.)



Fig. 13. Stickerei einer Brustklappe von der Kazajka.

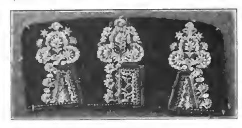


Fig. 14 Stickerei des unteren Teiles der Rückseite der Kazajka.

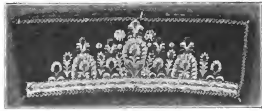


Fig. 15. Stickerei eines Ärmels.

Der Rock wird über der Weste offen getragen. Doch sind die Knopflöcher nicht falsch oder blind.

Eine Abschwächung dieser prächtigen und teuren Verzierungsweise bemerkt man an Röcken desselben Schnittes, die keinerlei Stickerei und statt der messingenen nur Beinknöpfe in geringerer Zahl tragen. Doch hält auch da einer (hier der vorletzte) die Brustklappe fest. Diese Röcke trugen weniger bemittelte Leute.

Aus der einen Tasche der Kazajka guckt ein rotes Sacktuch, aus der anderen ragt häufig der Tabakbeutel hervor.

Der Župan. Er ist ein langer Festrock, wieder aus dunkelblauem Tuch, und reicht bis auf die Waden. Ein gestickter Stehkragen, keine Brustklappen, nur eine kurze Reihe von acht gelben Paradeknöpfen, von Stickerei begleitet, läuft linkerseits vom Halse herab.

Der Leib ist sehr kurz. Der Rock hat drei Schöße, welche hinten an drei Orten mit zwei Messingknöpfen geschlossen sind. Kragen, Ärmelaufschläge und der Rücken in der Gürtelgegend sind mit bunten Blumen ausgestickt. Der Rand dieses Kleidungsstückes ist ebenso wie das Leibchen und die Kazajka mit einem roten (auch schwarzen) Passepoil besetzt.

Diesen Rock trägt der Chode zum erstenmal an seinem Hochzeitstag, ferner noch bei Hochzeiten, Kindstaufen und an hohen Festtagen. Bis zu ihrer Verheiratung müssen die Burschen in kurzen Röcken, den früher erwähnten Kazajken, herumgehen.

Vergl.: Die Toga der Römer.

In Bayern heißt der Verheiratete ein »mantelmäßiger« Mann, da Ledige dieses Kleidungsstück nicht tragen.[37])

Der Mantel als Zeichen der Würde: Die Marktordnung von Hohenfurt (Böhmen) von 1608 sagt im § 52: Wen ein burger an ein mantl auf's rathaus gebt, der ist dem richter und einem rat das wandl verfallen 72 ₰.



Fig. 16.

Rückenverzierung eines Pelzwerkes mit Lederapplikation. Das Detail zum Beispiel hat links rote, blaue, rote, rechts blaue, gold, blaue Lederfleckchen. Alle Schlingen sind mit Lederfleckchen ausgefüllt.

Außer dem Župan trägt der verheiratete Chode auch noch die »balena«, einen langen Rock aus weißer Scherke, mit einem schwarzen Schnürchen eingefaßt, mit Stebkragen und übrigens ohne alle Verzierungen. Dieser weiße Župan wurde auch bei Festlichkeiten getragen.

Heutzutage wird statt des Župan ein gewöhnlicher Winterrock getragen, aber auch im Sommer, wenn es eine Hochzeit oder Kindstaufe gilt.

Es gab auch ganz lederne Röcke, die »Ornát« hießen und auf dem Rücken reiche Lederstickerei (tulipany), das sogenannte Tulpenornament, aufwiesen. Sie kosteten fl. 20 bis 36.

Im Winter trugen die Choden Mäntel aus dunkelblauem Tuch mit besticktem Stehkragen und einer Messingspange beim Hals.

In neuerer Zeit wurden auch kurze dunkelblaue Pelzröcke (kožížky) getragen, die nur bis zur Hüfte reichten. Sie waren mit Schafpelz gefüttert und mit schwarzem Lammfell eingefaßt; dazu wurde die schwarze Lämmermütze (beranice) aufgesetzt.

Es waren hier wie auch in den deutschen Nachbarorten im Winter als Überwurf bei schlechtem Wetter auch Mäntel aus starkem Tuch mit breitem Kragen üblich. Sie sahen unseren Havelocks ähnlich und waren vorne mit einer Schließe versehen.

---

[37]) Reder: Bayerwald, S. 91.

Der Stock der Choden.

Als Stock trugen die Choden früher allgemein hohe Haselstecken, die sie liskovice nannten. Gegenwärtig ist ein tüchtiger Regenschirm ihr häufigster Begleiter, den Mann und Weib unter dem Arme mitführen.

In der Zeit, als sie noch Wachdienste an der Grenze zu versehen hatten, trugen sie Hacken als Waffen. Die Hacke oder Axt mochte überhaupt eine große Rolle bei den Choden spielen, da sie sogar in deren Wappen aufgenommen wurde. Siehe die beigegebene Abbildung des alten Chodensiegels. Diese Waffe, die zugleich als Gehstock diente,

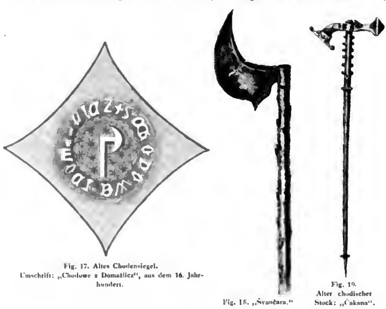


Fig. 17. Altes Chodensiegel. Umschrift: „Chodowe z Domažlicz", aus dem 16. Jahrhundert.

Fig. 18. „Švančara."

Fig. 19. Alter chodischer Stock: „Čakana".

hieß »čakana«, welcher Name von »čekati« (warten) abgeleitet wird. In der Strahöfer Bibliothek befindet sich die von dem Bischof Grafen Johann Rudolf Spork (1694—1759) gezeichnete Skizze einer ähnlichen Stockwaffe unbekannter Herkunft, die dort mit dem Namen »Švančara« bezeichnet ist.[38])

Auch der »Zalesák« aus der Gegend von Vsetin (mährische Walachei) aus dem Jahre 1786 und der »Slovák« von Ungarisch-Hradisch aus demselben Jahre[39]) tragen Stöcke mit gleichen Hacken. In den Karpathen sind ähnliche Stöcke heute noch gebräuchlich.

[38]) Siehe die Abbildung derselben im Český Lid, XIII., 257.

[39]) Abbildungen im Český Lid, VII., 238.

Auch unter der böhmischen Waldbevölkerung müssen diese Hacken recht verbreitet gewesen sein und nicht immer guten Zwecken gedient haben; so schrieb Hippolyt Guarinonius um 1500: »Die böhmischen Schmäräken sind geübt, mit dem Beil oder spitzen Hacken das kleinste Ziel zu treffen und werden dadurch den Reisenden in den Wäldern gefährlich.« Das Wort »Schmäräken« ist selbst den gewiegtesten Kennern der tschechischen Sprache ein Rätsel.[40]) (Fig. 13.)

Die spätere chodische Čakane war ein beiläufig $1^1/_2$ *m* hoher Stock aus hartem Holz. Am unteren Ende hatte derselbe einen starken Spieß, oben aber eine kleine Hacke mit einer kolbigen Verlängerung über die Dülle hinaus, die als Streitkolben (palcát) benannt wird. Der Stock war oben mit Blech beschlagen und mit Nägeln reich verziert. Ihn trugen nur verheiratete Männer, wenn sie nach Taus, nach Bayern, zu Kindstaufen oder Hochzeiten gingen.[41]) (Fig. 14.)

Eine andere, noch neuere Form hat statt des Kolbens eine gebogene, spitz zulaufende Fortsetzung; in Taus werden heute noch solche Stöcke, aber von eleganterer Form, verkauft. Die Bauern selbst tragen sie nimmer. Siehe den Stock bei der männlichen Figurine.

Außer in Ungarn sind solche Stöcke mit Hackengriff noch üblich in Bosnien,[42]) dann in besonders zierlicher Form bei den Huzulen,[43]) in der Gegend von Walachisch-Meseritsch[44]) und bei den Slowaken. (Hier Valaška genannt.) Auch die kroatischen Bewohner von Themenau[45]) besaßen einen Stock, den sie, ähnlich wie unsere Choden, »čagan« nannten. Heute hört man dort diesen Namen gar nicht mehr. Die dortigen Kroaten tragen, wenn sie überhaupt etwas auf den Weg mitnehmen, nur Regenschirme; wieder wie die Choden. Die Kroaten im Murwinkel tragen den Regenschirm an einem Bande über dem Rücken mit.[46])

Die weibliche Tracht.

Für Werktage trägt die Chodin ein Hemd mit ganz kurzen, etwa nur 1 bis 2 *dm* oder — bei Verheirateten — ganz langen Ärmeln, die unter der engärmeligen Joppe (rozplášenka) getragen werden. Das Hemd ist vorne bis zum Gürtel offen und besteht aus zwei Teilen, die in der Hüfte zusammengenäht sind. Der obere ist aus flächserner, der untere, der Hemdstoß (podolek), aus der gröbsten wirchenen Strohsackleinwand.

An Sonn- und Feiertagen, zum Tanz oder im Hochsommer auch an Werktagen wird das Hemd mit den Bauschärmeln darüber

[40]) Schultz: Häusliches Leben im Mittelalter. 376.

[41]) Zeithammer: Šumava, 153.

[42]) Ethnol. Mitt. aus Ungarn, V., Tafel XXX.

[43]) Uns. Zeitschr., VIII., Tafel V.

[44]) Von hier besitzt unser Museum einen Stock mit Hackengriff aus Holz, schwarz lackiert, oben mit Perlmutter eingelegt, „obušek" genannt.

[45]) Uns. Zeitschr., III., 99.

[46]) Ethn. Mitt. aus Ungarn IV., 202.

genommen. Dieses ist sehr kurz und reicht nur wenig über die Hüften. Nimmt man es allein, ohne das Werktagshemd, so kommt ein grobleinener Kittel darunter. In dem chodischen Dorfe Possigkau wird am Hemde eine breite Halskrause getragen, die über die Oberkleider gelegt wird. Die Ärmel sind immer aus gekaufter Leinwand, sehr breit und bauschig, gestärkt und gebügelt. Am Rande haben sie einen schmalen roten Spitzenbesatz; sie werden über den Ellbogen zusammengezogen und mit Bändchen gebunden. Diese Ärmel heißen »rukávce«, wie das ganze Hemd. Beim Halse wird das Hemd mit einem kleinen Knöpfchen geschlossen; in Possigkau, dessen Tracht in mancher Beziebung von der der übrigen Dörfer abweicht, dient diesem Zwecke eine herzförmige Bleispange, das sogenannte »zapinátko«. Diese Fibeln werden dort in Holzformen gegossen. Mehrere solcher Formen und verschiedene solcher Nadeln aus Possigkau besitzt das volkskundliche Museum in Prag.



Fig. 20. Weibliche Figurine in Chodentracht im Museum für österreichische Volkskunde.

Kragen und Schulterteile des Hemdes werden in Possigkau mit schwarzer Seide ausgenäht. Solche Hemden und deren Stickerei werden nach alten Mustern auch in den Handarbeitsstunden der

Volksschule auf Wunsch der Mütter von den Mädchen für sich angefertigt.

Das Weiberhemd der Hannaken heißt »rubač«. Die Kroaten von Themenau nennen dagegen den kurzen Rock so, welcher (wie im Kuhländchen) das zu kurze Hemd ergänzt und bis zu den Knien reicht.[47]) Die Frauen der Hannaken, der mährischen Walachen, der ungarischen Slowaken und der Kroaten von Themenau ziehen eine Ärmelbluse über das Hemd (rukávce). Letztere tragen auch einen Schulterkragen wie die Possigkauer. Dieser wird aber heute nimmer angenäht, sondern um den Hals gebunden und mit einer Nadel am Rücken festgeheftet. Die älteren Krägen waren schwarz gestickt wie in Possigkau.[48]) Der Schulterkragen war am Hemde auch in der Teplitzer Gegend gebräuchlich.[49]) Über das Hemd wird an Sonntagen das Leibchen getragen.

Es ist ganz kurz, von verschiedener Farbe, mit kleinen Metallscheibchen, Golddraht und Seide bunt benäht und auf der Brust tief ausgeschnitten. Vorne hat es drei Knöpfchen, von denen nur das untere eingeknöpft wird, während die übrigen zwei mit ihren Löchern durch rotseidene Bändchen, die sogenannten »nápěnky«, verbunden werden. Über die Schulter hat das Leibchen nur etwa drei Zoll breite Streifen, »poramice« genannt, und unten kleine gefältelte Schößchen; unter dem Leibchen trugen verheiratete Frauen auf der Brust seidene Pölsterchen. Das Festleibchen ist mit verschiedenen bunten Korallen bestickt. Ein solches heißt man »vázaný«, Angebinde. Über das Leibchen wird ein weißes Tülltuch so getragen, daß es, ins Dreieck zusammengelegt, mit der großen Ecke den Rücken, mit den kleineren, die sich kreuzen, die Brust bedeckt; diese letzteren Ecken kommen unters Leibchen. Darüber kommt das bunte seidene Halstuch. Dessen Zipfel stehen noch unter dem Leibchen an der Hüfte hervor. Das Leibchen hat unten Wülste, um die Röcke zu tragen.

Zum sonntäglichen Kirchgange, zu Festen und bei feierlichen Anlässen tragen die Chodinnen die sogenannten »šerky«, wollene Kittel, die sie hoch über den Hüften binden, was eine Eigenart dieser Tracht bildet.

Unten sind sie »obkrádlé« (ankurz).

Vorne ist die von der sehr großen Schürze bedeckte Stelle nur aus Hausleinwand und heißt »dost dobrý« (gut genug).

Vergl.: Uns. Zeitschr. IV., 318 heißt es von einem geblumten Kattunkittel aus Schreibendorf bei Schildberg (Mähren): » . . . hat vorne ein Stück Hausleinwand eingesetzt, um Stoff zu ersparen.«

»Unser Egerland« IV, 29, Inventar einer Heiratsausstattung vom Jahre 1697: Zum Gewande der Braut brauchte man »12 Ellen Schwarz

[47]) Uns. Zeitschr. IV., 223.

[48]) Themenau. Uns. Zeitschr, IV., 222.

[49]) Laube: Teplitz, 18.

Glüßet ganz wüllen Zeuch zu einem Rockb und $1^1/_2$ Ellen Schwarz Vorstatt[50]) zum Forderen Blat«. Dafür aber »$2^3/_4$ Ellen Schwarz ganz wüllen Zeuch zu einem Fürtuch«.

Diese Röcke sind in unzäblige kleine Falten gelegt, welcbe »varhánky« (Orgelchen, von der entfernten Ähnlicbkeit der Falten mit der Tastatur der Orgel) heißen. Der Rock hat gewöbnlich hochrote Farbe und unten ein buntseidenes, bis 16 *cm* breites Band als Saum; vorne ist eine Lücke.

Vergl.: Bei der Blatter Tracht verläuft das Seidenband in der Mitte des Rockes, von Goldstreifen begleitet. Unter der Schürze wurde das kostbare Band gespart wie bei den Choden.

Dieser Rock wird nach dem Gebrauche auf eigentümliche Weise zusammengelegt, und zwar der Breite nach. Die Falten werden nachdem der Rock umgedreht worden, sorgsam zussmmengeschoben, so daß dieser die Form einer langen Wurst erhält, die an drei Stellen (an den Enden und der Mitte) gebunden wird. So kommt der Rock in die Truhe. Die zum Binden nötigen Bändcben sind an den betreffenden Orten angenäbt.

Auch in dem Städtcben Neuern war früher ein ganz weiter »Rollnkittel« aus acht Blättern getragen. Rollen hieß man die »Klavierfalten«, wie man auch die Falten am Spenser so hieß, die man in der Teplitzer Gegend[51]) »Klafirel« nannte; nur sind diese Bezeichnungen für Falten nicht weiter in Übung gekommen, wie bei den Tschechen, die für das deutsche Wort »Rückenfalten« den Plural »varhánky« (kleine Orgel, varhany pbf. = Orgel) besitzen. Varhánky beißen auch die gefältelten schwarzen Strümpfe der mäbrischen Walachinnen.

In der Rotenbaumer Gegend wurden die früher gebräuchlichen rotgezwirnten (routzwirltn) Kittel nacb den Falten zusammengelegt und, in der Form des »Nudelwalkers« gebunden, in ein Trüblein gelegt. Diese Röcke gab es auch in grau und blau; sie waren da die schönsten Kleider für Sonntage. Andere Röcke nannten die Rotenbaumer Pfarrlinge »routkolaberserne«. Aus diesem Stoffe wurden auch die Männerleibchen (Westen) und Halstücher geschnitten.

Zur deutschen Tracht des Radbusatales (nordöstlich von Taus) gehört ein kurzer, ebenfalls gefältelter, aber sehr dick gefütterter schwarzer Rock mit rotem unteren Rande.

Zum Kirchgang trägt man sehr kurze, wie das Leibchen vorn tief ausgeschnittene Jäckchen aus dunkelblauem Tuche, früher auch aus weißer Scherke (siehe die Votivtafel Fig. 7), mit bunten Glasknöpfchen. Das tuchene Gürtelchen ist vorn nicht geschlossen, sondern die reichverzierten Enden desselben hängen zu beiden Seiten herunter. Ärmelaufschläge und Gürtel sind schön gestickt. (Siehe die Tafel I.) Dieses Jäckchen heißt Kazajka. In Possigkau werden solche Jäckchen

[50]) Vorstatt war ordinärer Zeug.

[51]) Laube; Teplitz, 18.

aus schwarzem Tuche getragen. Sie haben als untere Einfassung handbreite Falten (varhánky).

In Possigkau trugen die Weiber im Gegensatz zu denen der anderen Chodendörfer lange blaue Jacken, die bis zur Schoß reichten und von der Hüfte an gefältelt waren.

Vergleiche folgende alte weibliche Kleidungsstücke aus Neuern:

Der Spenser (Spä'sa), tief ausgeschnitten, kurz, Schinkenärmel, zwei kurze, halbfingerlange Schöße. Ein vor 50 Jahren getragenes Jöppchen mit Schinkenärmeln hieß Bundschurl.

Die Goppen (Joppen), tief ausgeschnitten, ganz kurzer Leib, dazu hochgebundene Röcke, Schinkenärmel. Noch älter ist die Rollenjoppe, mundartlich Rollengoppen (vor 80 bis 10 Jahren gebräuchlich), mit langem Leib, Klavierfalten und Ellbogenärmeln.

Die Schürzen der Chodinnen sind lang und sehr breit. Die schönsten und ältesten sind diejenigen, die die Newolitzer Weber auf eigenartige Weise erzeugten. Der Einschuß war von türkischem Garn, der Zettel aber bestand aus lauter Seidenstreifen, erst ganz schmal grün und blau, dann breiter rot und am breitesten gelb. Diese gelben Streifen glänzten wie Gold und nach ihrer Zahl und Breite schätzte und zahlte man auch den Preis der Schürze. Sie werden noch heute getragen. (Siehe die Votivtafel Fig. 7.) An ihre Stelle traten zumeist in Fabriken erzeugte, breitgestreifte und großgeblumte Schürzen aus Seide, Wolle oder auch nur Baumwolle.

Diese großen Schürzen, die fast drei Viertel des Rockes verhüllen und nur den hintersten Teil desselben sehen lassen, verdecken vorne am Rocke einen Teil aus schlechterem Zeug, den bereits erwähnten »dost dobrý« (gut genug).

Im Winter werden ähnliche Jacken getragen, aber mit Marder- oder Fuchsfell eingefaßt. Früher trugen die Chodinnen lange Pelze aus gewürznelkenbraunem Tuche mit langwolligem Schafpelze gefüttert, mit dunklem Schaffell eingefaßt und hinten bis zur Gürtelgegend hinauf geteilt. Nach Randa trug man 1887 noch bei häuslichen Festen in Possigkau solch lange Pelze, aber schwarz, und mit kurzem Leibe; die hintere Seite derselben war vom Gürtel bis zur Hälfte der Waden wie die Röcke gefüttert.

Haartracht. Die Haare werden im Scheitel gehälftet, nach hinten gekämmt, hier in einem Schopf gedreht und mittels eines riesenhaft breiten und hohen Kammes festgehalten. Diese Kämme sind Handarbeit der Tauser Kammacher. Die Konturen des Kammes zeichnen sich durch das Kopftuch und die Plena deutlich ab.

Das schwarze Kopftuch wurde bereits bei der Alltagstracht erwähnt. Früher wurden auch rote Kopftücher getragen, und zwar sowohl von kleinen Mädchen als Erwachsenen.

Vergl.: Die Bayerinnen tragen schwarze, die Kroatinnen im Murwinkel gelbe,[52] die Slowakinnen in Mähren nur rote (sogenannte

[52]) Ethnol. Mitt. aus Ungarn, IV., 202.

türkische) Kopftücher. Rote Kopftücher tragen heute noch die deutschen Bewohnerinnen des benachbarten Radbusatales. Solche sah ich in roten Strümpfen, schwarzen gefältelten Röcken, weißen Leibchen und roten Tüchern vor der Kirchentür in Hradzen stehen. Deren Tuch war aber nicht auf Tauser oder auf bayrische Art um den Kopf gebunden, sondern unter dem Kinn, wie die »Hanka« der nach Rotenbaum Eingepfarrten.

Wie früher die Chodinnen, so trugen auch die Bewohnerinnen des Angeltales (besonders die Neuerner Frauen) früher andersfarbige Kopftücher. Grüne und rote, auch braune waren üblich und wurden vor etwa 80 bis 100 Jahren, in der Zeit der Rollenjoppen, nach hinten gebunden. Später kamen dann die schwarzen Tücher in Schwung, die am Scheitel geknüpft wurden. Im Deutschen ist das Kopftuch nicht kirchenfähig. Am Sonntag wird daher ein schönes, oft seidenes Tuch darüber genommen und dieses — in Neuern »Hülal«, in Rotenbaum »Hanka« oder »Hankatejchal« genannt — beim Kinn gebunden, weshalb es auch »Knipftejchal» (Knüpftüchl) genannt wird, im Gegensatz zum originelleren Kopftüchl. In der bayrischen Gegend von Viechtach war schon vor 50 Jahren das Kopftuch vom Kommuniontische verpönt.[53]) Dagegen lassen die Chodinnen von Possigkau häufig die schöne weiße Plena (Windel) zu Hause und gehen im Kopftuch in die Kirche. Auch in der deutschen Gegend von Iglau und Deutschbrod sieht man viele rotgeblumte Kopftücher. Dort erfreut sich die schöne »deutsche« Tracht noch der vollen Übung. Schule und Kirche tun dort das ihre, um die Leute im Festhalten an der Volkstracht zu bestärken. In den deutschen Schulen des Deutschbroder Bezirkes behalten die Mädchen auch während des Unterrichtes die nicht leicht zu bindenden Tücher auf dem Kopf.[54])

Doch kehren wir nach dieser langen Abschweifung, die Vergleichen diente, wieder zu unseren Tauser Dörfern zurück.

Hier sind die Kopftücher für Werktage aus Baumwolle, an Sonntagen werden zumeist seidene getragen. An den Rändern, besonders aber in den Ecken sind bunte Blumen. Die Tücher werden meist in Haubenform gebunden; in Possigkau bindet man sie »na pokos« (schief oder hängend), in den übrigen Dörfern der Gegend »na babku« (rund um den Kopf). Immer hängen zwei Zipfel nach hinten, einer über die rechte Schulter auf die Brust.

Die Plena. Über das Kopftuch wird zum Kirchgang ein großes, schneeweißes, gut gebügeltes Tuch aus feiner Leinwand getragen, das über das Kinn und dann wieder zurück über den Kopf gewunden wird, wo man es auf dem Scheitel mit einer schönen Masche bindet. Diese Masche und die hinten bis auf den Rücken hängende große Ecke des Tuches sind mit weißen Blumen reich

[53]) Reder: Bayerwald, 93.

[54]) Näheres über die Iglauer Tracht auch in uns. Zeitschr. VI., 259.



bestickt und mit gekauften Tüllspitzen eingesäumt. Dieses Tuch heißt Plena, was auch Windel bedeutet. Die Plena wird nur von Verheirateten getragen. Viele binden sie jetzt auch vorne unter dem Kinn.

Die Flügelhaube (holubice) wird von Mädchen und Frauen bei Festlichkeiten, Taufen und Hochzeiten getragen. Sie ist von feiner weißer Leinwand. Als Oberteil hat sie zwei große, gut gestärkte Maschen, die taubenflügelartig ausgespannt sind. Stirn, Schläfen und Hinterhaupt werden von einem breiten, an den Kopfteil genähten Spitzenstreifen bedeckt. Die zwei Flügel und die zwei über den Nacken hängenden Enden sind mit einer ganz schmalen Spitze eingefaßt. Die Flügelhaube war in ganz Böhmen verbreitet und wurde nirgendwo sonst beobachtet, ist daher eine tschechische Eigentümlichkeit.

Der Golatsch (koláč) oder das Rad (kolo) war eine eigenartige weiße Haube, die von Verheirateten früher zu Festlichkeiten getragen wurde. Das Rad bestand aus zwei Teilen: dem fast kreisrunden und sehr breiten Oberteil und dem Band, mit dem dieser Oberteil über die Stirn gebunden wurde. Derselbe war ein unförmliches, etwa 42*cm* breites, flaches Rad und hing bis ins Genick. Die flache und streng runde Form der unteren Hälfte desselben wurde durch das Einziehen einer elastischen Rute erzielt, welche vorher mit Werg umwunden wurde, damit ihre Gestalt nicht zuviel hervortrete. Diese Rute hieß Katze (kotě). Die Wergumhüllung war in der Mitte der Rute am stärksten — etwa zwei Finger dick — gegen die Enden abnehmend und mit weißem Zeug umnäht. Das Rad selbst zerfiel in zwei Teile; der untere, durch die »Katze« gespannte, war in viele Falten gelegt, die fächerförmig gegen die Mitte liefen, wo er an die obere Hälfte genäht war. Auf der hinteren Seite war der ganze Umkreis mit Schlingen benäht, durch die ein Band ging, das zur Befestigung des Rades zusammengezogen wurde. Über die Stirn und die Schläfen wurde dasselbe durch das oben erwähnte breite Band unter dem Haarschopf gebunden. (Fig. 21.)

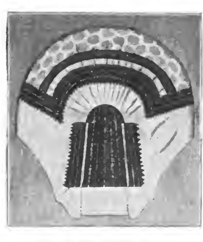


Fig. 21. Koláč. (Vergl. auch die Tafel I.)

Die Oberseite des »Golatsch« war reich, gewöhnlich mit schwarzer Seide ausgenäht, die Hinterseite weiß gestickt, wobei das Grundmotiv die Kreuzform bildete.

Eine solche Haube kostete fl. 7 und noch mehr. Die Braut wurde mit ihr zum erstenmal in der Nacht nach der Hochzeit bekleidet. Eine ausführlichere Mitteilung über dieses interessante Kleidungsstück, das heutzutage nicht mehr getragen wird, mit Bildern von sechs schwarz- und einem weißgestickten Oberteil und einem zugehörigen Bande (plínka) veröffentlichte Professor J. F. Hruška im Český Lid, VIII, 57.

Früher trugen die Bäuerinnen das Gebetbuch Sommer und Winter in ein großes, weißes Leintuch gewickelt unter der Achsel wie ein langes Paket. Begann es auf dem Kirchenweg etwa zu regnen, so breiteten sie das Tuch aus und taten es wie eine Hülle über sich. Junge Mädchen haben für das Buch kleine Tücher. Dieselben sind in der einen Ecke, die sichtbar getragen wird, mit Herzen, Blumen und dem weithin lesbaren Vornamen der Besitzerin ausgestickt. Diese Tücher sind gewöhnliche Fabriksware und werden schon gestickt gekauft. Sie heißen Buchtücher (»šátky na knížky«), und werden auch zum Wischen der Nase verwendet.

Vergl.: Auch bei den Slowakinnen in Mähren gehört zur vollendeten Kirchgangstracht das »Tüchlein in die Hand«.[55]) Schnupftuch und Gebetbuch, in ersterem wohlriechende Blätter, wurden auch in der Teplitzer Gegend zusammen getragen.[56])

Die Sitte, das Buch wohlverwahrt zu tragen, hat sich wohl noch von der Zeit erhalten, als Gebetbücher sehr selten und kostspielig waren und man dieselben in eigenen Futteralen und Buchbeuteln bei sich trug.



Fig. 22.
Buchbeutel von einer Heiligenstatue aus der Kirche zu Schwichau.

Farben. Die tschechischen Bewohner des alten Tauser »Königreiches«, wie der Chodenwald in alten Urkunden heißt,[57]) sind ein farbenfreudiges Volk. Am meisten lieben sie die rote Farbe und überhaupt bunt gemusterte Stoffe. Das Alltagsgewand des weiblichen Geschlechtes ist rot und war damals, als es auch noch rote Kopftücher gab, durchaus rot gewesen. Mit dieser Vorliebe für die rote Farbe stehen die Bewohner des Tauser Landes im Gegensatz zu ihren bayrischen Nachbarn, deren Nationalfarbe die blaue ist. Diesem folgt schwarz in der Beliebtheit; nur für kleinere Kleidungsstücke, zum Beispiel Westen, Halsbinden, liebt der Bayer lebhaftere Farben. Ruhigere Farben tragen auch die deutsch-böhmischen Anwohner der Tauser

[55]) Mus. Franc. Brunae 1896, II., 199.
[56]) Laube, Teplitz, 19.
[57]) Auch der Grenzwald bei Trautenau hieß, weil er dem König gehörte, „Königreich".

Dörfer. Früher bevorzugten auch die Bewohnerinnen der Teplitzer Gegend die rote Farbe bei ihrer Tracht.[58])

Wer an einem schönen Sonntag nach Taus kommt, wandelt vormittags unter den altertümlichen Lauben mitten unter Scharen buntgekleideter Chodinnen, die der Stadt ein noch romantischeres Gepräge aufdrücken, während sie an Werktagen als große rote Mohnblumen die grünen Fluren des alten Chodengaues harmonisch beleben.

Die blaue Farbe ist bei weiblichen Hochzeitsgewändern gemieden, sie bedeutet Unglück in der Ehe.

Einige Farben haben hier eigentümliche Bezeichnungen:
modráčkový = kornblumenblau (bei Männerstrümpfen),
koukolový = kornradenrot (bei Faltenröcken),
punčochová šerka = Weiberrock von der Farbe der (hochroten) Strümpfe.

Eigentümlich ist ferner die Verwendung der Farben zu gewissen Zeiten und Gelegenheiten, wobei sich die Frauen in der Farbe der Röcke nach den Zeiten des Kirchenjahres richten. Zur österlichen und Pfingstzeit ist rot, auch grün üblich, im Advent und in der Faste schwarz und violett. Doch habe ich bereits manche Ausnahmen von dieser alten Regel bemerkt. Zu Begräbnissen werden schwarze Röcke getragen; in Possigkau tragen diese kein seidenes Band als Saum, sondern sind nur mit einer roten Schnur eingefaßt. Dazu wird eine weiße Spitzen- oder Tüllschürze von bedeutender Größe vorgenommen, ebenso ein weißes Halstuch, über der Brust gekreuzt. Die Egerländerinnen trugen vor hundert Jahren bei Begräbnissen den »Schlojer« aus feiner weißer Leinwand, bei Kindstaufen und Hochzeiten dagegen lange schwarze Mäntel.[59])

Um 1880 trugen ältere Frauen bei traurigen Anlässen auch schwarze oder dunkelblaue Leinwandschürzen, die unten mit weißen Zacken, welche Hügelchen (kopečky) genannt wurden, eingefaßt waren und die man mit langen weißen Zwirnbändern über der Hüfte band. Zu den Eigenheiten dieser Tracht gehört ferner, daß auch Bräute am Hochzeitstage den dunkeln Trauerrock mit der erwähnten weißen Spitzenschürze tragen.

Eigentümlichkeiten der Hochzeitstracht.

Der Bräutigam hatte den Hut mit einem reichbebänderten Zweige geschmückt. Er trug den Hut zum erstenmal, so wie den langen Rock, den Župan. In der Hand trug er eine lange geschälte Haselrute, ebenfalls mit einem Bande. Vergl.: Im Falkenauer Lande trug der Taufpate, wenn er ledigen Standes war, eine vom Baste befreite

[58]) Laube: Teplitz, 18.
[59]) John-Grüner, 115.

Haselrute mit roten Seidenbändchen beim Taufgange.[60]) Der Hut hatte früher rundherum eine weiße Schnur und wurde übers Kinn von einem Bande gehalten, das gelbe Scheibchen trug. Heute trägt man dieses verzierte Sturmband bei der Hochzeit auch an den modernen weichen Filzhüten. Seinen Župan schmückte die Braut mit einer großen Schleife, die er von nun an immer an demselben trug. Statt des Župan trägt der Bräutigam heutzutage einen neuen Winterrock, auch im Sommer. Vergl.: Auch im Egerlande trug der Bräutigam in älterer Zeit (auch im Hochsommer) Fuchshandschuhe aus Pelz, eine Otterfellmütze und darüber den mit einem roten Bande und roter Masche geschmückten Hochzeitshut.[61]) Auch der slowakische Bräutigam trägt zur Hochzeit einen Pelzmantel, »Mentek«.

Die Braut, auch die Kranzeljungfern (droužky, drúžičky), tragen heute noch die wunderliche »čepeni«, die die Form eines umgekehrten Vogelnestes hat. Auf einer kappenförmigen Unterlage sind eine Unmenge von Schleifen aller Farben und zitternde Glasnadeln befestigt. Mit Flittergeld ist nicht gespart. Der Braut und den Kranzeljungfern werden die Haare in viele Zöpfchen geflochten und diese kranzförmig um das Haupt geordnet. Die Braut trägt — auch im Sommer — eine mit Pelz besetzte Kazajka,[62]) dazu einen schwarzen Rock mit der bereits erwähnten sehr großen weißen Spitzen- oder Tüllschürze.

Die Stickereien auf den Kleidungsstücken werden vom Dorfschneider und dessen weiblichen Angehörigen verfertigt. Das Herz fehlt bei wenigen dieser Arbeiten. Es bildet meist den Ausgangspunkt, um den sich sternförmige oder langknospige Blüten gruppieren. Auch der Granatapfel fehlt nicht, (Tafel II, unterste Zeichnung.) Den größten Teil der Stickerei bilden immer pflanzliche Motive, Blumen- und Blätterfiguren. Besonders beliebt ist bunte Stickerei in hellen Farben auf den blauen männlichen und weiblichen Kleidungsstücken. Die größte Mühe wird auf die Stehkrägen derselben verwendet. Die Ausnäharbeit macht meist — infolge der Verwendung zart abgetönter lichter Farben — einen angenehmen Eindruck. Auf älteren Kleidungsstücken sieht man noch, aber schon selten, weiße Seidenstickerei. Neuere Stickereien, die von den altüberlieferten Mustern abweichen wollen, fallen nicht schön aus. Die deutsche Tracht der Nachbargegenden kennt keine Verzierung durch Stickerei.

Die bei der Frauentracht, besonders reich an der Plena, verwendeten Spitzen sind Fabriksware. Trotzdem in und um Possigkau seit neuerer Zeit die Leute selbst Spitzen verfertigen, hat das Handprodukt in der Volkstracht nur ganz ausnahmsweise Verwendung gefunden.

[60]) John: Westböhmen, 113.

[61]) John: Westböhmen, 143.

[62]) Im Egerlande trug die Braut unter dem langen Brautmantel und ebenfalls zu jeder Jahreszeit das Wams mit Pelzwerk. (John: Westböhmen, 143.)

Es sei mir gestattet, hier ganz kurz den Inhalt meiner längeren Mitteilung über die Tauser Tracht zusammenzufassen:

1. Die männliche Feiertagstracht wird so gut wie nicht mehr getragen.

Sie bestand aus einem weitkrempigen Hute, einer mit Stickerei verzierten kurzen blauen Jacke, gelben Kniehosen, weißen oder blauen Strümpfen, hohen Stiefeln oder Schnallenschuhen.

2. Die weibliche Feiertagstracht wird in zahlreichen Dörfern um Taus noch allgemein getragen.

Sie besteht aus einem großen weißen, reichverzierten Kopftuche, einem ausgeschnittenen Leibchen, einer blauen bestickten Jacke, einem hochgeschürzten einfarbig roten, grünen oder violetten, nicht zu kurzen Rocke und einer großen blumigen oder gestreiften Schürze.

3. Die Alltagstracht der Männer bietet wenig Bemerkenswertes. Um so interessanter ist die der Frauen, die aus einem schwarzen Kopftuche, einer sehr kurzen, rot gemusterten Joppe, einem rotgestreiften, hochgeschürzten Rocke, roten Strümpfen und Pantoffeln besteht.

4. Diese Tracht bietet in Einzelheiten viele Vergleichungspunkte zwischen den Trachten der benachbarten Deutschen des Radbusatales, des Angeltales und des Egerlandes sowie mit anderen slawischen Bekleidungsarten Böhmens und Österreich-Ungarns überhaupt; doch hat sie auch ihre Besonderheiten.

Die einzelnen Stücke der kleidsamen Tauser Tracht waren dauerhafte Produkte der häuslichen Industrie, welche, mit großem Aufwande von teurem Pelzwerk und guter Seide verziert, ein ganzes Menschenalter aushielten. Heute ist die Freude an Änderungen, am falschen Schein, an den gleißenden, schlechten und billigen Fabriksprodukten leider schon zu tief ins Volk gedrungen. Die alte Tracht — und nicht nur diese — leidet darunter. Hoffentlich wird es aber doch noch lange dauern, bis der letzte Rest von Freude am Althergebrachten vor den zahlreichen ebnenden Einflüssen der Zeit auch bei den Choden erkalten wird. Möge ihr alter Gau seine überlieferte Tracht, dieses äußere Zeichen seiner aus Landschaft, Geschichte und Volkseigenart erwachsenen Romantik, noch lange bewahren!

Silberberg, am 1. Jänner 1906.

Das Erzgebirge nach seinen Siedlungen und der Beschäftigung seiner Bewohner.

Von Joh. Bachmann, Leitmeritz.

Gänzlich verschieden ist das Erzgebirge nach Lage und Bauart seiner Siedlungen vom Böhmerwald; es hat dies in dem abweichenden Aufbau beider Gebirge seinen Grund. Der Böhmerwald schließt als Kettengebirge — besonders in seiner längeren Südhälfte — Längentäler ein, die sich an mancher Stelle sogar zur Ebene erweitern. Sie boten hinreichend Raum für menschliche Niederlassungen, welche deshalb auch, was namentlich von allen volkreicheren gilt, überwiegend hier zu treffen sind, während die Abhänge und Kämme bis zum heutigen Tag dichte Nadelwaldungen bedecken. Das Erzgebirge bildet nach Südosten, das ist nach Böhmen, eine steile Gebirgswand mit nur kurzen Quertälern, die sich nicht selten zu tiefen Schluchten verengen. Die schmale Talsohle mit den beiderseits schroffen Wänden gestattete in der Regel gemeinsame Ansiedlungen nicht; auch die Wassernot, die gar oft Leben und Eigentum bedroht, ließ es gewiß nicht rätlich erscheinen, daselbst dauernd Wohnung zu nehmen, und so entstanden die Gemeinwesen an Orten, die ihren Gründern Aussicht auf längeren, wenn auch nicht immer hinreichenden Erwerb boten. Diese Umstände dürften hier wohl meistens ausschlaggebend gewesen sein, wenn an die Errichtung von Wohnsitzen geschritten wurde. Das Erzgebirge besitzt darum auch zahlreiche Ortschaften auf seinen Abhängen und seinem Rücken und bietet bei seinem Anblick einen bunten Wechsel von Wald, Flur und menschlichen Niederlassungen größeren und kleineren Umfanges.

Da der Nordwestabhang des Erzgebirges keineswegs mit der steilen Südostwand übereinstimmt, sondern sich als eine allmählich gegen Nordwesten neigende Hochebene mit nur mäßigen Erhebungen und Vertiefungen — sie überschreiten durchschnittlich kaum 200 *m* — darbietet und da die Grenze gegen Sachsen nicht unmittelbar längs des Kammes verläuft, sondern in wechselnder, bald beträchtlicher, bald geringer Entfernung davon auf der sanften Nordwestabdachung, so folgt, daß die in der höchsten Gebirgsregion liegenden Orte vornehmlich Böhmen angehören. Gottesgab, vom Spitzberg (1120 *m*), Keilberg (1238 *m*) und Fichtelberg (1213 *m*) umgeben, ist mit seiner 1020 *m* zählenden Meereshöhe bekanntlich die höchstgelegene Stadt Böhmens.

In die Augen springend ist die Bauart zahlreicher Ortschaften, wie von Silberbach bei Graslitz, Bernau, Neuhammer und Trinksaifen bei Neudeck, Seifen und Stolzenhain bei Gottesgab, Weipert, Reischdorf bei Preßnitz, Zinnwald und vieler anderer. Ihre zerstreut stehenden Anwesen verteilen sich auf einen so weiten Raum, daß gewöhnlich eine mehrstündige Wanderung notwendig wäre, um sie

zu umgehen; nicht selten hängen auch Nachbargemeinden unmittelbar zusammen.

Die erste Bevölkerung des Erzgebirges bestand in thüringischen und ostfränkischen Kolonisten; ihre Mischmundart ist gegenwärtig fast vollständig von der obersächsischen verdrängt. In den Ortschaften westlich und südlich von Graslitz sowie südlich von Schönlind, Bäringen und Joachimstal wird jedoch der Egerländer Dialekt gesprochen, der ursprünglich als nordgauische Mundart bloß im Egerland und in der bayrischen Oberpfalz heimisch war.

Die Bewohner des hohen Gebirges — es sind hier nur die Erwerbsverhältnisse des böhmischen Anteiles berücksichtigt — zählen zu den ärmsten von Mitteleuropa.

Nicht ohne einen günstigen Einfluß sind die modernen Verkehrsmittel auf dieselben geblieben, und Orte, die von einem Schienenstrang berührt werden, wie Schönbach an der Linie Tirschnitz—Schönbach, Bleistadt, Rothau, Graslitz an der Linie Falkenau—Graslitz, Neudeck an der Linie Chodau—Neudeck, Joachimstal an der Linie Schlackenwert—Joachimstal, Weipert an der Linie Komotau—Weipert und andere, haben einen bedeutenden wirtschaftlichen Aufschwung genommen und sich zum Teil zu Sitzen der Großindustrie emporgeschwungen; auch der rührige Erzgebirgsverein, der sich in eine größere Anzahl von Zweigvereinen gliedert, erblickt seine Hauptaufgabe darin, durch die Hebung des Touristenverkehres und die Einbürgerung winterlicher Sports — des Hörnerschlittenfahrens und des Skilaufens — den Bewohnern neue Einnahmsquellen zu erschließen; außerdem kann sich das Gebirge in den letzten Jahrzehnten einer größeren Zahl Männer rühmen — an ihrer Spitze stand durch viele Jahre der verstorbene ehemalige Präsident der Prager Handels- und Gewerbekammer, Richard Ritter v. Dotzauer — die als treue Söhne ihrer angestammten Heimat keine Mühe scheuen, durch die Einführung neuer Beschäftigungszweige — der Zucht der Kanarienvögel — und die Förderung schon bestehender — der Spitzenklöppelei, Instrumentenmacherei, Handschuhfabrikation und Spielwarenerzeugung — das nicht beneidenswerte Los ihrer Landsleute zu verbessern.

Mühsam ringt der Erzgebirgsbauer dem Boden den spärlichen Ertrag an Hafer und Kartoffeln ab, der einzigen Früchte, welche noch angebaut werden; in Tragkörben wird hie und da der Dünger nach dem steilen Bergabhang gebracht und der kleine Acker mit Handgeräten bearbeitet, da dessen abschüssige Lage Wagen und Pflug nicht verwenden läßt; häufig zwingen ihn Schneefälle, die begonnene Aussaat zu unterbrechen, oder sie überheben ihn im Herbst der erhofften Ernte. Einiges nennenswertes Einkommen aus der Landwirtschaft bringen ihm bloß die Viehzucht und der Wiesenbau; doch leidet dessen Fechsung, die in der Regel nur einmal jährlich stattfindet, gar oft unter der Ungunst der Witterung.

Durch Jahrhunderte gewährte der Bergbau den Bewohnern des Erzgebirges ihren Unterhalt; sein bis heute nicht erschöpfter Reichtum an Erzen gab dem Gebirge auch den Namen und manches neugegründete Gemeinwesen, das einer erst erschlossenen und abbauwürdigen Grube seine Entstehung verdankte, ward auch nach dem ihr entnommenen Erz benannt, so: Bleistadt, Kupferberg, Zinnwald, Graupen; letzteres ist nämlich der Name der etwa körnergroßen Kristalle des Zinnerzes. Seinen Anfang nahm er im Jahre 1163 mit der Auffindung einer silberreichen Erzstufe, und Harzer Bergleute wurden herbeigerufen, um die bisher im Erdinnern schlummernden Massen nützlichen Metalles zutage zu fördern. Es trat den erfahrenen Grubenarbeitern in großer Mannigfaltigkeit entgegen, und zwar als Zinn, Nickel, Kobalt, Uran, Wismut, Kupferkies, Rot-, Braun- und Magneteisenstein, besonders aber als Blei und Silber. Die blei- und silberführenden Gänge erstrecken sich nämlich von Meißen aus über Freiberg, Marienberg, Annaberg bis nach Joachimstal. Letztere Stadt gelangte im 15. und 16. Jahrhundert durch ihren Bergbau auf Silber, Uran, Wismut und Nickel zu hoher Blüte; hier prägten seit dem Jahre 1517 die Grafen Schlick eine Silbermünze, welche unter dem Namen »Joachimstaler« zu solchem Ansehen gelangte, daß derselbe in der abgekürzten Form Taler zum bleibenden wurde. Obwohl sehr zurückgegangen, ist dennoch der Bergbau unter allen Bergstädten des böhmischen Erzgebirges auch in der Jetztzeit hier noch am bedeutendsten; im Jahre 1891 wurden 37 *t* Silber- und 22 *t* Uranerze gewonnen. Er steht unter der Leitung einer kaiserlichen Berg- und Hüttenverwaltung.

In jüngster Zeit hat das vielverheißende Radium die Blicke der gesamten wissenschaftlichen Welt auf Joachimstal gelenkt; es kommt nämlich in dem Uranpecherz vor, das bisher in der Emailmalerei, zur Herstellung des Urangelbs und anderer Farben, des Uranglases und noch weiteren gewerblichen Zwecken benutzt worden ist. Den Grubenwässern, die ebenfalls radiumhaltig sind, wird eine große Heilkraft bei Gicht und Rheumatismus zugeschrieben, so daß gegenwärtig im k. k. Ackerbauministerium Beratungen über die Errichtung einer Kuranstalt mit Radiumbädern gepflogen werden; auch getrunken wirkt das aus den Gruben abfließende Wasser gesundheitsfördernd und gleicht in dieser Beziehung der Guberquelle in Bosnien.

Schwere Wunden schlug dem Bergbau des Erzgebirges der dreißigjährige Krieg, von welchen er sich nie mehr vollständig erholte; in mehreren Städten wurde er am Beginn des 19. Jahrhundertes vollständig aufgelassen. Es werden heutigentags nicht mehr abgebaut: die Gruben von Bleistadt (auf Blei und Eisen), Heinrichsgrün (auf Silber), Platten (auf Eisen), Frühbuß (auf Zinn), Gottesgab (auf Silber), Kupferberg (auf Kupfer und Silber), Preßnitz (auf Silber), Weipert (auf Silber und Kobalt) und andere.

Nebst Joachimstal fördern gegenwärtig nur noch die Bergwerke von Abertham, Zinnwald und Graupen; im ersteren werden durchschnittlich im Jahre 60 *t* Zinnerz im Werte von *K* 60.800 abgebaut, das zur Verhüttung nach England ausgeführt wird; die beiden letzteren liefern auch dasselbe Erz. Die Gruben von Zinnwald beschäftigten im Jahre 1870 kaum noch zwanzig Bergleute, deren Zahl später sicher keine Vermehrung erfahren hat. Vor etwa einem Jahrzehnt ging eine Gesellschaft daran, die silberhaltigen Erzgänge bei der Stadt Klostergrab von neuem dem Betrieb zu erschließen; sie kam indes über die Vorarbeiten nicht hinaus. In allerjüngster Zeit hat ebenfalls eine Vereinigung von Kapitalisten und Fachleuten den Bergbau bei Graslitz-Klingental auf Kupfererze wieder aufgenommen und fördert auch bereits ganz ansehnliche Mengen dieses Erzes.

Als mit dem Niedergang des Bergbaues den Bewohnern des Erzgebirges bitterste Not drohte, erschien ihnen als Retterin Barbara Uttmann, die Frau des Annaberger Bergherrn Christoph Uttmann, indem sie das Spitzenklöppeln einführte. Sie soll diese Kunst, deren Einbürgerung in das Jahr 1561 fällt, von einer Brabanterin erlernt haben, welche, als Protestantin aus ihrer Heimat vertrieben, bei ihr Unterkunft gefunden hatte. Wie sehr dadurch einem dringenden Bedürfnis abgeholfen wurde, erhellt wohl am besten aus dem Umstand, daß die Spitzenklöppelei in kürzester Zeit die verbreitetste Hausindustrie des gesamten Erzgebirges war. Sie bildet auch noch heute Tausenden von Bewohnern des mittleren und westlichen Teiles die einzige Erwerbsquelle; der Staat weiß darum auch ihre Bedeutung für die zahlreiche Bevölkerung dieses minder wirtlichen Erdstriches zu würdigen und ist bemüht, durch die Errichtung von Spitzenklöppelschulen die Erzeugnisse dieses Gewerbes auf eine zeitgemäß hohe Stufe zu stellen. Solche Schulen bestehen derzeit in Graslitz, Gossengrün, Heinrichsgrün und Gottesgab; gewöhnlich sind mit diesen Anstalten noch verwandte Fachkurse für Stickerei, Wirkerei und Seidenweberei verbunden.

Zur Steigerung des Absatzes hat sich im Jahre 1903 auf Anregung des Hofrates A. v. Scala, Direktor des Österreichischen Museums für Kunst und Industrie in Wien, der Verein zur Hebung der Spitzenindustrie gebildet, dessen Protektorat die Frau Erzherzogin Maria Theresia übernommen hat. Das Wirken des Vereines, der rege Wechselbeziehungen mit sämtlichen Spitzenschulen des Landes unterhält und den Vertrieb ihrer Erzeugnisse an Kaufleute und Private vermittelt, erweist sich während der kurzen Dauer seines Bestandes der Spitzenindustrie höchst förderlich.

Im Laufe der Zeit haben auch noch andere Gewerbe in den zahlreichen Ortschaften des Erzgebirges, die besonders in den Gerichtsbezirken Graslitz, Neudeck, Joachimstal, Platten, Preßnitz und Weipert



mit Rücksicht auf ihre hohe Lage eine überraschend dichte Bevölkerung besitzen, Eingang gefunden. Eine Wanderung von Südwest nach Nordost, den Kamm entlang, entrollt dem aufmerksamen Beobachter in bezug auf die Beschäftigung der Bewohner folgendes Bild: Schönbach und Graslitz sind die Mittelpunkte einer hochentwickelten Industrie, der Instrumentenerzeugung; in ersterer Stadt, wo sie bis vor etlichen Jahren nur Hausindustrie war, überwiegt die Verfertigung von Saiten, in letzterer von Blasinstrumenten, und zwar sowohl von solchen aus Holz als auch aus Metall. Damit sich ein jeder Arbeiter eine möglichst große Fertigkeit und Geschicklichkeit aneigne, ist bis



Fig. 23. Rumänische Truhe aus Siebenbürgen. (Siehe S. 55 ff.)

ins kleinste Teilung der Arbeit durchgeführt; so scheiden sich beispielsweise die bei der Herstellung von Violinen Beschäftigten in Bogen-, Hals-, Steg- und Wirbelschnitzer, in solche, die das Griffbrett und den Saitenhalter anfertigen, und endlich in solche, welche den einzelnen Teilen des Schallkörpers, das ist dem Resonanzboden (der Oberplatte), dem Boden (der Unterplatte) und den beiden Zargen (den Seitenwänden) die entsprechende Stärke geben. Die letzteren Arbeiter setzen in der Regel das Instrument auch zusammen, überziehen es mit einem sehr feinen Lack, stellen die Stimme auf und besaiten es. Als Holzgattungen gelangen der Ahorn und die Fichte zur Verwendung, jener für die Unterplatte, die Zargen, den Hals und den Steg, diese für die Oberplatte; zu den Wirbeln und dem Saitenhalter wird sehr hartes Holz benützt und zum Griffbrett, besonders bei besseren Instrumenten, Ebenholz. Schönbach bezieht große Mengen Holz, das ausgewachsen und abgelagert sein muß, aus den Alpenländern, doch

Fichte auch aus dem Böhmerwald. Die Zahl der Instrumentenmacher beträgt beiläufig 600 mit 400 männlichen und 200 weiblichen Hilfsarbeitern und die Zahl der jährlich erzeugten Instrumente, beziehungsweise ihrer Bestandteile und des sonstigen Zugehörs zu denselben beläuft sich auf etwa 95.000 Geigen, 1930 Bratschen, 1200 Baßgeigen, 14.200 Gitarren, Zithern und Mandolinen, 87.000 Schachteln, 137.500 Hälse und Böden für Bässe, Cellos und Geigen, 4800 Violinbogen, 105.800 Dutzend übersponnene Saiten, 72.600 Dutzend Stege, 56 000 Dutzend Wirbel, ferner 2000 Blechinstrumente, 2000 Signalhörner, 3000 Klarinetten und Flöten sowie 3000 Etuis für Geigen und Zithern. Im Jahre 1885 ist die Instrumentenerzeugung durch eine Akkordeon- und Ziehharmonikafabrik vermehrt worden und seit dem Jahre 1892 die Herstellung von Darmsaiten, die staatlich subventioniert wird, eingeführt.

Auf ebenso hoher Stufe steht auch die Instrumentenmacherei in Graslitz. Sie brachte im Jahre 1885 hervor: 25.200 Stück Mundharmonikas, 18.391 Stück Metall-, 22.416 Holzblasinstrumente, 10.112 Streichinstrumente und 50.000 Dutzend Kinderinstrumente. Sie hat ohne Zweifel seit dieser Zeit auf allen Gebieten eine nambafte Steigerung erfahren. Mit der Verfertigung von Blasinstrumenten und Kindertrompeten befaßt sich nicht allein die Hausindustrie, sondern ihre Herstellung geschieht auch fabriksmäßig. Für die Holzblasinstrumente, die Flöte, Klarinette und Oboe, werden hauptsächlich das Buchsbaum- und das Ebenholz verarbeitet. Dieses liefern Ostindien und der gleichnamige Archipel, jenes wird aus Südeuropa, Nordafrika, Südrußland und dem Orient eingeführt. Um die Arbeiter zu befähigen, die verfertigten Instrumente nach ihrer Güte, das ist nach Reinheit und Stärke des Tones beurteilen zu können, unterhält die Regierung in beiden Städten Musikfachschulen; dadurch haben sie sich auch zu beachtenswerten Pflegestätten der Tonkunst entwickelt. Absatzgebiete für die erzeugten Instrumente stellen die Länder aller Erdteile bei.

Die Stadt Graslitz gilt nach ihrer Industrie als die Metropole des böhmischen Erzgebirges. Sie ist Hauptsitz der Spitzenklöppelei mit einer gut eingerichteten Klöppelschule, an die verwandte Fachkurse angegliedert sind; außerdem besitzt sie eine Perlmutterknopffabrik, eine Samtweberei und überdies je zwei Baumwollspinnereien und -Stickereien, wovon jede der letzteren 80 Maschinen mit 600 Arbeitern beschäftigt. In diesen Fabriken finden auch viele Einwohner der volkreichen Nachbarorte Eibenberg und Silberbach Arbeit und Verdienst.

Seit etwa zwanzig Jahren bekundet das alte Bergstädtchen Bleistadt, das vorher bloß in der Spitzenklöppelei einen unzureichenden Erwerb fand, eine regere gewerbliche Tätigkeit; es hat sich hier die Erzeugung von Musikinstrumenten, die Perlmutterknopf- und Glasfabrikation eingebürgert.

Das Städtchen Heinrichsgrün weist als einziges Gewerbe nur das Spitzenklöppeln auf, zu dessen Förderung eine staatliche Fachschule vorhanden ist.

Einen sehr beachtenswerten industriellen Aufschwung hat die Stadt Neudeck zu verzeichnen, seitdem sie durch die Errichtung einer Lokalbahn in den zeitgemäßen Verkehr einbezogen wurde. Es sind hier im Betrieb: Unternehmungen für Metallindustrie (Verfertigung von Gegenständen aus Eisenblech, eine Eisengießerei, ein Blechwalzwerk), eine Wollspinnerei und Wollwäsche, Fabriken für Holzstoff, Papier und Handschuhe; auch die Spitzenerzeugung ist von Belang.



Fig. 24. Rumänische Sitztruhe aus Valea Sacă. (Siehe S. 55 ff.)

In den weitläufigen Dörfern Trinksaifen und Neuhammer bildet neben der Spitzenklöppelei die Verfertigung von Blechlöffeln einen Teil des Kleingewerbes; doch zeigt sich darin ein stetiger Rückgang.

Diese ist auch in der Bergstadt Platten heimisch, wo außerdem noch Blechspiegel hergestellt werden und sich die Einwohner mit Spitzenklöppeln und Spitzenhandel beschäftigen.

Die Einwohner des hochliegenden Städtchens Frühbuß (887 *m*) treiben Bobinetstrickerei, Spitzenklöppeln, Perlmutterknopffabrikation und Maschinenstickerei; dieselbe bringt 200 Arbeitern Erwerb.

Zu einem blühenden Gewerbe hat sich die Handschuhfabrikation, die sich vorzugsweise mit der Erzeugung von Glacéhandschuhen

befaßt, in den Bergstädten Abertham, Bäringen, Joachimstal und Böhmisch-Wiesental emporgeschwungen. Das zu verarbeitende Material besteht bei letzteren je nach der besseren oder geringeren Qualität der Ware aus den gegerbten Häuten der Zicklein, Ziegen, Lämmer und Schafe. Von welch großer Bedeutung diese Industrie für die genannten Städte ist, beweist am besten die Tatsche, daß Abertham mit dem seinem Gemeindeverband angehörenden Dorf Hengstererben jährlich allein für *K* 1,800.000 von diesem Artikel in den Handel bringt. Diese Stadt verfügt überdies über Blumenstickerei und eine Blechlöffelfabrik, aus welcher im Jahre 350 000 Dutzend fertige Ware im Betrag von *K* 210.000 hervorgeht.

Joachimstal zählt zu den industriereichsten Städten des böhmischen Erzgebirges; seine Einwohner finden, abgesehen von anderen schon erwähnten Gewerben, bei der Herstellung von Uranfarben, der Papierfabrikation und in einer staatlichen Tabak-, Zigarren- und Zigarettenfabrik lohnende Beschäftigung.

Dem wegen seiner hohen Lage schon angeführten Bergstädtchen Gottesgab dient abermals die Spitzenklöppelei als unentbehrlicher Erwerbszweig. Um ihren Produkten Marktfäbigkeit zu verleihen, hat die Regierung ebenfalls eine Fachschule errichtet. Einen großen Teil des Gewinnes, den das Touristenwesen und die winterlichen Sports den Gebirgsbewohnern eintragen, dürfte wohl dieses Städtchen an sich ziehen, da es unmittelbar am Nordwestfuß des Keil-, Südwestfuß des Fichtel- und Nordostfuß des Spitzberg, also am Fuß der höchsten Gipfel des Gebirges, liegt.

Die weitverstreute Stadt Weipert, welche der Grenzbach Pöhla von den gegenüberliegenden sächsischen Ortschaften Bärenstein und Stahlberg trennt, hat sich zum Stapelplatz der Posamentenindustrie Osterreichs emporgeschwungen. Sie steht in der Reihe der ansehnlichsten Industrieorte des ganzen Gebirges und weist bedeutende Fabrikation von Posamentier- und Wirk-, Seiden- und Halbwollwaren, Spitzen, Papier, Waffen und Gewehren auf. Um die Gebrauchsfähigkeit der Handfeuerwaffen zu prüfen, besteht hier eine staatliche Probieranstalt.

Durch ihre reisenden Musikanten (Harfenistinnen), die in allen Kulturstaaten der Welt konzertieren, ist in vielen Städten innerhalb und außerhalb Europas die Stadt Preßnitz bekannt. Sie stammen keineswegs insgesamt aus dieser Stadt, sondern vielmehr aus den vielen Ortschaften ihrer Umgebung und ostwärts bis einschließlich des Städtchens Sonnenberg. Wer dieses Gebiet durchwandert, hat Gelegenheit, die verschiedenste Musik von ihren ersten Anfängen bis zur völligen Meisterschaft zu hören, denn fast aus jeder Behausung dringen ihm die Töne der Harfe, Violine, Flöte und noch anderer Instrumente oder Gesang ans Ohr. Vor etwa zehn Jahren wurde in Preßnitz eine von Staat und Land unterstützte Musikschule

ins Leben gerufen, welcher die Aufgabe zukommt, tüchtige Berufsmusiker auszubilden. Die gewerbliche Tätigkeit der Stadt befaßt sich mit der Fabrikation von Zelluloidwaren und Spitzenklöppelei.

Die Einwohner der sich an Preßnitz anschließenden, in einer Talmulde zerstreut gebauten, großen Gebirgsgemeinde Reischdorf treiben lebhaften Holzhandel.

Das mächtige Torfmoor bei der Stadt Sebastiansberg leitete vor einigen Jahren auf die Einführung eines neuen gewerblichen Unternehmens hin, nämlich auf die Erzeugung von Torfstreu und Torfmull, die zum Einstreuen in Ställen und Viehwagen, zum Desinfizieren,



Fig. 25. Hochzeitstruhe aus Pojorita. (Siehe S. 55 ff.)

mit Fäkalien vermengt, zum Düngen, zum Überdecken von Dungstätten, zur Kompostierung der Elutionslaugen von Zuckerfabriken, zur Bindung der flüssigen Abgangsstoffe in Schlächtereien und Gerbereien, zur Herstellung von Eismieten und Eindeckung von Eiskellern und zur Verpackung von Obst, Eiern, Fleisch, Fischen und dergleichen verwendet werden.

Mit der Verfertigung von Spielwaren beschäftigen sich überwiegend die hochliegenden Gebirgsorte Brandau, Katharinaberg, Gebirgsneudorf und Böhmisch-Einsiedl. Die Herstellung primitiver Holzspielwaren bestand hier schon vor mehr als fünfzig Jahren als Hausindustrie, allein die stets wachsende Konkurrenz führte in den letzten Jahrzehnten zu einer wesentlichen Vervollkommnung derselben und

lenkte des Augenmerk auch auf die Anfertigung von solchen aus Papiermaché und Metall (Zinn, Blei oder Eisen).

In den meisten Ortschaften, welche dem übrigen, östlichsten Teil des Gebirges angehören, hat als Hausgewerbe das Strohflechten die Oberhand gewonnen; die Spitzenklöppelei, welche nachweislich früher hier ebenfalls allgemein verbreitet war, ist jetzt ganz von ihm verdrängt. Bevorzugt wird zur Verarbeitung das Roggenstroh, in zweiter Linie wird das Weizenstroh verflochten; das der Gerste und des Hafers ist wegen der Kürze der zwischen den einzelnen Knoten des Halmes befindlichen Röhrchen weniger verwendbar. Die unbeschädigten Halme — gedroschenes Stroh ist unbrauchbar — werden zwischen den Knoten in Stücke zerschnitten; nachdem dann ein jedes Röhrchen untersucht wurde, ob es ohne Brandflecke oder sonstige Beschädigungen sei, wird es in der Längenrichtung aufgeschlitzt, hierauf flach ausgebreitet, ferner mit einem stumpfen Messer geglättet, wodurch es geschmeidiger wird, und endlich mittels eines eisernen Kämmchens mit scharfen Zähnen gespalten. Die einzelnen Streifen haben eine Breite von 0·8 bis 1·5 *mm*. Je schmäler die Streifen sind und je mehr ihrer auf einmal beim Flechten zu den schmalen, jedoch mehrere Meter langen Bändern verwendet werden — ihre geringste Zahl beträgt drei — desto wertvoller ist das Geflecht. Der Verdienst ist leider sehr klein und beträgt für je einen Meter bloß etliche Heller.

Das Vorrichten des Strohs ist Sache des Hausvaters, der auch das einfache Mittagessen — gewöhnlich Kartoffeln mit Kaffee — bereitet, damit die weiblichen Familienglieder und Kinder ungebindert dem Flechten nachgehen können. Von den letzteren sind manche erst vier oder fünf Jahre alt; sie gebrauchen aber ihre zarten Fingerchen mit einer staunenswerten Schnelligkeit und leisten oft in gleicher Zeit ein längeres Geflecht als Erwachsene. In manchen Orten erhalten die Arbeiter das bereits vorgerichtete Stroh in Bündelchen beigestellt, was dann der Fall ist, wenn dort eine Strohhutfabrik eine Geschäftsstelle eingeführt hat.

Das erforderliche Rohmaterial wird aus den Dörfern am Fuß des Gebirges heraufgeholt. Im Sommer begeben sich zahlreiche Männer und Burschen aus dem Gebirge ins Tal, um hier bei der Ernte zu helfen; suchen sie dann am Ende einer jeden Woche die Ihrigen auf, so unterlassen sie es sicher nicht, sich mit einem oder mehreren Bund Roggen- oder Weizenstroh, die von den Ähren befreit worden sind, zu beladen. In der Regel überläßt es ihnen der Arbeitgeber ohne jede Bezahlung.

In dem weit ausgebreiteten Zinnwald erfuhr die Erwerbstätigkeit in den letzten Jahren eine wesentliche Besserung durch die Errichtung einer Glasfabrik, die ihre Entstehung dem Vorhandensein der ungeheuren Mengen reinen Quarzes verdankt; die Torferde seiner ausgedehnten Moorgründe findet ferner in der Badestadt Teplitz-Schönau zur Bereitung von Moorbädern Verwendung.

Einer lebhaften gewerblichen Tätigkeit erfreut sich die östlichste Ortschaft des ganzen Gebirges, Peterswald; ihre Einwohner beschäftigen sich außer mit Strohflechten auch mit Knopffabrikation und Erzeugung metallener Kurzwaren (Schnallen, Sporen, Steigbügel, Stock- und Schirmbeschlägen u. s. w.).

Anerkennend muß hervorgehoben werden, daß der Staat, das Land und auch einzelne Industrielle viel getan haben, um die Erwerbstätigkeit dieses von der Natur so stiefmütterlich bedachten Erdstriches zu steigern, daß aber gewiß noch manches geleistet werden muß, damit dessen Bewohner allerorts der Sorge um das tägliche Brot überhoben seien.

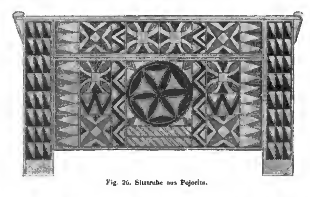


Fig. 26. Sitztruhe aus Pojorita.

Die Möbel des rumänischen Bauernhauses in der Bukowina.

Von Elias Weslowski, Kimpolung.

(Mit 15 Textabbildungen.*)

Die Möbel des rumänischen Bauernhauses sind in Form und Herstellungsart wie auch in ihrer Verzierung von hoher Altertümlichkeit. Sie haben sich, wie das rumänische Bauernhaus selbst, im Schutze der Wälder trotz der bewegten historischen Schicksale der Bevölkerung und des Landes im ganzen und großen unverändert bis auf den heutigen Tag erhalten. Immer ist der Zusammenhang der Hauseinrichtung mit dem Hause ein fester geblieben. Die Häuser selbst, welche mit der Front stets gegen Süden gekehrt sind, werden durch den Hausflur regelmäßig in zwei ungleiche Teile geteilt: der kleinere Raum (casa cea mică) ist der eigentliche Wohnraum, der größere (casa cea mare) ist das Parade- und Gastzimmer, das von den Hausbewohnern nur an Sonn- und Feiertagen oder bei sonstigen feierlichen Anlässen benützt wird. Hier stehen auch zumeist jene Möbelstücke, von welchen im folgenden die Rede sein soll.

*) Nach photographischen Aufnahmen des k. k. österr. Mus. f. K. u. I. und Tuschzeichnungen von Alex. Moroșan und J. Georgiță in Kimpolung.

Das vorherrschende Baumaterial des rumänischen Bauernhauses ist das Holz, wiewohl auch in gewissen Teilen des Landes aus Ruten geflochtene Häuser mit Lehmanwurf vorkommen. Selbst die Nägel, die heim Decken des Daches verwendet werden, sind aus Eibenholz gefertigt. So ist naturgemäß auch ausschließlich Holz das Material für das Mobiliar, das durch seine höchst altertümlichen Gefüge — das Beil ist fast ausschließliches Arbeitswerkzeug, Messer, Hobel und Leim spielen noch keine oder doch eine sehr geringfügige Rolle — sowie durch seine uralten Zierweisen unser höchstes Interesse erwecken



Fig. 27. Rumänische Hochzeitstruhe.

muß. In bezug auf seine Ornamentik herrscht Gravierung, dann Kerbschnitt vor; auch Stroheinlage und Einreibung mit farbigem Wachs in Flachschnitzereien sowie Brandtechnik hegegnen als Ziertechnik, am seltensten ist Einlagearbeit mit Metallen. Die Ornamentik ist eine vorherrschend geometrische (Kreise, Halbkreise, Spiralen, Kreuze), daran schließt sich Stilisierung vegetabilischer Motive und insbesondere das naturalistisch gestaltete Rankenornament. Die Tierfigur und vollends die Menschenfigur wird nur bei religiösen Darstellungen, und zwar nur im Flachreliefschnitt, äußerst selten verwendet. Die Erzeugung des Hausmobiliars ruht im Bauernhause in den Händen der bäuerlichen Bevölkerung selbst; die abgehildeten Stücke sind sämtlich Erzeugnisse des heimischen Hausfleißes.

Um die Würdigung und Sammlung dieses alten Hausrates sowie um die entsprechende Weiterbildung des in ihm gegebenen Stils hat sich die k. k. Fachschule für Holzbearbeitung in Kimpolung wirkliche Verdienste erworben.

Die Truhe.

Die Truhe (lada, lavița, sicriu) spielt im rumänischen Volksleben eine bedeutende Rolle, weshalb dieselbe unter dem Hausrat zu allen Zeiten, insbesondere jedoch im 16. und 17. Jahrhundert, den



Fig. 26. Rumänischer Truhentisch.

ersten Platz einnahm. Zunächst bestimmt für die Aufnahme der Mitgift, wurde dieselbe späterhin zur Aufbewahrung der Wäsche, der Leinwand und der sonstigen Kleidungsstücke verwendet. In vielen Gegenden der Bukowina ist es noch heutzutage Brauch, daß die Hochzeitskleider in der Truhe aufbewahrt werden, um dereinst wieder als Totenkleider gebraucht zu werden. Die Hinterbliebenen begehen daher eine große Sünde und bereiten den Toten viele Pein, wenn sie dieselben nicht mit ihren reinen Hochzeitskleidern bestatten.

Die Truhe ist oft ein Konkurrent der Ruhebank und ersetzt dieselbe häufig. In früheren Zeiten wurde dieses Gerät vom

Bräutigam mit viel Mühe, Fleiß und Sorgfalt, mitunter mit besonderem Geschick ausgeführt und der Braut unmittelbar vor der Hochzeit als Geschenk verehrt. In vielen Orten der Bukowina erhielt die Braut, den Vermögensverhältnissen des Bräutigams entsprechend, auch mehrere Truhen. Jetzt werden die Truhen nicht mehr vom Bräutigam erzeugt, sondern auf dem Markte gekauft, weisen daher nicht mehr den schönen, eigenartigen Motivenschatz wie früher auf; sie sind nur angestrichen und sonst sehr primitiv gearbeitet. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß die Braut als Gegengeschenk für



Fig. 29. Kleidertisch aus Boian

die erhaltene Truhe dem Bräutigam ein von ihr selbst ausgeführtes, reichgesticktes, aus Reinleinen bestehendes Hochzeitshemd zum Geschenk macht.*)

*) Selbst die Leinwand für das genannte Hemd mußte von der Braut selbst erzeugt werden. Wehe der Braut, die den Hanf und Flachs nicht selbst verarbeiten kann, nicht spinnen und weben gelernt hat, nicht selbst das Hemd für den Bräutigam, das am Hochzeitstage getragen wird, nähen und sticken kann, sie wird nicht nur vor der Hochzeit mit Worten und Reimen gehänselt, sie wird auch als verheiratetes Weib durch volle sieben Jahre, und zwar nicht nur im engen Familienkreise, sondern auch bei öffentlichen Anlässen, wie Tänzen, die der Romäne sogar im Winter bei grimmiger Kälte unter freiem Himmel veranstaltet, durch stichelnde Redensarten und Knittelverse (strigăte) verspottet. Daher werden die Mädchen schon von frühester Jugend an zur Verarbeitung des Hanfs und Flachses, zum Weben, Nähen und Sticken verhalten, und jedes Mädchen muß von ihrem zehnten Jahre angefangen sich ihre Aussteuer selbst besorgen. Die Hochzeitsgeschenke, und zwar das Hochzeitshemd für den Bräutigam und die Schwiegermutter, die gestickten Taschentücher für die Brautführer und die Handtücher für die nahen Verwandten, werden erst nach der Verlobung ausgeführt. Während der letzten Zeit vor der Hochzeit herrscht im Hause der Braut ein reges Treiben. An den Abenden versammeln

Es gibt mehrere Arten von Truhen. Truhen, in welchen textile Erzeugnisse aufbewahrt werden, sind auch zum Sitzen eingerichtet. Sie heißen Thron (tron) dann, wenn die Braut nach der Hochzeit das Elternhaus verläßt, um ihre neue Wohnstätte zu beziehen. Die schönste Truhe wird dann auf einen von vier bis sechs Qchsen bespannten Wagen aufgeladen, und auf dem noch durch den übrigen Teil der Mitgift erhöhten Platz hat das Brautpaar zu sitzen. Sehr oft wurden Truhen zur Aufbewahrung des Geldes benützt und dann



Fig. 30 Truhentisch aus Vama, 18. Jahrhundert

sich die Brautmädchen und die Jugendfrenndinnen der Braut, gleichgiltig, ob dieselben noch ledig oder verheiratet sind, um ihrer Jugendgenossin bei der Ausführung der Hochzeitsgeschenke behilflich zn sein. Solch nächtliche Zusammenkünfte, „şezătuare“ genannt, werden in der heitersten Laune zugebracht. Es werden Märchen, Sagen und Anektoden erzählt, Lieder, die auf Braut nnd Bräutigam, viel mehr jedoch anf die böse Schwiegermutter Bezug haben, gesungen; dabei wird gekichert und gelacht, aber auch recht fleißig gearbeitet. Verläßt die Braut das Elternhaus und schickt man sich an, die Mitgift auf die am Eingange harrenden Wagen aufzuladen, dann spielt sich manch bewegte Szene ab. Die Brautführer voran und ihnen nach eine große Schar von Burschen, die Jugendfreunde des Bräutigams, dringen in das große Zimmer ein, um die Mitgift der Braut herauszuholen, die zum größten Teil aus Erzeugnissen der heimischen Textilkunst, ganzen Ballen Leinwand, Handtüchern, Tischtüchern, Teppichen etc., besteht nnd in Truhen wohlverpackt vorbereitet steht. Anf den Truhen werden noch Pölster, Wandteppiche, Decken, Pelze etc. aufgestapelt.

eigens hierfür erzeugt. Auch jetzt noch spielt die Kirchentruhe (lada bisercii) eine große Rolle. Ganz kleine Truhen kommen unter dem Namen »ladiţeşoare« vor. Die Konstruktion der Truhen ist einfach, unterscheidet sich jedoch wesentlich von den Truhen der übrigen Nationen. Sie besitzen entweder keine oder ganz kurze Füße. Zur Anfertigung der Truhen wurde Eibenholz, Eichenholz, Ahorn, größtenteils aher Rotbuche verwendet.

Die im Bezirk Kimpolung noch vereinzelt erhalten gehliebenen Truben aus früheren Jahrhunderten sind graviert, geritzt (Fig. 23—26) oder mit eigenartigen Kerhen versehen, dahei oft polychromiert, jedoch selten mit Metallen eingelegt. Zum Färben der Truhen wurden nur

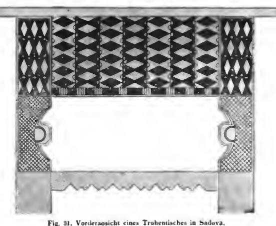


Fig. 31. Vorderansicht eines Truhentisches in Sadova.

lichtechte Pflanzenstoffe benützt. Oft wurden die Schnitzereien mit farhigem Wachs eingelassen, wodurch schöne gesättigte Farhentöne

Die Schwestern der Brant, in Ermanglnng soleher ledigs Mädehen von nahen Verwandten, stellen sleh vor den Truben znr Webr nnd teilen den Brantführern ln gehundener Rede mit, daß auch sie an der Mitgift der Brant gearbeitet, daher ehenfalls ein gewisses Anrecht daranf hahen.

Das Ahwehren nnd die Neekereien nehmen erst dann ein Ende, his die Brantmntter (nnna mare) die Mitgift der Braut mlt einem hlanken Silbergulden (früher einem Talar) von den Mädehen loskanft.

Ist die Mitgift hereits in den Besitz der Brantführer gelangt und sehicken sieh diese an, die Truhen ans der Wohnnng heranszntragen, dann stellen sich noeh die Freundinnen der Brant vor den Eingang der Tür, steeken in die Türsehwelle kreuzweise zwel lange Messer, so eine Art Maut (rohatcă) bildend, und wehren die Jünglinga solange ah, his sich auch diese auf die hesagte Weise loskaufen.

Sind die Truhen samt der Mitgift leieht, ist somit die Mitgift gering, dann gehärden sieh die Jünglinge, als wenn sie die Truhen infolge ihrer Schwera nieht tragen könnten nnd singen dabei Lieder, die mit dem Refrain endigen, daß die Faulheit ein unheilbares Leiden sei.

erzielt wurden. Die Ornamentik, die an den Truhen anzutreffen ist, besteht aus eingeritzten Kreisen und Spiralen, aber auch aus typischen Kerbschnitzereien, wobei das Kreuz stets eine Hauptrolle spielt. Das Flachornament ist selten anzutreffen. Selten kommt es vor, daß je zwei korrespondierende Seitenteile einer Truhe dieselben Ornamente aufweisen.

Manche Truhen (Fig. 27) weisen zwei, ja auch mehrere Töne von Tiefbraun auf, welche durch an manchen Stellen hinzugefügtes Schwarz sehr gehoben werden. Die Beizung durch den Rauch und die Zufälle der verschiedenen Belichtung verleihen endlich manchen Truhen überraschend schöne und harmonische Farbentöne.

Der Tisch.

Wie die Völker der Antike ihr Mahl liegend einnahmen, so war es auch bei den Rumänen in früheren Zeiten üblich, beim Essen eine sitzende Stellung mit unterschlagenen Beinen einzunehmen. Nur bei feierlichen Anlässen wurde der Tisch verwendet. Gewiß ist, daß der profane Tisch (masă) erst im 14. Jahrhundert zur Einführung gelangte und seine Entstehung dem kirchlichen Opfertische (jertvelnie) verdankt. Die älteste Form dieses Hausgerätes wird von einem ausgehöhlten Stamm gebildet, auf dessen oberer Öffnung eine mit der Axt primitiv behauene Platte ruht. Nach den uns aus früheren Zeiten noch erhaltenen Tischen und Tischteilen zu folgern, fand dieses Hausgerät eine mehrfache Verwendung und ist zum größten Teile aus einer Truhe durch die Verlängerung der Bohlen entstanden.

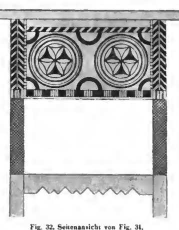


Fig. 32. Seitenansicht von Fig. 31.

Wir treffen Tische an, die als Speisetische, zugleich aber auch als Speisekästen dienten. Bei dieser Art von Tischen ist die Zarge 28 bis 30 *cm* breit, die Höhe beträgt 68 bis 75 *cm*; sie waren stets mit einer abnehmbaren Platte versehen. Der durch die Zargen und Längswändebohlen gebildete hohle Innenraum ist oft in drei Teile, und zwar zwei kleine Seitenteile und einen großen Mittelteil geschieden. Der Mittelteil diente zur Aufbewahrung der Speisereste, die Seitenteile zur Aufnahme des primitiven Eßbesteckes, der Salzdose, des Pfefferfäßchens etc. Die Höhe der Tische ist verschieden und richtet sich hauptsächlich nach der Verwendung

derselben. In der Regel sind die Tische, welche nach dor Mahlzeit als Speisekästen dienten, viel niedriger als die übrigen Arten von Tischen.

Die meisten im großen Zimmer aufgestellten Tische wurden wohl bei feierlichen Anlässen als Speisetische (Fig. 28—30) verwendet, dienten jedoch gleichzeitig und größtenteils auch als Kleiderkästen, indem in dem sogenannten Zargenkasten, der auch bedeutend umfangreicher war als die beiden vorerwähnten Tische, Wäsche und Kleidungsstücke aufbewahrt wurden; sie ersetzten demnach die Truhe und können Truhentische genannt werden. Die Höhe dieser Tische variiert zwischen 78 *cm* und 90 *cm*, die Breite dor Zarge beträgt durchschnittlich 35 bis 40 *cm*. Die Länge der Tischplatte war 100 bis 125 *cm* und die Breite 60 bis 80 *cm*.

Bei den meisten bisher vorgefundenen alten Tischen stehen die Füße (Bohlen) senkrecht, doch werden auch Tischfüße angetroffen, die nach außen ein wenig gespreizt sind. Oft werden die Tischfüße durch Stege miteinander verbunden. (Fig. 31—32.) Das Holzgefüge dieser Tischo ist primitiv. Der von zwei Seiten gestemmte vierkantige Bohlen faßt den Zapfen der Zarge. Damit jedoch die Verbindung eine dauerhafte sei, wurde der Zapfen mit zwei oder mehreren Holznägeln an den Bohlen befestigt. Die Gravierungen und mitunter farbigen Schnitzereien sind nur an den Zargen und Bohlen wahrzunehmen, während die zumeist abnehmbaro Platte gar keine Verzierungen aufzuweisen vermag. Die Bohlen mancher Tische besitzen Profilierungen. Der untere Teil des Tischfußes verbreitert sich ein wenig, wodurch dem Tische dann eine größere Stabilität verliehen wird. Die meisten Tische wurden aus Ahorn, Rotbuche, seltener aus Eichenholz gefertigt. Zur Färbung wurden nur Pflanzenfarben verwendet. Die sogenannte Räucherbeize fand vielfache Verwertung. Selten wurden die Bauerntische mit Metall oder mit verschiedenen Holzsorten eingelegt.

Das Bott.

Die natürlichste und früheste Lagerstätte, deren sich die Rumänen bedienten, ist der Erdboden, der vor der Benützung mit Blättern, Stroh, Bast oder Rinde bedeckt wurde. Auch jetzt noch benützen die rumänischen Hirten der Karpathen den Boden der Sennhütte, der nur mit Baumrinde belegt ist, um die Erdfeuchtigkeit fernzuhalten, als Schlafstätte. Die beliebteste Schlafstätte war bei den Rumänen der gemauerte Raum (cuptor) oberhalb des Backofens zwischen dem Herde und der entgegengesetzten Wand. Eine solche gemauerte Schlafstätte war 1·5 bis 1·8 *m* lang, 0·70 bis 1·20 *m* breit und 0·75 bis 1·10 *m* hoch und wird auch in gegenwärtiger Zeit noch von alten, schwachen, beziehungsweise kranken Personen und Kindern mit besonderer Vorliebe aufgesucht. Ihr fällt auch im rumänischen Märchen eine bedeutende Rolle zu.

Auch im Mittelalter in der Zeit der Renaissance war der große Herd und seine Ummauerung im italienischen Bauernhaus in den Orten Florenz, Toskana, Venedig und in der terra firma insbesondere während der kalten und nassen Jahreszeit der Aufenthaltsort der Bewohner.*)

Urkundlich wird dieser Schlafstätte erst im Jahre 1637 vom Geschichtsschreiber Paul de Aleppo, der am Hofe der Woiwoden der Moldau lebte, Erwähnung getan. Dieser Schriftsteller führte schon damals dieses Mobiliar auf einige Jahrhunderte zurück.**)

Neben der gemauerten Schlafstätte treffen wir bis zum 19. Jahrhunderte, in ganz vereinzelten Fällen auch jetzt noch, in den Gemeinden der südlichen Karpathen der Bukowina stabile hölzerne Bettstellen. Ein derartiges Bett stand immer in einer Zimmerecke, beiläufig 2 *m* von einer Wand und ungefähr 0·80 bis 1·10 *m* von der anderen Wand entfernt. Den Hauptteil eines solchen Bettes bildete stets ein vierkantiger Pfosten, der in den Lehmfußboden eingeschlagen wurde, 10 bis 15 *cm* breit und 2 bis 3 *cm* dick war und eine Höhe von über 1·5 *m* aufwies, sehr oft aber auch mit einem Balken der Bodendecke in Verbindung stand. Dieser Pfosten wurde dann mittels zweier Seitenbretter, wovon das längere 1·80 bis 1·95 *m* und das kürzere 0·78 bis 1 *m* lang war, und mit den zwei gegenüberstehenden Wänden verbunden, wodurch ein stabiles Bett hergestellt wurde. Der Bettpfosten besaß, falls er nicht bis zur Zimmerdecke reichte, als obersten Abschluß eine geschnitzte Rosette als Bekrönung. Der übrige Teil war mit Gravierung und Kerbschnitzereien versehen.

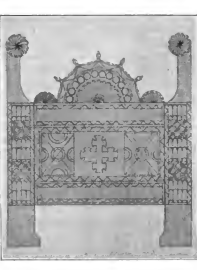


Fig. 33. Kopfteil eines rumänischen Bettes.

Bei wohlhabenden Bauern treffen wir seit einigen Dezennien neben dem stabilen Bett auch das bewegliche Bett. Die Form eines solchen Bettes war stets eigenartig und weist nur an den beiden Hauptteilen typische Schnitzereien oder Gravierungen auf. (Fig. 33.) Das Kopfhauptteil ist stets dem Fußhauptteil ähnlich. Die Seitenbretter waren nicht geschnitzt, sondern nur graviert.

*) Wilhelm Bode: Italienisches Hausmobiliar der Renaissance.

**) Xenopol: Istoria Rumânilor.

Die Wiege.

Die Wiege (leagănul) in ihren Uranfängen dürfte bei den Rumänen dieselbe Form wie bei den übrigen Primitivvölkern aufzuweisen haben. Ihre primitivste Form war ein ausgehöhlter Weidenstamm in der Länge von beiläufig 90 *cm*. Auch die Molter wird wie früher so auch jetzt im Notfalle in ärmlichen Familien als Wiege verwendet. Im Gebirge, und zwar im südlichen Teil der Bukowina, stand zu Beginn des 12. Jahrhundertes eine Art Lattenwiege (leagăn cu leţurĭ) in Gebrauch. Der Kopf- und Fußhauptteil dieser Wiege, die eine gleiche Form aufzuweisen hatten, war kreisförmig geformt und mittels Latten von 85 *cm* in der Entfernung von je 5 *cm* mit den Hauptteilen verbunden. Diese Wiege wurde mittels zweier Stricke an einem Balken der Hausdecke des kleinen Zimmers befestigt und war derart zum Schaukeln eingerichtet. Sie wurde aber auch oftmals durch Gurten am Rücken befestigt und von der Mutter getragen, die den Säugling bei ihren Verrichtungen außerhalb des Hauses mitnahm, ja sogar mit ihm meilenweit durch Berge und Täler wandern mußte, um ihrem bei Waldarbeiten beschäftigten Mann das Essen für einige Tage zu bringen. Aus bis heute erhaltenen alten Wiegenteilen und aus den Mitteilungen der ältesten Bauern ist zu entnehmen, daß auch andere Arten von Wiegen als die angeführte in Gebrauch waren. Einige Wiegen hatten die Form von Truben, die an halbkreisförmigen Bretterteilen befestigt waren. Nicht selten bestand der obere Teil der Wiege aus einem aus Weidenruten geflochtenen Korb. Die an den Wiegen vorkommenden Verzierungen sind geometrische Ornamente, die zum Teil graviert und geschnitzt sind, sehr oft aber auch polychromiert wurden. (Fig. 34—35.)

Seltener werden Verzierungen in Brandtechnik angetroffen. Das Augenornament findet hier oft Verwendung, aber auch stilisierte Kreuze, Halbkreise und ganze Kreise, Rosetten nebst anderen eigenartigen, rhythmisch geordneten Verzierungen sind oft zu sehen.

Die Wiege wurde früher nur aus Aborn- oder Fichtenholz, aus Haselnuß- oder Weidenruten verfertigt, nie aber aus einer anderen Holzgattung, sei es nun aus Aberglauben oder aus anderen bis nun unbekannten Gründen.

Kasten, Eckkästchen, Wandbrett und Bilderbrett.

Kleiderkästen kamen früher bei den Rumänen gar nicht vor. Zur Aufbewahrung der Kleidungsstücke diente entweder eine an den Balken der Zimmerdecke oder in den Wänden befestigte Stange, die Trube oder die sogenannten zuvor beschriebenen Trubentische. Seit etwa fünfzig Jahren werden nun auch Kästen verwendet. Sie dienen jedoch ausschließlich zur Aufbewahrung des Kochgeschirres, beziehungsweise der Speisen, und heißen dementsprechend »Blidare«.

Mehr verbreitet und von einem bemerkenswerten Alter sind die Wandschränke und die Wandstellbretter. Einige vorgefundene



Fig. 34. Seitenansicht einer rumänischen Wiege.

Exemplare weisen ein Alter von zwei bis drei Jahrhunderten auf. Die Wandschränkchen zeigen als Grundform ein Rechteck oder ein Dreieck von meist geringer Tiefe. Die meisten sind mit Gravierungen, Kerbschnitzereien und Strohintarsien versehen. Figur 36 zeigt ein Wandschränkchen mit Strohintarsien. Das Original wurde im Dorfe Stupca vorgefunden und ist bei 400 Jahre alt; das Vorderteil besitzt Maßwerke und weist nur Strohintarsien auf. An diesem Gerät sind auch Hülsen vom Weizen dekorativ verwertet und hierbei sehr schöne Effekte erzielt worden. An vielen Eckschränken trifft man Schnitzereien an, die auch mit farbigem Bienenwachs eingelassen wurden; einige sind in Brandtechnik verziert. Die letztere Dekorationstechnik ist bei den Rumänen seit Jahrhunderten bekannt, geradeso wie das Biegen des Holzes.

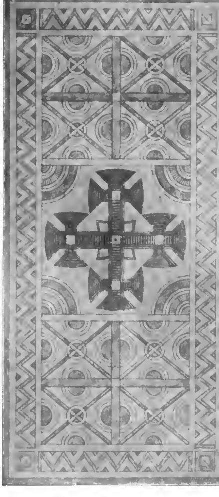


Fig. 35. Seitenteil einer rumänischen Wiege.

Die Wandbretter (coltare) waren stets in den Zimmerecken des sogenannten Paradezimmers angebracht und dienten, wie die Eckschränkchen, nur zur Aufnahme von Weihwasserflaschen, Handkreuzen, Gebetbüchern etc. Dieselben waren durchwegs geschnitzt (Fig. 37) oder graviert.

Eine Einrichtung, die vielleicht bei keinem anderen Volk anzutreffen ist und seit mehr als zwanzig Jahren der Vergangenheit

angehört, sind die Bilderbretter unterhalb der Heiligenbilder. Jedenfalls ist die Sitte, Bilderbretter zu dem genannten Zweck zu verwerten, sehr alt und hauptsächlich im Gebirge erhalten, wofür auch die bis nun erhalten gebliebenen alten Stücke einen Beweis bilden. Da die Heiligenbilder im rumänischen Bauernzimmer größtenteils an der Ostwand hängen, so war auch nur diese Wand mit Bilderbrettern in der Höhe von 1·5 bis 2 *m* versehen. Die Bilderbretter zeigen zum größten Teile Gravierungen religiöser Symbole.

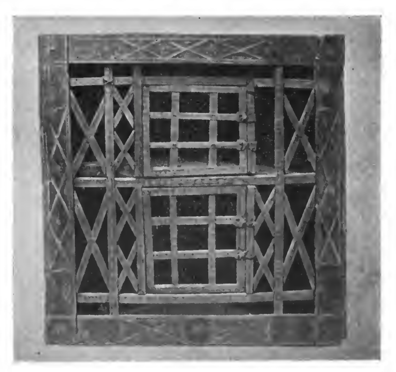


Fig. 36. Rumänisches Eckkästchen.

Schemel und Stuhl.

Der primitive, nur gesägte Baumklotz gilt auch bei den Rumänen als eines der ersten Sitzobjekte, welchen wir in seiner Einfachheit noch jetzt in den entlegensten Sennhütten der Bukowinaer Waldkarpathen antreffen, sodann fand der Vierbeinschemel mit nur eingezapften Füßen eine ausgedehnte Verwendung. Von den uns noch zum Teile erhaltenen Exemplaren gehören alle der primitivsten Art an. Der Platz des Schemels war nie im Prunkzimmer, sondern stets

im eigentlichen Wohnzimmer (casa mică), daher weisen die Schemel keinen oder nur sehr geringen Dekor auf. In der unmittelbarsten Nähe des Herdes treffen wir stets dieses primitive Sitzobjekt an. An Stelle des mobilen Holzschemels war früher sehr oft der stabile Stein- oder Lehmschemel in Verwendung.

Wenngleich der Stuhl durch die Sitztruhe zum Teile ersetzt wurde, fand derselbe dennoch schon frühe Verwendung. Es war früher Brauch, daß am zweiten Hochzeitstage, unmittelbar nach dem Eintreffen der Braut im Hause der Schwiegereltern, ein Stuhl, mit vielen bunten Bändern geziert, auf eine Truhe gestellt wurde. Beim Tanze einer Hora, an der sich sämtliche Gäste beteiligten, bestieg die Schwiegermutter den erhöhten Platz. Von diesem Ehrensitz aus und vor den im Kreise tanzenden Gästen nahm die Schwiegermutter das von der Braut eigens zu diesem Zwecke mitunter mit vielem Kunstsinn angefertigte Hemd in Empfang. Auf diese Weise erkaufte sich die Braut den neuen Wohnsitz von der Schwiegermutter.

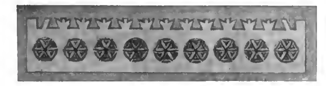


Fig. 37. Vorderansicht eines Eckbrettes aus Kimpolung.

Infolge des alltäglichen Gebrauches und der Unbeständigkeit des Holzes sind ältere Typen von Stühlen bis auf unsere Zeit nicht erhalten worden. Gemäß den Überlieferungen waren die früheren Stühle geradeso wie die Bänke natürlich nur als Einzelsitz geformt. Auch herrscht die Ansicht, daß aus dem profanen Sessel die eigenartigen, im Süden der Bukowina von Bauern für Kirchenzwecke erzeugten alten Chorstühle (strane) und Bischofstühle (şcannul arcbierese) hervorgegangen sind. Indessen dienen die Chorstühle in den griechisch-orthodoxen Kirchen nicht zum Sitzen, sondern nur zum Anlehnen der ehrwürdigen alten und schwachen Gläubigen, deshalb ist die Rückenlehne bedeutend erhöht worden. Außer der Rückenlehne sind Armlehnen angebracht.

Die Bank.

Die älteste und zugleich primitivste Form der Bank (bancă, laiţă) war bei den Rumänen die sogenannte Steinbank (prispă), die zwar nicht wie die Steinbank der Römer ganz um den Sockel des Gebäudes herumführte, sondern nur an der Frontseite des Hauses noch jetzt an vielen alten Häusern anzutreffen ist. An Stelle der Steinbank wird noch sehr oft die Lehmbank und die sogenannte Balkenbank

vorgefunden. Sie diente an arbeitslosen Tagen als Ruhestätte für eine oder mehrere Personen und wurde im Sommer öfters sogar zum Schlafen benützt. In vielen rumänischen Dörfern ist es jetzt noch Sitte, die Toten während der warmen Jahreszeiten auf der »Prispa« aufzubahren. Als Vorläufer der im Mittelalter allgemein eingeführten Lehnbank ist die einfache, lehnenlose Pfostenbank mit eingezapften schemelartigen Füßen zu betrachten, die sogar auch jetzt noch in ganz armen Familien anzutreffen ist.

Die Lehnbank (laiţă cu spatariü), welche als Langsitz für mehrere Personen, als Lagerstätte jedoch nur für eine Person bestimmt war, entsprach den Sitten und Gebräuchen des 17. Jahrhundertes, in welcher Zeitperiode dieselbe allgemein eingeführt wurde, ganz. Wie im Mittelalter bei den Bewohnern von Florenz und Toskana*) die Bänke rings um die Wände gereiht wurden, so wurde auch bei den Rumänen, die zwar in keinem Kontakt mit den früher genannten Bewohnern standen, der Lehnbank im sogenannten großen Zimmer (casa mare) an den Wänden der Platz eingeräumt. Die mobile Lehne der Bank hatte einen doppelten Zweck. Sie wurde geradeso wie bei den übrigen Völkern der gotischen und Renaissanceperiode, nämlich zur Aufstellung in der Nähe des Kamins verwendet. Die Lehnbank wurde aber auch als Bettstelle (Lagerstätte) für Kinder gebraucht, indem die der Wand zugewendete Lehne mit der größten Leichtigkeit, ohne daß die Bank ihren ursprünglichen Platz verlassen hätte, umgeklappt wurde, so daß die mit Teppichen stets bedeckte Wand eine zweite Lehne, somit einen sicheren Schutz vor dem Herausfallen der Kinder während des Schlafens bot.

Die bewegliche Lehne besteht aus einem Rahmen, in dessen Mitte verschiedenartig profilierte Säulchen sich befinden, ist durch zwei fixe, in der Mitte der Schmalseite eingezapfte Stützformen mit dem starken Sitzbrett knieartig verbunden, wodurch ein einarmiger Hebel entsteht. Die im Sitzbrett befindliche Stützform besitzt am unteren Teile eine Zweiteilung mit ausgesprochener Sattelform (Glockenform). Die Beine der Bank sind schräg und zwar schemelartig gestellt oder zeigen dieselbe Profilierung wie die im Sitzbrett eingezapfte Stützform. Die Lehne ist beiderseits reichlich mit eigenartigen Kerbschnitzereien versehen und nur die Stützformen weisen schuppenartige, aneinandergereihte Kerben auf. Diese Form der Lehnbank, welche nicht nur in konstruktiver, sondern auch in dekorativer Richtung typisch ist, weist eine gewisse Verwandtschaft mit der »mährischen (walachischen) Pfostenbank« des 19. Jahrhundertes (Original im Národopisme Museum Českoslovanské in Prag) auf.

*) Wilhelm Bode: Die italienischen Hausmöbel der Renaissance.

II. Kleine Mitteilungen.

Zwei alte Tiroler Bauernhäuser.

Von Adalbert Sikora, Innsbruck.

(Mit 4 Bauplänen im Text.)

Bei meinen archivalischen Forschungen bin ich auf einen Akt gestoßen (im k. k. Statthaltereiarchiv in Innsbruck), der die eingehenden Untersuchungen über einen am 24. Juli 1770 im „Hofmarkt Wilten" (jetzt ein Stadtteil Innsbrucks) ausgebrochenen Brand zum Gegenstand hat und dem die Originale der vorliegenden Baupläne beiliegen. Drei Kinder, die unbeaufsichtigt im Hause geblieben waren, wollten die Hölle oder das Fegefeuer darstellen, weil sie, wie es heißt, irgendwo ein ähnliches Schauspiel gesehen hatten, und wußten sich dazu keinen geeigneteren Ort als den Heustock auszuwählen, der natürlich bald Feuer fing; anfänglich scheint den Kindern der Ernst der Situation gar nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein, weil sie dabei ganz ruhig blieben und nur in einem „Gatzl" (ein kleines Kochgefäß) Wasser zum Löschen herbeiholten. Erst als das Feuer lichterloh brannte, wurde man darauf aufmerksam, jedoch zu spät; denn es wurden dadurch „4 gräflich Troyerische, 5 Particulairs Häuser und 2 Städl" eingeäschert. Zwei davon, darunter auch dasjenige, in dem der Brand ausbrach (Nr. 1 und 2), lernen wir aus den Plänen genauer kennen.

Ich gebe hier die Erklärung, soweit sie aus den Akten zu entnehmen ist.

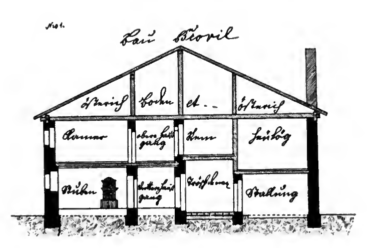
Nr. 1 und 2 ist das sogenannte Rößlerhaus, das dem Simon Haaß (Vater von fünf Kindern) gehörte. Aus der Zusammenstellung des Schadens entnehme ich: „Simon Haaß, deme seine Söllbehausung *) item 1 Kuhe, alle Futterey, Bett, und Bettlein- auch Leibgewand samt all übrigen Vahrnussen abgebranen, und anbey auch in baaren Geld hey 100 fl. verlohren gegangen, deiste überschlagnermeßen der Schaden, nach Abzug des Söllrechtes, feuerstattsgerechtigkeit, auch Brandstatt, und beym Hauß gehabten Puintl**) annoch betreffen . . . . 1020 fl. — kr.
zu deme selber schuldig . . . . 600 fl. — kr.
und derfte also ihme (vorbehaltlich was ihme seine Ehewirthin zugebracht, so extra in einen Stuck Acker bestehet) allein noch in Vermögen verbleiben . . . . 30 fl. — kr."

Das zweite Haus gehörte dem Paul Stainer (Nr. 3 und 4), über den es heißt: „Dem Paul Stainer ist deßen gleichmeßige Söllbehausung nebst aller Futterey, auch übrigen meisten Mobilien in Feuer auf- und sonderheitlich auch in baaren theils eigen, theils gerhablichen Geld, über was selber noch gefunden, ungefähr per 50 fl. verlohren gangen, mithin der Schaden, über Abzug des Söllrechts, feurstattsgerechtigkeit, Brandstatt, und Garten, überschlagen worden per . . . . 945 fl. — kr.
zu deme selber verschriebenermaßen ebenhin schuldig . . . . 500 fl. — kr.
und derften also selben noch in Vermögen verbleiben . . . . 55 fl. — kr."

Leider sind von Wilten keine genaueren Pläne aus der älteren Zeit vorhanden aus denen sich ungefähr die Lage der abgebrannten Häuser bestimmen ließe. Der jetzige

*) Dafür fand ich nur die Erklärung bei Schmeller, Bayr. Wtb., II 268: Sölhaus oder Seldhaus, Wohngebäude von der geringsten Art; namentlich gilt die Selden als Wohnhaus eines ärmeren Landmannes, der dazu keinen oder nur wenig Grund und Boden besitzt und sich in größeren Bauernwirtschaften als Taglöhner gebrauchen läßt. (Damit würde übereinstimmen, daß sich Haaß zur Zeit des Brandausbruches in Ambras, wahrscheinlich zur Arbeit verdingt, befand, wobin ihm seine älteste Tochter zur selben Zeit das Mittagessen trug, während die Mutter „nebst der diern" auf dem Felde arbeitete.) — Über das „Söllrecht" selbst konnte ich keine passende Erklärung finden.

**) Soll dies mit Peunt (Pái-t, Pá-t, Pui-t) bei Schmeller identisch sein? Das wäre ein Grundstück, das, ohne ein Garten zu sein, dem Gemeindeviehtrieb verschlossen werden kann, oder worauf das Recht liegt, es eingefriedet oder nicht eingefriedet, ohne Rücksicht auf die außerhalb zu befolgende Zelgenabwechslung, zu jeder beliebigen Art Ackerfrüchte oder, was sehr oft geschieht, bloß zu Gras zu benützen.



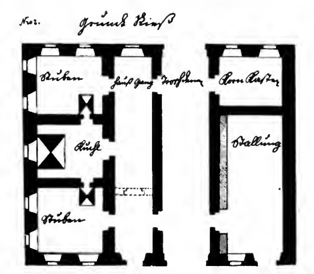
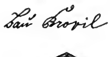
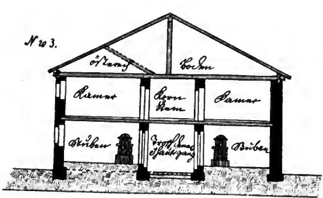




Fig. 38—39. Grundriß und Aufriß des sogenannten Rößlerhauses in Wilten 1770.





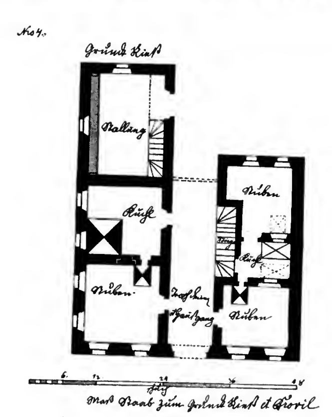


Fig. 40—41. Grundriß und Aufriß einer Söllbehausung in Wilten 1770.

große Stadtteil war damals noch ein kleines Häuserhäuflein um das Stift herum und an der Straße nach Innsbruck mit der Triumphpforte und scheint nicht zur Anfertigung von Plänen gereizt zu haben. Auch aus den Akten ist nichts Genaueres über die Lage der Häuser zu entnehmen, wohl aber eine Andeutung über die Bauart. Die Häuser standen nahe nebeneinander, waren „meistens oben auf von Holz gebaut, von gleicher Höhe, ohne Mantelmauer, und gleichfalls mit Heu angefüllet", und mit „Rottschindeldächern" gedeckt, das sind, zum Unterschied vom Scbårdach mit angenagelten Schindeln, Dächer, auf denen die Schindeln mit Steinen beschwert sind. Das Haus des Stalner (Nr. 3 und 4) scheint frei gestanden zu sein, während das andere dem Profil zufolge und nach den Aussagen der einvernommenen Leute an ein anderes Haus angebaut war (der Maria Strickuerischen Wittib oder „sogenannten Spielman Urbelin" gehörig), und zwar so, daß die in einer Kammer des ersten Stockwerkes beschäftigte Näherin, „wo zwischen ihren Camerl und dann des Rüßiers Einleg (Haus Nr. 1) und dabey gewesten gängl nur ein hölzernes Wandl geweßen", die Kinder sprechen hören und ihre Gespräche verstehen konnte.

Die beiden Häuser zeigen verschiedene Bauart und Einrichtung. Nr. 1 ist, wenn man den Schuh gleich dem Wiener Fuß (= 0·316 *m*) berechnet, ungefähr 15·5 *m* breit auf der Giebelseite und 12·5 *m* lang, während die Giebelseite von Nr. 3 nur fast 13 *m* breit ist, dagegen die Länge mit der Stallung ungefähr 16·5 *m* beträgt. Aus der oben gegebenen allgemeinen Beschreibung der Häuser müßte man annehmen, daß nur die Grundmauern (also das Erdgeschoß) gemauert (der „Mantel") gewesen sei, was eher mit der Zeichnung nicht übereinstimmt, auf der das Material, Mauer und Holz, auseinandergehalten erscheint. Die Höhe ist ungefähr gleich (5·5 *m*), der Giebel ist bei Nr. 1 um fast einen Meter höher als bei Nr. 3. Die Stubenhöhe beträgt ungefähr $2^1/_2$ *m*, ist also verhältnismäßig nicht niedrig. Eigentümlich ist die Anbringung der Öfen und des Herdes, die offenbar durch die diagonal geteilten Rechtecke angedeutet sind; die Maueröffnung hinter den Stubenöfen dürfte wohl nur den Gang bezeichnen, durch den die Heizung erfolgte. Im Wirtshaus zu Bärenbad (Stubaital) sah ich wenigstens etwas ähnliches: neben dem Herd führte eine mit Türchen versehene Öffnung zum Kachelofen in der Stube, der von der Küche aus geheizt wurde, so daß der Gang dazwischen als Backofen benützt werden konnte. Jedenfalls ist nicht anzunehmen, daß hinter den Öfen die Wand ausgeschnitten war, wie man das häufig finden kann, wenn ein Ofen zur Heizung zweier Stuben bestimmt ist. Der Herd, jedenfalls offen und von dem bekannten trichterförmigen Rauchfang überdeckt, steht bei beiden Häusern vor einem Fenster, bei Nr. 1 vor dem einzigen Fenster der Küche, das, wie ich glaube, das Licht auf die Herdfläche verbreitete; diese Art soll hier in Tirol allgemein gebräuchlich gewesen sein. Bei Nr. 4 scheint mir auch das von der Küche in die Stube führende Fensterchen (zwischen Herd und Ofen) angedeutet zu sein, durch welches die Speisen gereicht wurden. Auffällig ist, daß das Haus Nr. 3 zwei Wohnungen (zwei Küchen) enthalten zu haben scheint; was aber die bei Nr. 2 mit Bleistift in den Grundriß gezeichneten Rechtecke (fehlen in der Reproduktion) zu bedeuten haben, kann ich mir nicht recht erklären. Bei dem ersten Hausplan ist die Stiege, die nach den Akten vom unteren in den oberen Hauseingang geführt zu haben scheint, nicht eingezeichnet. Ebenso ist leider die Anbringung der Kamine und Rauchfänge nicht angedeutet. Weiterhin ist noch zu bemerken, daß zwischen Boden (aus Holz über dem Hausgang etc.) und „österich" (mit Lehmdecke, über den Kammern) unterschieden wird; der Ausdruck „Rem" und „Kornrem" auf beiden Plänen bedeutet (nach Schöpf, Tirol. Idiot.) einen Raum zur Aufbewahrung von Heu und dergleichen.

Leipniker Dreikönigslied.

Von Dr. Edwin Zellweker, Leipnik.

Schon lange vor dem 6. Jänner ziehen hier Knaben in dem bekannten Aufzug mit Pappmützen auf dem Haupte, einer von ihnen mit geschwärztem Gesicht, umher und singen ein Dreikönigslied. Und wie hier alles durch die nationalen Kämpfe zerrissen und geteilt ist, so singen auch die Knaben, je nachdem sie in ein tschechisches oder deutsches

Haus kommen, ein tschechisches oder deutschee Lied. Da aber die niederen Klassen sich hier ganz aus Tschechen rekrutieren — und ans dieeen etammen ja die Sänger — so iet der tschachieche Text, weil er den Knaben verständlicher ist, hedentend hesser erhalten. Er möge zuerst folgen. Zunächst singen alle:

My jsme tři králova,
Nový rok nám vynčnjeme
Štěstí, zdravt, dlouhá leta.
My přijdema zdaleka,
Zdaleka ja cesta naše.
Do Bethlema pospichame,
Ale málo peněz máme.
My tři králi od východu
Spatřili jsme jasnou hvězdu.
Ta hvězda nám posvitila
Do Bethlema nás zavedla
A ty černý na tom zadu
Nevystrkuj na nás bradu.

Dann singt der schwarze König allein:

Já uznávám, že jsem černý.
Že jsem z mouřenické zemi.
Slunce jest drahokameny,
Ża se každý hned opalt.

Dann singen wieder alle:

A proč si chodil po slunci
Nebyl bys tak opalený.

Alle Zeilen mit Ausnahme der ersten drei werden einmal wiederholt. Die Übersetzung lautet:

Wir sind drei Könige.
Fürs neue Jahr wünschen wir Euch
Glück, Gesundheit, langee Leben,
Wir kommen aus der Ferne,
Von weither führt unser Weg,
Nach Bethlehem eilen wir.
Wir drei Könige vom Morgenland,
Wir erblickten einan hellan Stern,
Dieser Stern leuchtete uns,
Führte uns nach Bethlehem.
Und Du, Schwarzer,
Recke nicht auf uns den Bart (Kinn) heraus!
„Ich gebe zu, daß ich schwarz bin,
Daß ich aus dem Mohrenlande bin.
Die Sonne ist wie ein Edelstein,
Daß jeder an ihr gleich verbrennt!"
Warum bist Du in der Sonne gegangen,
Du wärst sonst nicht so abgebrannt.

Damit schließt das Lied. Es scheint unvollständig, doch war mehr nicht zu eruieren. Eine zweite, kürzere Fassung, die ebenfalls in Gebrauch ist, zeigt nur unbedeutende, belanglose Varianten und schließt ebenfalls unvollständig. Das deutsche Lied hat folgenden Text:

Alle:

Es kommen drei König daher,
Reisen nach Bethlehem
Zum kleinen, neu'bornen Jesus!
Maria, Alle — alleluja!
Heiliger Josef, nicht verlasse Mariam
[: Et filium :] regem nostrum!
Jesus! Maria!

Der Schwarze:

Schwarz bin, schwarz bin ich!
An der rechten Hand hab' ich einen Punkt,
Der Punkt ist mit Gold und Silber bedeckt.

Alle wiederholend:

Heiliger Josef, nicht verlasse Mariam
[: Et filium :] regem nostrum!
Jesus! Maria!

Auch dieses Lied scheint unvollständig zu enden.



Fig. 42. Weihwasserflasche, Fayence mit Reliefauflagen und Zinnverschluß. 17. Jahrhundert. Oberösterreich.



Fig. 43. Prunkkrug, bemalte Fayence. Steiermark.

Umfrage über kriminellen Aberglauben.

Der Aberglaube spielt bei zahlreichen Verbrechen eine vielfach nach unterschätzte Rolle. Von Kriminalisten und Volksforschern sind in den letzten Jahren bedeutende Materialien gesammelt. Ich verweise besonders auf Hans Groß' „Handbuch für Untersuchungsrichter" (4. Aufl., 1904), Löwenstimms „Aberglaube und Strafrecht" (Berlin 1894) und „Aberglaube und Verbrechen" („Zeitschrift für Sozialwissenschaft" 1903, S. 209—31 und 273—86). Zahlreiche Beiträge und Materialien enthalten auch kriminalistische Zeitschriften, so besonders das „Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik" sowie die Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform", ferner die bekannten volkskundlichen Sammelwerke und Zeitschriften.

Wie aber jeder weiß, der sich mit diesen Problemen beschäftigt, harren noch zahlreiche Materialien ihrer Verwertung. Ich habe mir die Erforschung des kriminellen Aberglaubens in seinem ganzen Umfange zur besonderen Aufgabe gemacht. Speziell aber

interessiert er mich, soweit er heutzutage noch praktisch wird. Durch die gütige Unterstützung einer großen Zahl in- und ausländischer Gelehrter, Richter, Polizeibeamter, Staatsanwälte, Pfarrer, Lehrer u. s. w. sowie durch Sammeln der hierher gehörigen Zeitungsausschnitte, wobei mir das Berliner Zeitungsnachrichtenbureau von R. Teßmer wesentliche Dienste geleistet hat, ist es mir gelungen, eine große Reihe bisher brach liegender Materialien der Forschung zugänglich zu machen. Dieser Erfolg ermutigt mich, alle diejenigen, denen diese Umfrage zu Gesicht kommt, zu bitten, mir ihnen etwa bekannte Materialien freundlichst mitzuteilen. Es interessieren mich nicht nur alle Angaben über Verbrechen aus Aberglauben sowie über abergläubische Vorstellungen, die zu Verbrechen Anlaß geben können, sondern auch alle Nachrichten über Aberglaube der Verbrecher, so über Talismane, Himmelsbriefe u. s. w., sowie über abergläubische Prozeduren, durch die man noch heutigentags glaubt, einen Dieb oder sonstigen Verbrecher entdecken oder bestrafen zu können, so zum Beispiel Bannen, Erbsieb, Erb-



Fig. 44.
Winzerkrug von Brunn a. St.



Fig. 45. Schüssel, bemalte Fayence. 18. Jahrhundert. Jablunkau.

schlüssel und Erbbibel, Totbeten, envoûtement u. s. w. Jede, auch die kleinste Angabe wird dankbar entgegengenommen und unter Nennung des Gewährsmannes veröffentlicht werden. Nur bitte ich, jede Mitteilung möglichst genau zu machen, also wenn möglich, mit genauer Angabe des Ortes, der Zeit, der betreffenden Personen sowie der Quelle der Notiz zu versehen.

Über folgende Materien wäre mir eine gütige Mitteilung zurzeit besonders erwünscht:

1. Manche Leute glauben, ein Meineidiger werde nicht entdeckt, wenn er gewisse mystische Mittel anwende, zum Beispiel wenn er beim Schwören den linken Arm auf dem Rücken halte oder das Innere der Schwurhand dem Richter zukehre, oder die Eidesformel verstümmle, oder wenn er Sand im Stiefel habe u. s. w. (Vergl. meine ausführliche Abhandlung über „Mystische Zeremonien beim Meineid“ im „Gerichtssaal“ 1905.) Ist dem Leser darüber etwas bekannt?

2. Ist darüber etwas bekannt, daß Diebe oft am Tatort ihre Notdurft verrichten? Aus welcher Gegend? Weshalb geschieht das? Auf dem Tisch, im Bett oder wo? Werden die Exkremente zugedeckt? Tun dies nur Gewohnheitsverbrecher? Kennt man den Ausdruck „Wächter“, „Nachtwächter“, „Wachtmeister“, „Posten“, „Schildwache“, „Hirt“ oder

einen analogen deutschen oder ausländischen Ausdruck für menschliche Exkremente? Aus welcher Gegend? Was ist nach Angabe des Volkes, der Verbrecher und des Einsenders der Sinn dieser Bezeichnungen? (Vergl. meine Skizze „Einiges über den grumus merdae der Einbrecher" in der „Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform" 1905.)

3. Kennt jemand irgendeinen Aberglauben, der zu einem Diebstahl Anlaß geben könnte? (Vergl. meine Skizze „Diebstahl aus Aberglauben" im „Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik" 1905.)

4. Kennt jemand irgendeinen Aberglauben, der einen Diebstahl verhindern könnte, zum Beispiel daß schwangere Frauen nicht stehlen dürfen, weil sonst ihr Kind ein Dieb würde, oder daß man an bestimmten Tagen nicht stehlen dürfe oder auch an gewissen



Fig. 46.
Trinkglas, bemalt. Niederösterreich.



Fig. 47.
Branntweingefäß, Glas, Tirol.

Orten nicht oder nicht gewisse Gegenstände, weil man sonst Unglück hätte? (Vergl. hierüber meine demnächst im „Archiv f. Krim." erscheinenden Skizzen „Diebstahlverhindernder Aberglaube".)

5. Ist der Verbrecheraberglaube bekannt, daß man etwas am Tatort zurücklassen müsse, wenn man verhindern wolle, daß man entdeckt wird?

6. Ist etwas über die „Religiosität" der Verbrecher bekannt? Fand man bei ihnen Himmelsbriefe, gingen sie zur Kirche, beteten sie, glaubten sie an einen Gott u. s. w.? Vertrauten sie auf den Beistand Gottes bei ihren Taten oder auf den eines bestimmten Heiligen? Hielten sie geweihte Gegenstände für Talismane, zum Beispiel eine geweihte Kerze, eine Hostie u. s. w.? Glaubten sie, durch die Beichte ein leichtes Mittel zu haben, um sich wieder zu entsündigen u. s. w.?

7. Glaubt das Volk, daß die Zigeuner Kinder rauben? In welcher Gegend? Ist so etwas wirklich vorgekommen? (Vergl. meine Skizze „Zum Kinderraub durch Zigeuner" in „Die Polizei" 1905.)

8. Ist das „6. und 7. Buch Moses", „Die geistliche Schildwacht", „Fausts Höllenzwang", „Das Romanusbüchlein" oder ein anderes derartiges „Zauberbuch" im Volke verbreitet? Ist durch den Glauben des Volkes daran schon Unheil angerichtet?

9. Ist irgend etwas darüber bekannt, daß Kaninchenpfote und Bohnen (Fisolen) als Verbrechertalismane gelten? Oder sonst etwas über ihre abergläubische Verwendung?

10. Welche Heilmittel hat das Volk gegen Epilepsie? Hält man insbesondere das Blut eines Hingerichteten für wirksam? Gilt der Epileptische als vom Teufel besessen?

11. Ist ein konkreter Fall bekannt, wo durch Wahrsager oder Kartenlegerinnen irgendein Unheil angerichtet ist, zum Beispiel ein Selbstmord, Familienzwistigkeiten, Verbrechen u. s. w. verursacht?

12. Ist der Glaube bekannt, daß schwangere Frauen nicht schwören dürfen, weil das zu erwartende Kind sonst viel mit dem Gericht zu tun hätte? Aus welcher Gegend? Sind Fälle bekannt, wo aus diesem Grunde die Aussage verweigert ist?

13. Glaubt man, daß Päderastie, Sodomie oder Unzucht mit Kindern oder Jungfrauen Geschlechtskrankheiten heilen könne?

Auch jede andere derartige Mitteilung wird mit Dank verwertet werden können. Besonders erwünscht sind Mitteilungen persönlicher Erfahrungen oder mündliche Überlieferungen, namentlich aktenmäßiger Fälle; aber auch für Angabe schon gedruckter Notizen, die sich nicht in den allbekannten folkloristischen und juristischen Zeitschriften fänden, wäre ich sehr dankbar; auch Übersendung einschlägiger Zeitungsnotizen unter Angabe von Titel, Ort und Datum der Zeitung ist mir erwünscht.

Den Herausgebern der Zeitschrift spreche ich für die liebenswürdige Veröffentlichung meiner Umfrage meinen verbindlichsten Dank aus.

Cöpenick bei Berlin, November 1905.

Dr. Albert Hellwig,
Kammergerichtsreferendar.

III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

Ein Nachwort zur Volkskunst-Ausstellung Wien 1905/06.*)

Von Prof. Dr. M. Hoernes, Wien.

Mein bewährter Freund M. Haberlandt hat die Güte gehabt, mich ganz allein einmal durch die größtenteils von ihm und seinem Museum der österreichischen Volkskunde bestrittene »Ausstellung österreichischer Hausindustrie und Volkskunst« im k. k. Museum am Stubenring zu führen, und ich muß ihm dafür umsomehr dankbar sein, als ich ohne diese Gefälligkeit die Ausstellung wahrscheinlich gar nicht betreten hätte. Sie wäre mir am Tage vor dem Besuchstermin, den ich mir nach wiederholter Hinausschiebung als letzten angesetzt, unweigerlich vor der Nase geschlossen worden. Denn so ist der Mensch und die Zeit und so ist das Leben, zumal in Wien, daß selbst einer, den es doch vielleicht ein bißchen näher angeht als die Tausende anderen, für die die Ausstellung eigentlich geöffnet war und auf deren Besuch sie zählen mußte, einer rein persönlichen Beziehung bedurfte, um hineinzukommen.

*) Die Abbildungen zu diesem Aufsatz (Fig. 42—60) sind mit gütiger Erlaubnis der Redaktion der vom k. k. österreichischen Museum für Kunst und Industrie herausgegebenen Zeitschrift „Kunst und Kunsthandwerk“ (Heft I, 1906) entnommen, in welcher ich über „Die Ausstellung österreichischer Volkskunst und kunstgewerblicher Hausindustrien“ berichtet habe. Die Klischees sind uns von der genannten Redaktion in zuvorkommendster Weise zur Verfügung gestellt worden, wofür hier der verbindlichste Dank ausgesprochen wird. Die Red.

Ich habe mir nun, nachdem icb derlei Dinge in meinem Leben doch schon an vielen Orten angetroffen, diese Ausstellung etwas flüchtig besehen und auch verschiedenes darüber gelesen: Vorträge, die im Druck erschienen sind, Feuilletonartikel und dergleichen. Icb habe zwar nicht jedes Wort gebört, das bei den wiederholten »Führungen«, die nacb Zeitungsnachrichten stattfanden, gefallen ist, denn icb habe diese Gelegenheiten, mich zu belehren, versäumt; vielleicht ist also das, was ich jetzt sagen will, doch nicht allen Lesern ganz neu. Aber sonst fand ich nirgends das ausgesprochen, was mir bei jener oberflächlichen Besichtigung wie bei jeder ähnlichen Gelegenheit als Hauptsache sofort wieder ins Auge sprang und was mir der wichtigste Punkt und die wertvollste Lehre scheint, wenigstens für das wissenschaftliche Verständnis der dort ausgestellten Dinge, für deren Genesis und kulturgeschichtliche Bedeutung.



Fig. 48.
Milchgefäß aus Holz, Zakopane.

In der bildenden Kunst der Vergangenheit (und der letzteren gehört ja auch unsere Volkskunst leider schon zum größten Teil an) lassen sich ohne Mühe drei Gruppen unterscheiden, die natürlich nicht ohne allerlei Übergänge, Verknüpfungen und Verschmelzungen dastehen, aber doch auf wesentlich verscbiedene Grundfaktoren und Bildungselemente zurückzuführen sind. Wir unterscbeiden: 1. Die niedere Kunst der älteren und ältesten Zeiten; 2. eine niedere Kunst der späteren Zeiten (wobei es keinen Unterschied macht, ob sie bei den Germanen der Völkerwanderung, den Maori Neuseelands oder bei den Huzulen Österreichs angetroffen wird), und endlich 3. die böhere Kunst der bistorischen Zeiten, die nicht vor der Erreichung einer gewissen allgemeinen Kulturhöhe bei verschiedenen Völkern der Erde erblüht, also relativ spät aufgetreten ist und auf gewisse Völker mit langer, konstant fortschreitender Kulturentwicklung sowie innerhalb dieser Nationen auf bestimmte Individuen und Gruppen oder Klassen beschränkt blieb. Das ist bildende Kunst im engsten und eigentlichsten Sinne des Wortes, neben der die niedere Kunst der älteren Zeiten meist nur den Eindruck eines Vorspieles, die der späteren Zeiten vielfach den der Verkümmerung und Entartung oder einer kläglichen Verarmung macht.

Bekanntlich befassen sich Kunstgeschichte und klassische Archäologie mit der dritten, die Prähistorie mit der ersten und die Ethnographie mit der zweiten Gruppe in der Art, daß selten oder nie die erforderliche Kenntnis aller drei Gruppen bei dem einzelnen Forscher vereinigt angetroffen wird, was zu beklagen ist, weil keine für sich allein mit vollem Erfolg studiert werden kann. Sie begrenzen sich ja nicht nur gegenseitig, sondern sie verschränken sich untereinander und decken sich an manchen wichtigen Punkten. Das ist es nun, was die eben verflossene Volkskunstausstellung mit besonderer Deutlichkeit zeigte und jede ähnliche, zum Beispiel die permanente Ausstellung im



Fig. 49. Brautschaff mit Bildern aus der Geschichte des Tobias, bemalt. Alt-Gröden.

Museum für österreichische Volkskunde im Börsegebäude, immer wieder zeigt. Man kann fast von Stück zu Stück sagen: »Das ist noch rein prähistorisch« — »Das ist primitive Kunst jüngerer Zeiten« — »Das ist durch Einfluß aus einer höheren Kunstsphäre entstanden«. Um das so im allgemeinen sagen zu können, bedarf es nur einer gewissen Summe von Kenntnissen aus jenen drei Denkmälergruppen; um aber im besonderen die Wege zu zeigen, auf welchen im ersten Falle die Retention oder das Wiedererwachen rein prähistorischer Formen, im zweiten die Entwicklung von den älteren, durchaus einfachen zu den jüngeren, komplizierten und häufig ganz charakteristisch verschnörkelten, aber noch immer primitiven Formen (oft nicht ohne Einwirkung seitens der höheren Kunst), im dritten Falle endlich das Herabsickern von höheren Kunstformen in die Sphäre der Volkskunst

erfolgt ist, dazu bedarf es natürlich der nur durch eigene Forschungstätigkeit erreichbaren Beherrschung jener drei Sphären, welche, wie gesagt, so selten bei einem einzelnen Gelehrten zu finden ist.



Fig. 50. Dose aus Bein, graviert. Alt-Sterzinger Arbeit, Tirol.

Dennoch ist dies der Weg, den ich als den allein richtigen erkenne, um das Allgemeine durch das Besondere zu erweisen und zu beleuchten und um in die Geschichte und das Wesen der Volkskunst tiefer einzudringen als bisher. Dazu müssen sich Volkskunstforscher ausbilden, indem sie nicht nur ihr unmittelbares Substrat beherrschen, sondern auch, woran es eben fehlt, gründliche Spezialkenntnisse aus der gesamten Archäologie, Kunstgeschichte und Ethnographie sich aneignen. Darüber ist wohl weiter kein Wort zu verlieren. Alles, was sonst geleistet werden kann, ist ungenügende, dilettantische Bemühung. Auch weiß jedermann, was Kunstgeschichte, klassische und prähistorische Archäologie sind und wo man sich darüber belehren kann. Nur über die Sphäre oder Gruppe der verlängerten primitiven Kunstübung, von der die Ethnographie

Fig. 51. Glockenband für Schafe, aus Holz geschnitzt, Südtirol.

aus vielen Ecken und Enden der Erde wie auch aus unserer Heimat klassische Beispiele liefert, sei noch ein Wort beigefügt, weil das für viele ein ganz neuer Begriff sein dürfte. Die Ethnographen sind keine Freunde dieses Begriffes, weil sie vieles für ursprünglicher halten, als es in Wirklichkeit ist, und dieses wieder, weil sie den historischen Werdegang für solche Fälle, wo ihn niemand kennt, auf sich beruhen lassen und ganz von ihm absehen, als hätte er gar nicht existiert. Die Prähistoriker sind da geschulter; sie wissen aus ihren mühsamen Detailuntersuchungen, daß (wenn das banale Wort erlaubt ist) aus nichts nichts wird, daß kein Kompliziertes entstehen kann ohne ein



Fig. 62. Webertruhe, aus Holz geschnitzt, Jablunkau, Schlesien.

Einfacheres, das ihm vorausgegangen ist. Ihre ganze Wissenschaft lehrt sie das; gerade aus der verzweifelten Beschränkung, in der sie arbeiten müssen, ist ihnen eine Schule und ein System erwachsen, die der viel umfassenderen und gewiß auch viel anziehenderen vergleichenden Völkerkunde noch gänzlich fehlen. Doch das nur nebenher. Ich möchte, daß jede Volkskunstübung nicht bloß als etwas Gegebenes und im Rahmen ihrer Umgebung sinngemäß Bestehendes aufgefaßt, sondern historisch betrachtet werde, das heißt, daß man ihren Stammbaum aufdecke, sei es durch den Nachweis der Primordialformen in älteren Kulturschichten, sei es durch die Analyse und typologische Untersuchung der Formen. Wir müssen das schon deshalb tun, weil die Formen der bildenden Kunst, wie viele andere, oft schneller umgedeutet als umgebildet werden; sie sind ungemein beharrlich,

während ihr Sinn sich mit dem Geist der Zeiten unausgesetzt verändert. Für Freunde der Dunkelheit, welche heute im Publikum zahlreicher als je zu finden sind, wird sich dabei noch genug Ungewisses ergeben. Die Wissenschaft aber muß zur Lösung solcher Probleme alle Mittel aufbieten, die sie besitzt, denn mit einer beliebigen Auswahl ist es da nicht getan.

Wenn das bei jeder Volkskunstübung notwendig ist, kann es am wenigsten bei d e r Gruppe entbehrt werden, die ich oben als zweite bezeichnet habe. Es gibt eine Barocke der niederen Kunst, die gleich der

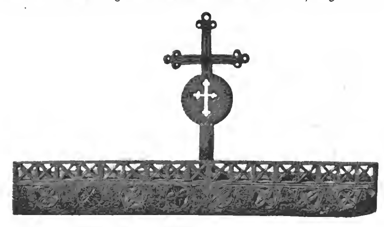


Fig. 53. Löffelrechen, aus Holz geschnitzt, Zakopane, Galizien.

der höheren ohne ihre Geschichte doppelt unverständlich bleibt. Sie entsteht oft einfach durch die lange Dauer einer bestimmten Kunstübung, wodurch sich, wie von selbst, gewisse Umbildungen, Verzerrungen und Entartungen einstellen, die man ja nicht für ursprünglich halten darf. Darum hat der Versuch fehlgeschlagen, die Bildähnlichkeit und Bildbedeutung vieler Ornamente aus dem Kreise rezenter Naturvölker in dem so reichgegliederten Formenschatz der prähistorischen Gerätverzierung wiederzufinden, während die Schnitzereien nordslawischer Völker Europas mit denen der Polynesier, mit altamerikanischen Skulpturen und nordgermanischen Bronzen aus spätrömischer Zeit oft die überraschendste Ähnlichkeit zeigen. Jenes sind eben innerlich ungleichartige, dieses dagegen untereinander verwandte Dinge. Aber ich will mit Beispielen innehalten, denn auch ich bin nur Spezialist in e i n e m Fache und kann den Forderungen, die ich oben aufgestellt habe, selbst nicht entsprechen.

Volksfest in Mährisch-Trübau. Dem rührigen Bund der Deutschen Nordmährens, welcher durch seine große Anzahl organisierter Ortsgruppenvereinigungen zugleich den Volksunterhaltungen neue Wege wies, ist es zu verdanken, daß im Verlaufe von nahezu zwanzig Jahren das Interesse für volkstümliche Aufzüge und Schauspiele immer mehr und mehr um sich griff. Fast jede deutsche Stadt- und Dorfgemeinde eifert bei festlichen Veranstaltungen nach Wiederbelebung langsam im Verschwinden begriffener volkstümlicher Erscheinungen. Daß derartige Veranstaltungen des Beifalles des gesamten Volkes sicher sein können, bewies wieder einmal der großangelegte volkstümliche Festzug, welcher anläßlich der am 16. August in Mährisch-Trübau tagenden XIX. Hauptversammlung des Nordmährerbundes unter Mitwirkung von sieben Gemeinden in Szene gesetzt wurde. Aus der Reihe dieser schönen Darbietungen seien hier zwei alte Bräuche, und zwar das „Stöhrköpfen“ und das „Rösselreiten“ näher besprochen.



Fig. 54. Beinkamm, Alt-Sterzinger Arbeit. Tirol.

a) Das Stöhrköpfen. Dieser Brauch war im Schönhengster Gaue üblich. Am Kirmestage versammelte sich die Ortsbevölkerung auf einem freien Platze im Dorfe. Ein geschmückter Widder wurde auf einen geschmückten Wagen gestellt und unter klingendem Spiel aus dem Dorfe hinausgeführt. Auf einem passenden Platze wurde das Tier geköpft, gebraten und verzehrt. Die versammelte Dorfjugend tanzte um die Opferstätte herum.

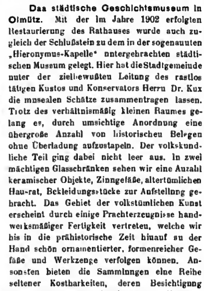
b) Das Rösselreiten. Auch dieser Brauch war im ganzen Schönhengster Gaue üblich. Am letzten Faschingstage zog die ledige Dorfjugend durch das Dorf. Voran gingen die Fuß'ntknechte. Einer derselben ritt das Rössel (ein hölzernes Pferd, welches so an den Körper des Reiters geschlungen wurde, daß es aussah, als ob der Reiter vom Pferde getragen würde). Der ganze Zug bewegte sich durch das Dorf. Bei jedem Bauernhofe wurde eingeritten, wo die Spieler beschenkt wurden. H—er.

Das Landesmuseum in Brünn. Das in den Räumen des ehemaligen „Ständehauses“ untergebrachte Franzens-Museum erfreut sich seit dem Inslebentreten der Mährischen Museumsgesellschaft eines ungeahnten Aufschwunges. Von den höchst instruktiv zur Schau gestellten Fachabteilungen sei hier der Gruppe „Mährische Volkskunde“ besondere Erwähnung getan. Gerade hier machte sich der allseitig fühlbare Platzmangel schon seit langem geltend, so daß die Mehrzahl der Aufsammlungen gar nicht zur Aufstellung gebracht werden konnte. Derzeit konnten für die volkskundlichen Sammlungen, die unter der Leitung des Fachabteilungsvorstandes Herrn Statthaltereivizepräsidenten Ritter v. Januschke stehen, leider nur drei Zimmer erübrigt werden, von welchen das

größere zur Aufstellung von Glasschränken für die Figurinen und sonstige Trachtenstücke dient, während die zwei übrigen etwas kleineren Zimmer zur Aufstellung von je einer slowakischen und hannakischen Bauernstube herangezogen wurden.

Im größeren Zimmer befindet sich auch der auf einem Piedestal unter einem Baldachin ruhende einfache Holzpflug Kaiser Josefs II., welchen der große Volkskaiser am 19. August 1769 auf einem Felde in der Nähe des Dorfes Rausnitz führte.

Durch die Übersiedlung der Landesbibliothek in den neuen Prachtbau, der heuer seiner Vollendung entgegensieht, werden die dadurch freiwerdenden Räume nahezu zur Gänze für die Zwecke der volkskundlichen Sammlungen herangezogen werden, so daß sich die mitunter kostbaren Schätze dieser Fachabteilung in ihrem ganzen Umfange dem Besucher werden darstellen können. H—er.



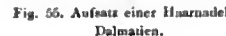


Fig. 55. Aufsatz einer Haarnadel, Dalmatien.

Das städtische Geschichtsmuseum in Olmütz. Mit der im Jahre 1902 erfolgten Restaurierung des Rathauses wurde auch zugleich der Schlußstein zu dem in der sogenannten „Hieronymus-Kapelle" untergebrachten städtischen Museum gelegt. Hier hat die Stadtgemeinde unter der zielbewußten Leitung des rastlos tätigen Kustos und Konservators Herrn Dr. Kux die musealen Schätze zusammentragen lassen. Trotz des verhältnismäßig kleinen Raumes gelang es, durch umsichtige Anordnung eine übergroße Anzahl von historischen Belegen ohne Überladung aufzustapeln. Der volkskundliche Teil ging dabei nicht leer aus. In zwei mächtigen Glasschränken sehen wir eine Anzahl keramischer Objekte, Zinngefäße, altertümlichen Hausrat, Bekleidungsstücke zur Aufstellung gebracht. Das Gebiet der volkstümlichen Kunst erscheint durch einige Prachterzeugnisse handwerksmäßiger Fertigkeit vertreten, welche wir bis in die prähistorische Zeit hinauf zu der Hand schön ornamentierter, formenreicher Gefäße und Werkzeuge verfolgen können. Ansonsten bieten die Sammlungen eine Reihe seltener Kostbarkeiten, deren Besichtigung jedem Musealfreund nur wärmstens empfohlen werden kann. H—er.

Das Stadtmuseum in Neutitschein. Wie schon in einem der früheren Jahresberichte erwähnt, wurde der volkstümlichen Sammlung des Museums ein besonderes Zimmer zur Verfügung gestellt. Während der Mittelstendkasten außer einigen Stadturkunden und sonstigen Dokumenten Belege der Kleinkunst aus der Zeit der ehemals bestandenen Zunftgilden etc. beherbergt, dienen von den drei Wandglaskästen zwei zur Aufnahme gestickter weißer Kopftücher, Brustleibchen (Brostflack) und sonstiger Trachtenstücke, indes der dritte Kasten in allerdings spärlicher Vertretung einige keramische und zinnerne Gefäße sowie kleineren Hausrat aufweist. Dazu kommen noch einige alte Glasbilder — und die Aufzählung der „volkskundlichen Sammlungen aus dem Kuhländchen" ist damit beendet. Der übrige Hausrat nebst einigen Porträts, alten Stadtansichten etc. vermag gleichfalls nur ein ärmliches Bild kultureller Entwicklung des Bürgerstandes zu geben und so macht diese volkstümliche Abteilung als „Kuhländer" Zimmer gedacht, einen recht



Fig. 56. Haarnadel. Alt-Sterzinger Arbeit, Tirol.

mageren Eindruck. Dazu gesellt sich noch das mangelnde Interesse der Stadtbevölkerung in ihren kapitalskräftigen Schichten für die Ausgestaltung des Museums-Momente, welche auch in Zukunft keine rosigen Aussichten zu verkünden scheinen, wiewohl der Kustos und Konservator Herr Direktor Bauer, dessen schwerer Stand unter diesen obwaltenden Verhältnissen nicht zu verkennen ist, zu wiederholtenmalen diesbezüglich bittlich wurde.

Den großen Fehler, die kostbare Weiglsche Sammlung einfach ignoriert zu haben, vermag man eben nur durch beharrliche Sammeltätigkeit wiederum wettzumachen; aber auch da ist keine Aussicht vorhanden, denn die im Frühjahre des Berichtsjahres gebildete Museumsgesellschaft kam über den Entwurf der Statuten nicht hinaus. Seitdem ruht die ganze Museelangelegenheit. H—er.



Fig. 57. Kuhglockenband, Leder mit Wolle gestickt, Pertisau, Tirol.



Fig. 58. Gürtel, mit Zinnleisten reich verziert, Tirol.

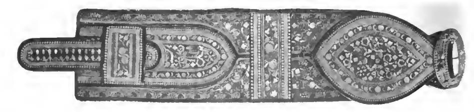


Fig. 59. Gürtel, mit Pfaukielen gestickt, Oberösterreich.

Das Ortsmuseum in Kunewald. Das unter der Leitung des Oberlehrers Emil Hausotter stehende und von dem genannten Herrn gegründete Ortsmuseum konnte mit Schluß des Jahres 1905 auf eine ein halbes Jahrzent währende Tätigkeitsperiode zurückblicken. Aus diesem Grunde und weil hiermit auch die Sammlungen als abgeschlossen erscheinen, dürfte eine kleine Skizze des Ortsmuseums hier angebracht sein.

Bei den bescheidenen Räumlichkeiten mußte gleich von vornherein der Gedanke der Aufstellung eines einheitlichen Interieurs fallen gelassen werden, da ansonsten der größte Teil der Sammlung wegen Platzmangel anderweitig hätte untergebracht werden müssen. Immerhin konnte das bäuerliche Haus- und Wohninventar in entsprechend anschaulicher Vertretung zur Aufstellung gebracht werden.

Gleich beim Eintritt in das Museum bietet sich dem Besucher das lebensgroße Trachtengemälde eines ledigen Paares dar, während eine kleinere Pastellarbeit die landschaftlichen Schönheiten aus der unmittelbaren Umgebung der Gemeinde zeigt. Die bäuerliche Wohnstube ist mit Ausnahme des dickbauchigen Kachelofens nahezu vollständig vertreten. Da sieht man das buntbemalte, mit einem mächtigen Kopfaufsatze gezierte zweispännige Bett mit wuchtig dreinschauender Bettfülle in blaugeblumten Ziechen, die buntbemalten, zierlichen Wandrechen mit dem „Nobel"-Hausrat an formenreichen Tellern, Schüsseln und Trinkgefäßen. Eine mächtige, grün glasierte Suppenschüssel, flankiert von Holztellern und hölzernen Löffeln auf dem einfachen, massiven, viereckigen Tisch mit den geschmackvoll geformten Stühlen und der unersetzlichen Wandbank mit umklappbarer Lehne ladet zum einfachen Imbiß ein. Ein gleich stark in den Farben blau, rot und weiß gehaltener Speisekasten mit ausziehbaren Schubkästen sowie ein kleinerer, die sogenannte „Allmer", beherbergt kleinere Gebrauchsgegenstände, während ihre Gesimse infolge Ausfalles des Kachelofens das Alltagsküchengerät, Mörser, Kaffeemühle etc., ziert.

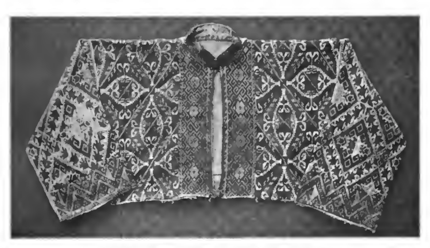


Fig. 60. Hemdoberteil, reich in Seide gestickt. Insel Uljan, Dalmatien.

Zu einer besonderen Gruppe sind die bäuerlichen Beleuchtungsmittel vereinigt, indes uns eine weitere abgeschlossene Abteilung mit den einfachen Kochgefäßen, Näpfen und Krügen bekannt macht, an welche sich auf Wandregalen eine bunte Fülle keramischer Gegenstücke als Schaustücke reiht. Die ehemals bestandenen Zunftgilden sind durch zwei Zunftladen charakterisiert, deren Schönheit der Ausführung von dem ausgeprägten Kunstsinn unserer Ahnen Zeugnis ablegt. Sie dienen derzeit zur Aufbewahrung der alten Urkunden und Dokumente, während die sonstigen Schriften, alte Bücherwerke etc. in einem eigenen Glasschranke (eingelegte Arbeit, Anfang des vorigen Jahrhundertes) ausgestellt sind.*) Die landwirtschaftlichen Geräte, soweit dies der verfügbare Raum zuließ, zeigen sich uns gleichfalls in einer geschmackvollen Auslese. Die phantastische Leinriffel (Leinklosper) mit dem Spinnrade, Rocken und dem Modell eines Webstuhles führen uns in die Zeit der ehemals blühenden Flachsbereitung zurück, wovon

*) „Das Archiv des Ortsmuseums in Kunewald." Zeitschrift f. d. Geschichte Mährens und Schlesiens, Jahrg. X, Heft 1.

Belege aus den einzelnen Phasen der Verarbeitung vorliegen. Mit einer Unzahl altertümlicher, gleichfalls auf Wandregalen untergebrachten Werkzeuggeräte schließt auch diese Abteilung.

Zu den Trachtenstücken übergehend, verdient die geschmackvolle Anordnung der in allen erdenklichen Nuancen sich gefallenden Brustleibchen und der prächtig gestickten weißlainenen Kopftücher, Hauben und Oberhemdchen besonderes Lob. Die ehemals bestandene alte Tracht wird uns in typischen Schaustücken zur Anschauung gebracht, während die Hauptmenge der übrigen Trachtensammlung vorläufig in der altertümlichen blumigen Lade untergebracht erscheint. Der bildlichen Ausschmückung der Sammlung wurde durch eine Anzahl von Gemälden, wie Trachtenbilder, Landschaften und Porträts, Rechnung getragen. Mit zwei größeren, an den Wänden angebrachten Belegen volkstümlicher Handwerkskunst, darstellend einerseits eine Dachherme mit Spruchinschrift nebst den gemalten Insignien des Zimmermannshandwerkes, andererseits das aus Holz geschnitzte alte Wahrzeichen des Müllergewerbes, schließt der Reigen der Musealsammlungen.

Mit Beginn des Jahres 1904 wurde seitens der Museumsleitung die alljährliche Herausgabe von „Ansichten“ aus dem Museum verfügt, welche Karten sich allseitiger Beliebtheit und gesteigerten Zuspruches erfreuen. Wir wünschen dieser jungen, lebenskräftigen Anstalt ferneres Gedeihen! H—er.

Verein „Deutsche Heimat“. Dieser vor kurzem in Wien entstandene Verein, welcher sich die Pflege des Volkstums und die kulturgeschichtliche Erforschung der Deutschen Österreichs zur Aufgabe gestellt hat, beginnt in rühriger Weise für sein Programm zu wirken. Er hat bereits das in unserer Zeitschrift (Bd. IX, S. 89, 142) zum Abdruck gebrachte „Halleiner Weihnachtsspiel“ (mitgeteilt von Karl Adrian in Salzburg) in Wien und anderen Orten mehrfach mit großer Wirkung zur Aufführung gebracht; ebenso bereitet er eine Wiederaufführung des ebenfalls in unserer Zeitschrift (Bd. I, S. 43, 74) von Dr. Wilhelm Hein mitgeteilten „Hexenspieles“ (aus Krimml in den Obertauern) für die nächste Zeit vor. Abdrücke dieser beiden Volksspiele hat der Verein „Deutsche Heimat“ mit unserer Zustimmung in großer Auflage zur Verbreitung gebracht. — Für den Monat August bereitet derselbe Verein eine Kulturhistorische Ausstellung in Eisenstein (im Böhmerwald) vor, welche volkskundliches und kulturhistorisches Material zur Veranschaulichung des Volkslebens der Deutschen im Böhmerwald beibringen wird. Man hofft durch die Mitwirkung der Gemeinden und der Bevölkerung des Böhmerwaldes selbst auf ein volles Gelingen dieser Veranstaltung, über deren Erfolg seinerzeit an dieser Stelle berichtet werden wird. Dr. M. Haberlandt.

Österreichische Ausstellung in London 1906. Auf Einladung des Exekutivkomitees für die Durchführung dieser Ausstellung hat unser Museum es übernommen, in der für die Förderung des Reiseverkehres durch Österreich bestimmten Abteilung derselben eine kleine Darstellung der österreichischen Volkskunst in ausgewählten Stücken — nach Kronländern geordnet — darzubieten. Mit Recht erkennt man in dem teilweise noch in vollem Leben stehenden eigenartigen Volkstum der österreichischen Ländergebiete einen anziehenden Reiz mehr neben den Naturschönheiten Österreichs, welcher der vollen Beachtung und Teilnahme auch seitens der reisenden Fremden würdig ist.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Besprechungen:

1. **Alois John:** Sitte, Brauch und Volksglaube im deutschen Westböhmen. (VI. Band der „Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde“. Herausgegeben von der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen.) Prag 1905. XXVII und 458. Preis *K* 6.

Unter der Leitung des Universitätsprofessors Dr. A. Hauffen gab die Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen bisher bereits

eine ganz ansehnliche Reihe von „Beiträgen zur deutsch-böhmischen Volkskunde“ heraus. Der vorliegende, der für sich allein schon einen starken Band ausmacht, hat eine längere Entstehungsgeschichte. Während die früheren Arbeiten der erwähnten Reihe mehr ursprüngliche Arbeiten eines einzelnen Autors umfassen, die sich daher auch nur auf engere Gebiete erstrecken können, ist der vorliegende „Beitrag“ die erste Frucht einer sechsjährigen, von der erwähnten Gesellschaft mit großem Aufwand an geistigen und materiellen Mitteln veranstalteten und von Professor Hauffen planmäßig geleiteten Sammeltätigkeit. Diese hat sich über ganz Deutschböhmen erstreckt und hat die erstrebte Grundlage für die geplante Darstellung der gesamten deutschen Volkskunde Böhmens geliefert.

Über den Beginn und den Verlauf dieser Sammeltätigkeit wurde seinerzeit alljährlich von Dr. Haberlandt in unserer Zeitschrift berichtet. (U. Z. I. 85, III. 121, IV. 127 V. 24, VI. 252.

Das vorliegende Werk ist das Ergebnis der sachverständigen Verarbeitung der aus dem Gebiete der nordgauischen Mundart in Böhmen (Westböhmen) eingelangten Arbeiten. Es ist dem Verfasser der geschätzten Mustermonographie „Oberlohna“ gelungen, „einmal ein Werk zu schaffen über das gesamte Nordgaugebiet in Böhmen und so der 1863 erschienenen „Oberpfalz“ (in der „Bavarie“) ein entsprechendes Gegenstück aus dem deutschen Böhmerlande entgegenzustellen“. Er hat unsere folkloristische Literatur mit einem — in dieser seltenen — grundlegenden Werke bereichert, das die Vergleichung unseres Volkstums mit dem unserer bayrischen und tschechischen Nachbarn, was unsere nächste Aufgabe sein muß, erst ermöglicht. Im Tschechischen gibt es bis jetzt kein ähnliches Werk und man ist auf die bisher erschienenen 14 Jahrgänge des „Český Lid“ angewiesen. Für Bayern ist die Bavaria (Niederbayern Bd. I_2, Oberpfalz Bd. II_1, Oberfranken Bd. III_1) zur Vergleichung heranzuziehen. Wertvolles Vergleichsmateriel für Böhmen selbst werden die Arbeiten über die drei anderen deutschen Volksstämme (den bayrisch-österreichischen, den schlesischen und sächsischen) ergeben, deren Bewältigung erst bevorsteht. Mögen sie dieses ihres Vorläufers würdig werden!

Nicht behandelt, weil einer späteren Darstellung vorbehalten, wurden in dem vorliegenden Werke die Gruppen: Märchen, Sagen, Legenden, Volkslieder, Volkstracht, Dorfanlagen, Bauernhaus, Hausindustrie, Volkskunst und Volksschauspiele.

Zur Behandlung kamen folgende Gebiete: Das festliche Jahr, Geburt und Taufe, Hochzeit, Tod und Begräbnis, landwirtschaftliche Gebräuche, Volksmeinungen und abergläubische Anschauungen, Volksaberglaube und Volksmedizin, Volksrecht, Sprichwörter und Redensarten, Nahrung, Namen, Volkshumor. Das Werk ist mit einem ausführlichen Sachregister und einer Karte des nordgauischen Sprachgebietes in Böhmen ausgestattet.

Die Arbeit des Verfassers ist umsomehr zu schätzen, als es galt, aus einer Unzahl von verschiedenen, nicht immer gleich sorgfältig abgefaßten und deutlichen Handschriften und der vorhandenen Literatur (auf diese wird stets genau verwiesen) den umfangreichen Stoff aufzufinden und nach oft mehreren Gesichtspunkten einzugliedern. So erklärt sich manch kleiner Lesefehler. Ferner darf der Verfasser auch nicht für jede Zeile des Textes verantwortlich gemacht werden. Dies mögen die folgenden Bemerkungen erläutern, die ich nach der Reihenfolge der Seiten — zum Zwecke leichterer Verbesserung in der wohl bald nötigen zweiten Auflage — anführe:

Seite VI wäre auch das wichtige Buch von Josef Rank „Aus dem Böhmerwalde“, das um 1840 entstanden, zu nennen und auch sonst heranzuziehen gewesen. (Ranks Werke. Gesamtausgabe. 1851. I. Band.) Beiträge zu unserer Volkskunde enthält auch Graßl: „Die Geschichte der deutsch-böhmischen Ansiedlungen in Banat“, aus dem V. Band dieser Sammlung. (Besprochen in u. Z. XI, S. 46 ff.)

S. XIV. Aus dem Gebiete der Eisensteiner Mundart, dem südlichsten Teile des Nordgauischen (Gradl: „Mundarten Westböhmens“, S. 172), sind die von Andreas Löffelmann-Eisenstein und Adolf v. Schenre-Seewiesen (laut „Mitteilungen der Gesellschaft“, Nr. III, 4, 6, V. 3 und VII. 3) eingesendeten ausführlichen Arbeiten nicht mitverwendet worden. Auf der beigegebenen Karte hätte die Sprachgrenze östlich von Seewiesen zu verlaufen.

S. 7. In Neuern tritt die Luzia nicht „nach dem Nikolaus“ in die Stube; sie kommt erst acht Tage später. Die S. 10 aus Neuern mitgeteilten Spiele waren in den Rotenbaumer Gemeinden üblich. S. 34, Z. 3 v. o., soll es statt „Silberbach“ heißen: „Hammern, Muckenhof“. Z. 6 v. o. lies „Köppln“ statt „Kappln“. S. 36 l. Z. lies „Neuern“ statt „Silberberg“, ebenso S. 38, Z. 10 v. o. S. 40 soll der 2. Absatz, der sich auf längst vergangene Zeiten bezieht, in der Mitvergangenheit stehen. S. 41, Z. 21 v. o., lies „Rotenbaum“ statt „Silberberg“, Z. 23 v. o. „Muckenhof“ statt „Silberberg“. S. 69, Z. 10 v. o., lies „Hot a gnanpt?“ statt „Haut a gnampt?“ S. 74, Z. 14 v. u. und S. 360, Z. 9 v. o., Silberberg im Bezirk Klattau ist ein rein tschechisches Städtchen. Das im Buche häufig genannte Silberberg ist ein unbedeutendes Dörfchen im Bezirk Taus (Gerichtsbezirk Neugedein), aus dem zwei Berichte über die angrenzenden deutschen Gegenden, von deren Bräuchen bei der Hochzeit und anderem man hier wohl weiß, sie aber infolge der kleinen Verhältnisse weniger oder gar nicht übt, eingegangen sind. Die oftmalige Nennung dieses in der Richtung des vorliegenden Werkes nicht typischen Ortes hat wohl ihren Grund darin, daß den einzelnen in den Beantwortungen des Fragebogens beschriebenen Erscheinungen der Herkunftsort der Einsendung als Lokus beigesetzt worden ist. „Silberberg“ bedeutet hier also meist das Angeltal, teils die Rotenbaumer Gemeinden.

S. 75 soll der letzte Absatz in der Vergangenheit stehen. S. 76, Z. 2 v. u., lies „Umgebung von Neuern“ statt „Neuern“. S. 77, Z. 21 v. o., lies „Pfingstl o-gstorb'n“ (abgestorben) statt „gstorb'n“, ferner „fertn“ statt „fern“.

S. 82. Das Pfingstreiten findet weder in Chudiwa noch anderswo auf einer W i e s e, sondern immer auf einer Brache oder einem Kleefelde (wegen des geringeren Schadens und des festeren Bodens) statt. Ziel ist n i e die B r a u t eines Reiters, das wäre ja Mord oder Totschlag. Ziel ist ein Strohzeichen zwischen Tannenreisig. Das „Seidentuch als Fahne“ trägt ein Bursche oder alter Inmann mit, der es dem Sieger erst nach der Rückkehr vom Ziele überreicht. Dieser „Bericht aus Silberberg“ beruht auf schlechter Beobachtung oder Nacherzählung, wie derjenige, der sagt (S. 130), daß in Silberberg der Hochzeitlader im „schwarzen, bändergeschmückten Z y l i n d e r h u t“ herumgeht, was eine Unwahrheit ist. Jeder steife, herrische Hut würde ihm bald angetrieben werden, und erst gar ein solcher Chapeau! Solche Phantasieprodukte entstehen, wenn sich Leute, die das Volk nicht kennen, mit Volkskunde abgeben und leichtfertige Berichte einsenden.

S. 83, Z. 2 v. u., lies „Neuern“ statt „Silberberg“. S. 96, Z. 7 v. o., lies „Schafbockausreiten“ statt „Schafbockreiten“. S. 99, Z. 5 v. o. Der Hirt in Neuern sagte: „für dös Gåa hot a ausgehüat“; lies so statt des ins Egerländische verschriebenen; „füa(r) dös Gåna hånt a asghüat“. S. 111, Z. 19 v. u., lies „in Neuern einen Töt und eine Tot“ statt „einen Tot und eine Töt“. (Man spricht die Worte aus: „da Deet, t'Toot“, der Pate, die Patin.)

S. 131, Z. 2 v. u. In den deutschen südlichen Teilen der Bezirke Klattau und Taus sind der Montag und besonders der M i t t w o c h die zum Hochzeitmachen üblichen Tage, während die benachbarten Tschechen am D i e n s t a g freien. Die Bemerkung auf S. 132, Z. 7 v. o., daß der Mittwoch als Hochzeitstag verpönt sei, gilt mit dieser Beschränkung. S. 153 (2. Absatz lies statt „Silberberg“ „Angeltal“. S. 156, letzter Absatz (zum „Läinbout) In Neuern heißt man jeden Zuschauer bei einer Esserei „Läjna“, hungerige Kinder gehen zu anderen Leuten oder zur Hochzeit „afs Läjn“. S. 169, 4. Absatz. Daß die „Umbieterin“ oder „Bioltnbieterin“ (von umbitten, ums Begleiten bitten) einen Zettel mit den Namen der Einzuladenden mittrüge, dürfte nur beschränkt vorkommen. S. 175. 2. Absatz. Auch der Totenwagen kommt nicht überall vor. 3. Absatz. Der alte Brauch verlangte es im südlichen Gebiete, daß die Leidtragenden erst a m E n d e des Zuges folgten, die Männer hinter den Männern, die Weiber hinter den Weibern.

S. 195, Z. 9 v. o, lies „'s Hängschwoifl“ statt „den Hängschwoifl“. S. 199. Das Läuten gegen den Reif geschieht in Neuern schon lange nicht mehr. S 215, Z. 5 v. u. Die Deutung „Ablegerl“ für „Origl“ (Urigal im südlichen Gebiete) möge die Sprachforscher zum Studium der Etymologie dieses dunkeln Wortes anregen.

S. 227. Zum Kapitel „Kräuter und Pflanzen" nenne ich noch das Heimatbuch von Schreiber „Die Wiesen der Randgebirge Böhmens", das besonders die **Volksnamen** der wildwachsenden Pflanzen ganz Deutschböhmens sehr gründlich behandelt (weil sie ihm die Illustrationen ersparen, wo er über die Pflanzen zu den Bauern spricht) und auch die Volkskunde berücksichtigt. (Bespr. in u. Z., V. 280.) S. 246, Z. 5 v. u., lies „net" statt „neat". S. 247, Z. 5 v. o., lies „Widewe" statt „Wittiba". S. 228, Z. 16 v. o., lies „Bank" statt „Bonck". S. 288, Z. 19 v. o. Im südlichen Gebiete spricht man vom „Erdspiegel"; ein „Erzspiegel" würde hier mundartl. „A(r)tzspejgl" heißen. Vergl. auch den „Bergspiegel" der Venediger. (U. Z., IV. 234, 1. Absatz) S. 288, Z. 18 v. o., lies „Ruhmannsfelden" statt „Ruhmannsfelsen". S. 362, Z. 4 v. u., lies „koan" statt „koln". S. 363, Z. 3 v. o., lies „koa Kraut" statt „koan Kraut". S. 364, Z. 2 v. u., lies „nicks" statt „neks. S. 368, Z. 2 v. o. und S. 257, Z. 23 v. u., lies „Rinnts" statt „Kinnts". S. 368, Z. 6 v. o. lies „åffa" statt „assa". Zu S. 383. Über die Sitzordnung bei Tisch vergl. meine Mitteilung „Über den Brauch beim Essen in den Orten der Pfarre Rotenbaum". U. Z., V. 90 ff. Zu S. 391. Das kleine Allerseelengebäck „Hohlgegels" hat Ähnlichkeit mit einem in Furth i. W. (Bayern) gebräuchlichen Gebäcke, das aus einer Kette winziger Laibchen besteht, welche nach meinem Gewährsmann Josef Weber (Sternhof) „håalsgecke(r)la" heißen, wobei „håala" als Heller verstanden wird. S. 422 l. Z. lies „Neumark" statt „Neumarkt".

Zum Schluß noch eine Anregung. Die um die deutsch-böhmische Volkskunde hochverdiente Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen wäre durch ihre Verbindungen und ihre Mittel dazu berufen, durch die Herausgabe von „Volkskarten" dem Studium der Volkskunde Deutschböhmens eine weitere Grundlage zu geben. Vorarbeiten hierzu liegen genug vor. Wir könnten durch dieselben die alten Herrschaftsgebiete und kirchlichen Verhältnisse, mundartliche und volkskundliche Scheidelinien, Bauern- und Industriedörfer, alte und neuere Siedlungen, den Merkwald (Königreich), die Gebiete der Choden, der Künischen, germanisiertes und slawisiertes Land, die Sprachgrenzen, die alten Wege, alte und neue Landesgrenzen auf Grund der Werke von Gradl, Lippert, Sedláček, Bernau, der Abhandlungen von Pangerl und anderen in den bisher erschienenen 44 Jahrgängen der Mitteilungen des deutsch-historischen Vereines, lokalgeschichtlicher Werke und der zahlreichen Heimatkunden und Heranziehung geeigneter Persönlichkeiten zur anschaulichsten Darstellung bringen. Ein solches Kartenwerk beförderte auch die Lokalgeschichte, würde dem Studium der nationalen Verhältnisse die Hand reichen und vielleicht manch ungeahnte Gesichtspunkte ergeben. Die Kräfte einzelner sind solchen Aufgaben nicht gewachsen. **Josef Blau.**

2. Die k. k. Majolika-Geschirrfabrik in Holitsch. Materialien zu ihrer Geschichte. Von Karl **Schirek**. Mit 2 Tafeln Chromotypien und 33 Abbildungen im Text. Brünn 1905. Verlag des Verfassers.

Der um die Aufhellung der Geschichte der mährischen Keramik vielverdiente Verfasser,*) Kustos an dem reichen Mährischen Gewerbemuseum, unternimmt es in vorliegendem schönen Werke — unter Zusammenfassung verschiedener von ihm in den „Mitteilungen des Mährischen Gewerbemuseums" früher veröffentlichten Aufsätze (1901 bis 1903) und Beibringung neuer Forschungsergebnisse sowie unter Hinzufügung eines instruktiven Abbildungsmaterials — die Geschichte einer unmittelbar an der mährischen Grenze bei Göding, gelegenen berühmten Majolikafabrikation festzulegen. Zwar hängt dieser kunstgewerbliche Gegenstand nur sehr lose mit unserem volkskundlichen Interessenkreise zusammen, doch können wir an der genannten Veröffentlichung umsoweniger vorübergehen, als sich auch in den Sammlungen des **Museums für österreichische Volkskunde** naturgemäß eine größere Zahl von Holitscher Geschirren zusammengefunden haben, die zum größten Teil aus dem bürgerlichen oder bäuerlichen Besitz in

*) Vergl. K. **Schirek**: Die Majolikaerzeugung in Wischau. „Mitt. des Mähr. Gewerbemuseums". 1895. — K. **Schirek**: Über einige Beziehungen der k. k. Majolikafabrik in Holitsch 1743 bis 1827 zu den verwandten Fabriken Mährens. Ibid. 1896, S. 57, 105.

verschiedenen Orten Mährens in das genannte Museum gelangt sind. Die Gesamtzahl der betreffenden Stücke beträgt 29, wovon 11 Stücke in mitfolgenden beiden Aufnahmen zur Abbildung gelangen, um einem berechtigten diesbezüglichen Wunsche des Herrn Verfassers zu entsprechen.*) Das Werk bringt auf Grund umfassender archivalischer Studien die

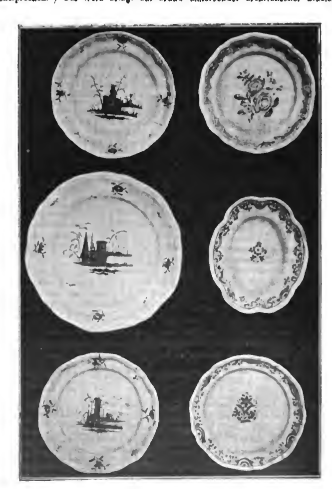


Fig. 61. Schüsseln und Teller aus Holitsch (im Museum für österreichische Volkskunde).

folgenden Kapitel: Einleitung. — Die Erzeugung von Majolika. — Die Erzeugung von „Englisch Geschirr" (Steingut) nach einzelnen Jahrgängen (1786 bis 1827). — Das künstlerische

*) Abbildungen der übrigen Stücke sind Herrn K. Schirek vom Museum für österreichische Volkskunde zur Verfügung gestellt worden; wir hoffen, daß andere Museen und Sammler dieses Beispiel im allgemeinen Interesse befolgen werden.

und technische Personal. — Administration. — Die Oberleitung. — Bezug der Rohmaterialien. — Bezug von Farben, Zinn u. s. w. — Bezug von Brennholz. — Umfang der Geschirrerzeugung. — Absatz durch Geschirrhändler und eigene Niederlagen. — Lieferungen an die kaiserlichen Schlösser und sonstige Besteller. — Geschirrpreise. — Beziehungen zur Wiener Porzellanfabrik. — Marken. — Denkmale.

Man sieht, mit welcher Gründlichkeit und Umsicht die archivalischen Urkunden von dem Verfasser gesichtet und ausgebeutet worden sind. Uns interessieren hier zumeist die zwei letzten Kapitel über die Marken und über Formen und Zierweisen des Holitscher



Fig. 62. Teller und Krug aus Holitsch (im Museum für österreichische Volkskunde).

Geschirres, durch welche man zum erstenmal einen wohlgeordneten Überblick über die einzelnen Zweige und die Typen Holitscher Erzeugung gewinnt. Es ist zu hoffen, daß dem Verfasser die von ihm gewünschten Nachrichten über die einschlägigen Denkmäler anderer Sammlungen recht reichlich zufließen werden, da dies der einzige Weg ist, die noch offen gebliebenen Fragen zu erledigen. In unglaublich rascher Zeit verliert sich eben oft jede Spur einer Nachricht von den ehedem landläufigsten Dingen, wie unter anderem die noch sehr unsichere Deutung der Marken auf den Holitscher Geschirren dartut. Wir sind dem überaus fleißigen und opferwilligen Verfasser für sein ungemein sorgfältig und mühevoll gearbeitetes Werk zu wärmstem Dank verpflichtet.

Dr. M. Haberlandt.

V. Mitteilungen aus dem Verein und dem Museum für österreichische Volkskunde.

Jahresbericht des Vereines für österreichische Volkskunde für das Jahr 1905.

Erstattet vom Präsidenten Grafen J. Harrach.

Das abgelaufene Jahr hat unseren Bestrebungen und unserer Arbeit, die der allseitigen Förderung der österreichischen Volkskunde gilt, in erfreulichem Maße die Anerkennung der berufensten Kreise sowie der gesamten Öffentlichkeit gebracht, denn dieses Jahr stand für uns im Zeichen der von dem k. k. österreichischen Museum für Kunst und Industrie in Gemeinschaft mit unserem Museum für österreichische Volkskunde veranstalteten »Ausstellung österreichischer Volkskunst und kunstgewerblicher Hausindustrien«, welche vom 15. April bis 30. Juli und vom 9. November 1905 bis 18. Februar 1906 stattfand und zu einem glänzenden Zeugnis für die Reichhaltigkeit unserer Sammlungen und die Unterstützungswürdigkeit unserer Bestrebungen geworden ist. Indem ich mir vorbehalte, die an diese Ausstellung anknüpfenden Wünsche und Forderungen unserer Gesellschaft für die zukünftige Entwicklung unseres Museums zum Schluß dieses Berichtes mit allem Nachdruck auszusprechen, sei es mir vorerst gestattet, über die Arbeiten und Erfolge des abgelaufenen Jahres in Kürze zu berichten, wobei ich für das Museum auf den nachfolgenden ausführlichen Bericht des Herrn Direktors Doktor M. Haberlandt hinweise. In unserer wissenschaftlichen Tätigkeit bei der Herausgabe der »Zeitschrift für österreichische Volkskunde«, welche bereits ihren zwölften Jahrgang antritt, fanden wir auch im vorigen Jahre erfreuliche Unterstützung seitens verschiedener Fachmänner und Volksforscher in ganz Österreich, wovon nur die Herren Regierungsrat K. A. Romstorfer in Salzburg, Anton Dachler, Alois John in Eger, Josef Blau in Silberberg, Dr. V. Hintner, Elias Weslowski in Kimpolung, D. Dan in Straża, Prof. Ludwig Młynek in Tarnów, Dr. J. Franko in Lemberg, Dr. Ed. Zellweker in Leipnik, Fr. Andreß in Dobrzan, Prof. Dr. G. Polívka in Prag unter anderen genannt sein mögen. Herr Hofrat Dr. Max Höfler, eine bekannte Autorität auf dem Gebiete der vergleichenden Volkskunde und Volksmedizin, überließ uns unter Leistung eines bedeutenden Druckkostenzuschusses seine ausgezeichnete Abhandlung über die deutschen Gebildbrote zur Weihnachtszeit zur Drucklegung (als Supplementheft III mit 13 Tafeln). Es sei dem verdienstvollen Autor hierfür auch an dieser Stelle der verbindlichste Dank ausgesprochen.

Die Mitgliederzahl hielt sich im ganzen auf der bisherigen Höhe. Den durch Tod oder Austritt ausgeschiedenen Mitgliedern (18) steht ein ungefähr gleich hoher Zuwachs neuer Mitglieder gegenüber. Ich

erneuere bei dieser Gelegenheit die Bitte an alle unsere Mitglieder, in ihren Kreisen neue Mitarbeiter und Freunde unserer Sache anzuwerben.

Was das Museum für österreichische Volkskunde betrifft, so wird aus dem nachfolgenden Verwaltungsbericht ein neuerlicher erfreulicher Zuwachs unserer Sammlungen sowie unserer Bibliothek ersichtlich. Die ausgewiesene Vermehrung um zirka 1200 ethnographische Nummern sowie 300 Photographien und Bilder bedeutet freilich auf der anderen Seite bei unseren unerträglich beengten Raumverhältnissen eine neuerliche quälende Verlegenheit für die Museumsleitung; denn selbst um diese interessanten und lehrreichen Gegenstände einfach nur zu magazinieren, fehlt es vollständig an Platz. In der früher genannten Ausstellung im österreichischen Museum sind über 3000 Objekte untergebracht, die Schaukästen unseres Museums sind überfüllt; nunmehr gebricht es auch schon am letzten, nämlich an Platz für die zahlreichen Kisten und Truhen, in welchen die Neueinläufe verwahrt werden müssen. Dieser Zustand der Dinge ist vollständig unerträglich und unhaltbar.

Wenn ich auf das Beispiel der entsprechenden deutschen Sammlungen in Berlin verweise, die seit zwei Jahren bereits in staatliche Verwaltung übernommen worden sind und im prachtvollen Gebäude des königlichen Museums für Völkerkunde ihre Aufstellung erfahren werden; wenn ich weiters daran erinnere, daß die ethnographische Abteilung des ungarischen Nationalmuseums in Budapest, der bereits seit Jahren ein eigenes Haus gemietet war, nunmehr in einem immensen Ausstellungsgebäude im Stadtwäldchen Platz in Hülle und Fülle finden wird, so müssen wir wohl mit Betrübnis und Beschämung die kläglichen Verhältnisse unseres Museums in räumlicher Beziehung zur Kenntnis der maßgebenden Faktoren und der gesamten Öffentlichkeit bringen, damit endlich diesem Notstande in den Verhältnissen eines öffentlichen Institutes abgeholfen werde, welcher der Bevölkerung der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien und der gesamten Öffentlichkeit wahrlich nicht zur Ehre gereicht.

Die Mittel für die Vereinstätigkeit im abgelaufenen Jahre erhielten wir teilweise durch die Beiträge der Mitglieder, zum größeren Teile aus den regelmäßig unserer Gesellschaft zufließenden Subventionen. Wir verzeichnen wie im Vorjahre mit verbindlichstem Danke den Eingang von *K* 7000 seitens des hohen k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht, von *K* 1200 durch die k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien, *K* 200 vom hohen niederösterreichischen Landtag, *K* 800 von der niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer, *K* 200 von der hohen niederösterreichischen Statthalterei. Als Spenden erhielten wir *K* 100 von dem durchlauchtigsten Herrn Protektor Erzherzog Ludwig Viktor, *K* 500 von Seiner Durchlaucht dem Herrn regierenden Fürsten Johann von und zu Liechtenstein, *K* 100 vom Bankhaus S. M. v. Rothschild, *K* 100 von der Ersten

österreichischen Sparkassa. Unser ergebenster und wärmster Dank sei allen Gönnern und Freunden unseres Unternehmens auch hier ausgesprochen.

In der Zusammensetzung des Ausschusses ergaben sich im Berichtsjahre einige Veränderungen. Wir beklagen den Tod unseres langjährigen Ausschußrates Professors Dr. Franz Kratochwill, dem wir gewiß stets ein dankbares Andenken bewahren werden. Der Ausschuß hat die Herren Alfred Walcher Ritter v. Molthein und Robert Eder, Obmann des Vereines der Naturfreunde in Mödling, kooptiert, in welchen wir bereits vorher schon die eifrigsten Mitarbeiter besassen. Von den beiden Herren Vizepräsidenten Hofrat Dr. V. Jagić und Truchseß Oskar v. Hoefft sowie dem gesamten Ausschuß wurde ich bei der Leitung der Vereinsgeschäfte, deren Ausführung wie in den Vorjahren in den bewährten Händen des Herrn Schriftführers Dr. M. Haberlandt lag, auf das eifrigste und gewissenhafteste unterstützt, wofür ich denselben insgesamt auf das wärmste danke. Herrn Dr. S. Feßler sind wir für finanzielle Ratschläge und Obsorge stets auf das beste verpflichtet.

Ich kann nicht schließen, ohne unsere Bestrebungen, welche auf eine Besserung der Raumverhältnisse in unserem Museum abzielen, sowohl für ein erträgliches Provisorium in den Räumen des Börsegebäudes, wie für eine definitive Sicherung desselben, sei es durch Angliederung unseres Museums als eigene Sektion an das k. k. österreichische Museum für Kunst und Industrie, sei es als selbständiges Institut im eigenen Hause, der gesamten Öffentlichkeit mit allem Nachdrucke ans Herz zu legen. Es ist eine Ehrenpflicht der Öffentlichkeit gegenüber den Grundlagen unseres kulturellen und nationalen Lebens, das Museum für österreichische Volkskunde in den Stand zu setzen, in auskömmlichen Verhältnissen seinen ebenso patriotischen als wissenschaftlich bedeutungsvollen Aufgaben nachkommen zu können.

Verwaltungsbericht für das Jahr 1905 des Museums für österreichische Volkskunde.

Erstattet vom Museumsdirektor Dr. M. Haberlandt.

Da im Jahresbericht des Herrn Präsidenten bereits mit großem Nachdruck auf die ungünstigen äußeren Verhältnisse unseres Museums hingewiesen worden ist, darf ich dem gegenüber mit Genugtuung auf die erfreuliche innere Entwicklung hinweisen, welche unser Museum auch im abgelaufenen Jahre zu verzeichnen hatte. Unsere ethnographische Hauptsammlung hat sich um 1148 Stück vermehrt, darunter um wertvolle und interessante Kollektionen von Krain, Istrien (speziell Cherso), Südböhmen, Mähren, Steiermark und der Bukowina. Mit besonderem Dank habe ich hierbei der werktätigen Mithilfe der Herren Professor Dr. K. Moser in Triest, k. k. Finanzrespizient Martin Heinz in Cherso, Lehrer Josef Blau in Silberberg, Lehrer Franz Andreß in Dobrzan und anderer zu gedenken; im

einzelnen ist die Herkunft der einzelnen Kollektionen und Stücke in den Mitteilungen aus dem Verein und dem Museum für österreichische Volkskunde (»Z. f. ö. V.«, Bd. XI) ausgewiesen worden. Insgesamt wurde für Neuerwerbungen der Betrag von *K* 2938.97 aufgewendet. Für die Anschaffung von Trachtenpuppen wurden *K* 144 ausgelegt. Die Transportkosten beliefen sich auf *K* 62.01. Insgesamt umfassen unsere Sammlungen mit Schluß 1905 im Eigentum des Vereines für österreichische Volkskunde 16.173 Stück sowie 3053 zur Ausstellung überlassene Stücke aus fremdem Besitz. Die Vermehrung der Photographien betrug 250 Stück, der Gesamtstand der Photographiensammlung beträgt mithin 1286 Nummern. An Abbildungen wuchsen 80 Stück zu, Gesamtstand 525 Stück. Die Bibliothek erfuhr um 117 Nummern Zuwachs; die Zahl der im Tausch einlangenden Fachzeitschriften steigerte sich um 12 Nummern, betrug somit 62. Seine Durchlaucht der Herr regierende Fürst Johann von und zu Liechtenstein, dessen Munifizenz unser Museum bereits eine ganze Reihe wichtiger Erwerbungen verdankt, widmete zum Ankauf der Sammlung der k. u. k. Feldmarschalleutnantswitwe Emilie v. Laszowska den namhaften Betrag von *K* 500, wofür ich Seiner Durchlaucht auch an dieser Stelle nochmals den ehrerbietigsten Dank abzustatten die Ehre habe.

Die wichtigsten Museumsarbeiten bestanden nebst der Inventarisierung, Konservierung und Aufstellung, beziehungsweise Verpackung des Neueinlaufes in der vollständigen Neuordnung der Reservebestände nach Kronländern, wobei eine größere Zahl unbestimmt gewesener Gegenstände nach den vorhandenen Hilfsmitteln nähere Bestimmung fand. Sodann wurde nach Ausscheidung der für die Ausstellung österreichischer Volkskunst und Hausindustrien des Österreichischen Museums für Kunst und Industrie bestimmten Gegenstände (im ganzen rund 3000 Stück für beide Abteilungen der Ausstellung) an eine Ausfüllung der dadurch entstandenen größeren und kleineren Lücken in den Schaukästen aus den Reservebeständen gegangen; endlich habe ich über Einladung der Direktion des Österreichischen Museums die Durchführung der volkskünstlerischen Hauptabteilung in der genannten Ausstellung und die Abfassung des Katalogs dazu übernommen und in der Zeit vom 15. Oktober his 12. November zu Ende gebracht, wozu mir seitens der hohen Intendanz des k. k. naturhistorischen Hofmuseums und des hohen k. k. Oberstkämmereramtes ein vierwöchentlicher Urlaub bewilligt wurde. Ich erlaube mir hierfür meinen ergebensten und ehrerbietigsten Dank auch an dieser Stelle auszusprechen.

Durch den unzweifelhaft großen, unmittelbaren Erfolg dieser Ausstellung, welcher durch den in der Presse sowie in den Fachzeitschriften laut gewordenen allgemeinen Beifall bestätigt erscheint, ist der Sache der österreichischen Volkskunde, wie wir hoffen dürfen, erheblich genützt worden, und es bleibt nur lebhaft zu wünschen, daß das hier wachgewordene Interesse weitester Kreise und der

verwandten wissenschaftlichen Disziplinen, wie namentlich der Kunstforschung, nicht allzu rasch erlahme.

Was den Besuch des Museums und die wissenschaftliche wie praktische Verwertung seiner Sammlungen anlangt, so blieben im ganzen die Verhältnisse wie im vorigen Jahre. Durch den von der hochlöblichen Gewerbeschulkommission angeordneten korporativen Besuch der Zöglinge der Wiener gewerblichen Fach- und Fortbildungsschulen ist die so wünschenswerte Berührung unseres Museums mit der gewerblichen Arbeit auf die beste Basis gestellt; außerdem haben verschiedene Malschulen sowie Zöglinge der Kunstgewerbeschule, des Stickereiinternats u. s. w. zu wiederholtenmalen unsere Sammlung besichtigt und benützt. Von wissenschaftlichen Fachmännern, die, soweit wir erkunden konnten, unser Museum besuchten und benützten, seien genannt: Hofrat Dr. H. Schuchardt in Graz, Dr. W. Semayr in Budapest, Hofrat v. Scala, Regierungsrat Dr. E. Leisching, Dr. M. Dreger, Prof. J. Tapper in Innsbruck, Direktor Elias Weslowski in Kimpolung, Anton Dachler, Dr. E. K. Blümml, Frau Wlasta Havelková, Dr. V. Tille in Prag, Prof. G. Polívka in Prag, Dr. W. Šmid in Laibach, Fräulein Magdalene Wankel in Prag, Redakteur Josef August Lux, Dr. E. Stepan, Robert Eder.

Mehr und mehr füllen sich die Lücken, welche unsere Sammlungen noch aufzuweisen haben, um zu einem stets abgerundeteren und treueren Bild von der Eigenart der österreichischen Völkerschaften zu werden, und es wird mehr und mehr an der Zeit, diese Sammlungen auch auf dem Wege wissenschaftlicher Veröffentlichung der Volkskunde dienstbar zu machen. Vielleicht gelingt es bald, durch ein eigenes Organ diesem Wunsche Rechnung zu tragen. Jedenfalls dürfen sich Forscher, welche einzelne Partien unserer Sammlung zu bearbeiten wünschen, stets der eifrigsten Förderung der Museumsleitung versichert halten.

Zum Schlusse habe ich unserem hochverehrten Herrn Präsidenten Erlaucht Graf J. Harrach, dem Ausschusse, zahlreichen Freunden und Gönnern unseres Instituts sowie der Wiener Presse für allseitige und stetige Förderung herzlichst zu danken. Mögen sie alle in dem kräftigen und gesunden inneren Wachstum unseres gemeinsamen Werkes den Lohn für ihre wohlwollende Unterstützung finden. Und möge ferner der Kreis der Öffentlichkeit sich weiten, der an dem Fortschritt unserer Bestrebungen freundliches Interesse nimmt. Es ist sehr schwierig, in der ungeheuren Konkurrenz tüchtiger Arbeit und verfolgenswerter Ziele, welche heute den Inhalt der öffentlichen Interessen ausmachen, für irgendeinen Zweig wissenschaftlicher Betätigung einen festen Kreis von Interessenten zu bilden und zu erhalten; wir dürfen uns mit Dank und Genugtuung sagen, daß unser Werk und unsere Schöpfung auf einer solchen festen Basis ruht und darum einer freundlicheren Zukunft mit Gewißheit entgegengeht.

Rechnungsabschluss des Vereines für österreichische Volkskunde in Wien

für das XI. Vereinsjahr 1905.

Einnahmen.

		Kronen	Heller
Kassasaldo ex 1904		694	18
I. Ordentliche Einnahmen.			
1. Mitgliederbeiträge und Abonnements		3388	27
2. Subventionen:			
a) Hohes k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht	Kr. 7000·—		
b) Hoher niederösterreichischer Landtag	„ 200·—		
c) Reichshaupt- und Residenzstadt Wien	„ 1200·—		
d) Niederösterreichische Handels- und Gewerbekammer	„ 800·—		
e) Erste österreichische Sparkassa	„ 100·—		
f) Hohe k. k. niederösterreichische Statthalterei	„ 200·—	9500	—
3. Museumseinnahmen		494	90
II. Außerordentliche Einnahmen.			
1. Spenden:			
a) Seine k. u. k. Hoheit Erzherzog Ludwig Viktor	Kr. 100·—		
b) Seine Durchlaucht Fürst Liechtenstein	„ 500·—		
c) Bankhaus S. M. Rothschild	„ 100·—	700	—
2. Druckkostenbeitrag von Hofrat Höfler		526	50
3. Zinsen und sonstige Einnahmen (Verkauf von Druckschriften etc.)		409	79
Summe der Einnahmen		15713	64

Ausgaben.

		Kronen	Heller
I. Museum.			
1. Personal und Remunerationen		4659	95
2. Sammlung und Bibliothek		2938	97
3. Installation		417	48
4 Taxen und Beleuchtung		91	24
5. Frachten		62	01
6 Mietzins und Versicherungen		2094	22
II. Verein.			
1. Kanzlei		200	87
2. Porti		420	02
3. Zeitschrift:			
a) Klischees und Zeichnungen	Kr. 553·78		
b) Honorare für Mitarbeiter	„ 500·10		
c) Buchdruckerei	„ 3588·29	4642	17
Summe der Ausgaben		15526	93
Kassarest auf neue Rechnung		186	71
		15713	64

Wien, 1. Jänner 1906.

Graf J. Harrach, Präsident.

Dr. S. Feßler, Rechnungsführer.

Julius Thirring Kassier.

Geprüft und richtig befunden:

Alfred v. Walcher, Jakob Schindler, Pfarrer, als Revisoren.

Protektor:
Seine kaiserl. u. königl. Hoheit der durchlauchtigste Herr
Erzherzog **Ludwig Victor.**

Ehrenpräsident: Seine Exzellenz Herr **Dr. J. A. Freih. v. Helfert.** (1894.)

Die Vereinsleitung

im Jahre 1905:

Seine Erlaucht Herr **Graf Johann Harrach**
Präsident. (1901.)

Hofrat Prof. Dr. Vatroslav Jagić
Erster Vizepräsident. (1894.)

Kommerzialrat Oskar v. Hoefft
Zweiter Vizepräsident. (1897.)

K. u. k. Kustos Dr. **Michael Haberlandt**
Schriftführer. (1894.)

Prof. Dr. **Arthur Petak**
Schriftführer-Stellvertreter. (1899.)

Hof- und Gerichtsadvokat Dr. **Sigismund Fessler**
Geschäftsführer. (1894.)

Oberingenieur **Anton Dachler**
Geschäftsführer-Stellvertreter. (1903.)

Bürgerschullehrer **Julius Thirring**
Kassier. (1898.)

Ausschußräte:

a) In Wien:

Prof. Dr. **Franz Branky.** (1903.)
Robert Eder, Privatier, Mödling. (1905.)
Reg.-Rat Direktor Dr. **Karl Glossy.** (1894.)
Prof. Dr. **Valentin Hintner.** (1903.)
Prof. Dr. **Paul Kretschmer.** (1899.)
Prof. Dr. **Milan Ritter v. Rešetar.** (1901.)
Fabrikbesitzer **Josef Salzer.** (1897.)
Stadtpfarrer Chorherr **J. Schindler.** (1894.)
Alfred Walcher Ritter v. Molthein, k. u. k. Artillerie-Oberleutnant a. D. (1905.)

b) In den Königreichen und Ländern:

Dr. med. **Richard Heller,** Salzburg. (1897.)
Direktor **Karl Lacher,** Graz. (1894.)
Prof. Dr. **R. Meringer,** Graz. (1897.)
Prof. Dr. **Mathias Murko,** Graz (1900.)
K.k. Gewerbe-Oberinspektor Dr. **V. Pogatschnigg,** Graz. (1899.)
Prof. Dr. **Fr. Ritter Wieser v. Wiesenhort,** Innsbruck. (1894.)
Prof. Dr. **Otto Jauker,** Laibach. (1902.)
Direktor **J. Šubić,** Laibach. (1901.)
Hofrat Dr. **F. Šuklje,** Rudolfswerth. (1901.)
Prof. Dr. **A. Amoroso,** Parenzo. (1901.)
Direktor **F. Bulić,** Spalato. (1901.)
Prof. **Alexander Makowsky,** Brünn (1894.)
Notar **J. Palliardi,** Mähr.-Budwitz. (1894.)
Prof. **Franz P. Piger,** Iglau. (1897.)
Prof. Dr. **L. Niederle,** Prag. (1894.)
Prof. Dr. **A. Hauffen,** Prag. (1894.)
Direktor Dr. **E. Braun,** Troppau. (1901.)
Dir. **Roman Zawiliński,** Tarnow. (1894.)
Prof. Dr. **A. Kalina,** Lemberg. (1901.)
Prof. **V. Szuchiewicz,** Lemberg. (1901.)
Hofrat **A. Ritt. v. Vuković,** Makarska. (1901.)
Reg.-Rat **Karl Romstorfer,** Salzburg. (1894.)

Verzeichnis der Stifter.

Adolf Bachofen v. Echt, Wien.
Graf Karl Lanckoronski, Wien.
Anton Dreher, Schwechat.
Nikolaus Dumba †.
Amalie v. Hoefft, Wien.
Dr. S. Jenny †.
Fürst Johann Liechtenstein, Wien.
Graf Konstantin Prezdziedzki †.
Johann Presl †.
Paul Ritter v. Schoeller, Wien.
Philipp Ritter v. Schoeller, Wien.
Fürst Joh. Adolf Schwarzenberg, Wien.

Verzeichnis der Mitglieder.

Die mit * Bezeichneten sind Abonnenten der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde".

*Seine k. u. k. Hoheit Erzherzog Rainer, Wien.
*Abtei des Benediktiner-Ordensstiftes Seckau.
Adamkiewicz Albert, Prof. Dr., Wien.
Adler Heinrich, Redakteur, Wien.
*Adrian Karl, Fachschullehrer, Salzburg.
*Ammann Josef, Prof., Krumau.
*Amoroso Andreas, Dr., Parenzo.
*Andesner Maria, Salzburg.
*Andreß Franz, Lehrer, Dohrzan.
*Andrian-Werburg Ferdinand, Dr., Freih. v., Wien.
*Ankert Heinrich, Leitmeritz.
*Auersperg Karl, Fürst, Goldegg.
*Auspitz Rudolf, Wien.
*Austria, Sektion des deutsch-österreichischen Alpenvereines, Wien.
*Baar Jakob, Spediteur, Wien.
*Bach Theodor, Baurat, Wien.
*Bachinger Augustin, Prof., Horn.
*Baer Josef, Buchhändler, Frankfurt a. M.
*Bartsch Franz, Oberfinanzrat, Wien.
*Bau H., Prof., Tarnow.
*Baumgartner Anton, Oberlehrer, Alpbach.
*Baumler Karl, Präfekt, Wien.
*Bayerl-Schwejda Marie, Silberberg.
*Bearzl Karl, Wien.
*Benediktiner-Stift St. Peter, Salzburg.
*Benesch Anna, Wien.
Benesch August, Dr., Kremsier.
Benesch August, Dr., Direktor, Bodenbach.
Benesch Ladislaus, Edler v., k. u. k. Oberstleutnant i. R., Wien.
*Beneš Julius, Gymnasialdirektor, Waidhofen a. d. Thaya.
Bengler Robert, k. k. Professor, Villach.
Berg Wilhelm, Freih. v., Wien.
Berger Vitus, Regierungsrat, Wien.
*Barnreither Franz, Wien.
*Bezirkslehrerbibliothek, Floridsdorf.
*Bibliothek des Stiftes Wilhering.
*Blau Josef, Lehrer, Silberberg.
*Blümml E. K., Wien.
*Bohata Adalbert, Dr., Statthaltereirat, Triest.
*Bonchal Leo, Dr., Wien.
Bonchal Leonhard, Bankier, Wien.
*Branky Franz, kais. Rat, Wien.
*Braun Edmund, Dr., Direktor, Troppau.
Bräuer Wenzel, Oberlehrer, Schluckenau.
*Bransewetter Benno, Ingenieur, Wien.
Brehm Karoline, Hainburg.
*Breitfelder Franz, k. k. Bezirkshauptmann, Zwettl.
*Brenner-Felsach Joachim, Freih. v., Gainfarn.
Breycha Artur, Dr., k. k. Ministerialrat, Wien.
*Březina Aristides, Dr., Direktor, Wien.
*Brioschi Anton, Wien.
Brüll Rudolf, Dr., Wien.
*Bünker J. R., Lehrer, Ödenburg.
*Bulič Franz, Regierungsrat, Spalato.
*Celpek Leo, Ritt. v., Dr., Wien.
*Čermak Klemens, k. k. Konservator, Czaslau.
Charlemont Hugo, akad. Maler, Wien.
*Chorinsky Rudolf, Graf, Hofrat, Laibach.
Collmann Elsa, Wien.
Czartoryski Georg, k. k. Geh. Rat, Wiązowulca.
*Czech v. Czechenherz Jaroslav, Wien.
Czech v. Czechenherz Zdenka, geb. Baronin Villani, Wien.
*Dachler Anton Oberingenieur, Wien.
*Damian Josef, Professor, Trient.
*Dan Demeter, Pfarrer und Exarch, Straža.
*Daubrowa Alfred, Dr., Wien.
*Deutscher Böhmerwaldbund, Budweis.
*Deutscher Volksgesangverein, Wien.
*Dohlhoff Josef, Freih. v., Wien.
*Domluvil Eduard, Prof., Walachisch-Meseritsch
Doppelreiter Johann, Pfarrer, Altenmarkt a. d. Triesting.

Drechsel Artur, Freih. v., Dr., Sektionsrat, Wien.
*Dürnwirth Rudolf, Schulrat, Klagenfurt.
*Eder Robert, Privatier, Mödling.
*Eigl Josef, Baurat, Salzburg.
Eitelberger v. Edelberg Jeannette, Hofrätin, Wien.
Ender Artur, Oberingenieur, Wien.
*Enzenberg Artur, Graf, Dr., Innsbruck.
*Feilberg H. F., Dr., Askov, Dänemark.
*Feßler Siegmund, Dr., Hof- und Gerichtsadvokat, Wien.
*Fierlinger Klaudine, Freih. v., Dr., Wien.
*Figdor Eduard, Großgrundbesitzer, Wien.
Fischhof Robert, Bankbeamter, Wien.
Fischhof Moritz Johann, Revident der k. k. Staatsbahnen, Wien.
*Franko J., Dr., Lemberg.
*Franz Adolf, Dr., Prälat, München.
*Franz Josefs-Museum für Kunst und Gewerbe, Troppau.
*Franziszi Franz, Konsistorialrat, Grafendorf im Gailtale.
*Fried Ludwig, Hauptkassier, Wien.
Frimmel v. Traisenau Fanni, Wien.
*Frischauf Eugen, Dr., Eggenburg.
Frischauf Marie, Eggenburg.
*Fritze Elise, Fabriksbesitzerin, Wien.
Fuchs Justine, Wien.
*Fuchs Theodor, Hofrat, Wien.
*Gaber Karl, Dr., k. k. Landesgerichtsrat, Wien.
Gall Hans, Floridsdorf.
*Gasser Heinrich, Bozen.
*Gautsch v. Frankenthurn Paul, Dr., Freih., Ministerpräsident, Wien.
Gehrig Susanna, Hainburg a. D.
*Gerisch Ed., kais. Rat, Wien.
*Gerlach Martin, Kunstverleger, Wien.
*Gerlich Karl, Oberlehrer, Ober-Gerspitz.
*Germanisches Seminar der kön. Universität, Berlin.
Glas Alfred, Dr., Wien.
Glas Ida, Wien.
*Glasser Franz, Prof., kais. Rat, Wien.
Glossy Karl, Dr., Regierungsrat, Wien.
*Göttinger August, Dr., Primararzt, Krems.
*Göttmann Karl, Regierungsrat, Wien.
*Goldmann Emil, Dr. jur., Wien.
*Gomperz Theodor, Prof. Dr., Hofrat, Wien.
*Grillmayer Johann, Gutsbesitzer, Schwanenstadt.
*Groß Konrad, Dr., Wien.
*Großherzogliche Hofbibliothek, Darmstadt.
*Guttmann Max, Mittelschulturnlehrer, Wien.
*Gymnasium, k. k. Akademisches, Wien.
Haan Karl, Freih. v., k. u. k. Rittmeister a. D., Wien.
Haas Eucherius, kais. Rat, Wien.
*Haas Wilhelm, Dr., Regierungsrat, Wien.
Haberlandt Karoline, Hainburg.
*Haberlandt Friedrich, Oberbaurat, Czernowitz.
*Haberlandt Katharina, Lehrerin, Wien.
Haberlandt Lina, Czernowitz.
Haberlandt Lola, Wien.
*Haberlandt Michael, Dr., k. u. k. Kustos, Wien.
*Hammel Rudolf, Prof., Wien.
*Hanakamp Paul, Architekt, Wien.
Handl Norbert, Dr., Wien.
Hardegg Franz, Graf, Wien.
*Harrach zu Rohrau Johann Franz, Graf, k. k. Geheimer Rat, Wien.
*Hartel Wilhelm, Ritt. v., k. k. Geheimer Rat, Wien.
Haudeck Johann, Oberlehrer, Leitmeritz.
*Hauffen Adolf, Prof. Dr., Prag.
*Haupt Johann, Photograph, Iglau.
*Hausotter Alexander, Nordbahnbeamter, Pohl bei Zauchtl.
*Heinz Martin, k. k. Finanzwachrespizient, Cherso.
*Heim Josef, Dr., Chefarzt der k. k. Theresianischen Akademie, Wien.
*Helf Moritz, Dr., Wien.
*Helfert Josef Alexander, Freih. v., Dr., k. k. Geheimer Rat, Wien.
*Heller Richard, Dr., Salzburg.
*Helmer P. Gilbert, Abt, Tepl.
*Herdtle Hermann, Regierungsrat, Wien.
Herrmann Anton, Dr., Budapest.
*Herz Leo, Dr., Ritt. v., Sektionschef a. D., Wien.
Herzig Georg, Gemeindesekretär, Oberhollabrunn.
*Hielle Klothilde, Wien.
*Hintner Valentin, Prof. Dr., Wien.
*Hitschmann Hugo, Zeitungseigentümer, Wien.
*Hlávka Josef, Oberbaurat, Prag.
Hlawaczek Max, Gesellschafter der Firma Lenoir & Forster, Wien.
*Hoefft Oskar, Edl. v., k. u. k. Truchseß, Wien.
*Höfler Max, Dr., Hofrat, Tölz.
Hölzel Eduard, Verlag, Wien.

*Hönigl Dominik, kais. Rat, inf. Abt des Benediktiner - Ordensstiftes, Seitenstetten.
*Hoernes Moritz, Prof. Dr., k. u. k. Kustos, Wien.
*Hoernes Rudolf, Prof. Dr., Graz.
*Hörzinger Franz, k. u. k. Hauptmann, Innsbruck.
Hofer Anton, Gasthofbesitzer, Oberkrimmel.
*Hoffmann Josef, k. k. Professor, Wien.
*Hoffmann Kajetan, Abt des Benediktiner-Ordensstiftes, Admont.
*Hoffmann Krayer, Prof. Dr. E., Basel.
*Hofmann Ig., k. u. k. Militäroberlehrer, Hirtenberg.
Hornbostel Erich, Ritt. v., Dr., Wien.
*Horowitz Eduard, Ritt. v., k. u. k. Sektionschef, Wien.
*Hoyos Stanislaus, Graf, k. u. k. Kämmerer, Wien.
Huemer Johann, Dr., Hofrat, Wien.
*Hunyady de Kethely Ida, Gräfin, Hofdame, Wien.
*Jagić Vatroslav, Dr., Hofrat, Wien.
Jank Marie, Lehrerin, Wien.
*Jauker Otto, Prof., Dr., Laibach.
Jauker Karl, k. k. Regierungsrat, Graz.
*Jeiteles Adalbert, k. k. Bibliothekar i. R., Graz.
*Jireček Josef Konstantin, Prof. Dr., Wien.
*John Josef, Präfekt, Wien.
Justitz Josef David, Wien.
*Kärntner Verein, Klagenfurt.
Kaindl Raimund Friedr., Dr., Czernowitz.
*Kalina Anton, Prof. Dr., Lemberg.
*Karl Alexander, kais. Abt, Melk.
*Kalužniacki Emil, Prof. Dr., Czernowitz.
*Kerschbaumer Ant., Dr., Ehrendomherr, Krems a. d. Donau.
*Keßler Engelbert, Schriftsteller, Wien.
*Kettner Adolf, Freiwaldau.
*Kiss-Schlesinger Siegmund Egon, Wien.
Kittner Marie, Obervorsteherin des Offiziers-waiseninstituts, Hirtenberg.
*Kling Oskar, Dr., Frankfurt a. M.
Klub der Land- und Forstwirte, Wien.
Kluger Josef, Chorherr, Pfarrer, Reinprechtspölla.
Klvaňa Josef, Gymnasialdirektor, Gaya.
*Kochanowski v. Stawczan Anton, Freih., Ehrenbürgermeister, Czernowitz.
*Koch Julius, k. k. Baurat, Wien.
*Koechert Heinrich, k. k. Hof- und Kammerjuwelier, Wien.
*Königliche Bibliothek, Berlin.
Koschier Paul, Lehrer, Graßnitz.
*Kraetzl Franz, Forstmeister, Ung.-Ostra.
*Krainische Sparkassa, Laibach.
*Kralik v. Mayrswalden Mathilde, Wien.
*Kralik v. Mayrswalden Richard, Ritt., Dr., Wien.
Krellert Emil, Vorstand der Nordbahn, Wien.
*Kramař Karl, Dr., Liebstadtl.
*Krek Bogumil, Dr., Hof- und Gerichtsadvokat, Wien.
*Krenn Franz, Ritt. v., Baurat, Wien.
*Kretschmer Paul, Prof. Dr., Wien.
Kreuzinger Hans, Mitglied des Hofopernorchesters, Wien.
*Krohoth Benjamin, Lehrer, Oberthemenau
Kropf Emil, Oberoffizial, Wien.
*Kübeck zu Kübau Guido, Ezzell., Freih., Graz.
Kuenburg-Stollberg Berta, Frau Gräfin, Aigen
*Kuffner Moritz, Edler v., Wien.
*Kuhlmann Georg, Schloß Urstein bei Hallein.
*Kuhn Konrad, Dr., Wien.
Kukutsch Isidor, Dr., Direktor, Wien.
*Kulka Richard, Dr., Wien.
Kunz Karl v., Dr., Wien.
*Lacher Karl, Direktor, Graz.
*Landau Wilhelm, Freih. v., Dr., Berlin.
*Landes-Real- und Ober-Gymnasialschule, Stockerau.
Langer Eduard, Dr., Braunau, Böhmen.
Langer Ludwig, Bürgerschullehrer, Wien.
Larisch Emilie, Edle v., Wien.
Larisch Rudolf, Edler v., Prof., Wien.
*Latour-Baillet Vinzenz, Graf, Wien.
*Lauterstein Simon, Dr., Wien.
*Leheda Sophie, Prag.
*Leeb Wilibald P., Prof. der Theologie, Grünau, Post Hofstätten.
Lehrkörper der Knabenbürgerschule, Wien.
*Lehrkörper der Mädchen-Volks- und Bürgerschule, Wien.
*Lehrkörper des k. k. Staatsgymnasiums, Wien.
*Lehrerinnenbildungsanstalt, Wien.
*Lehrkörper der Mädchenbürgerschule, Wien.
*Lehrkörper der Mädchenvolksschule, Wien.
*Lehrkörper der Volksschule für Knaben und Mädchen, Wien.
Leisching Eduard, Dr., Regierungsrat, Wien.
Leisching Julius, Architekt, Direktor des mährischen Gewerbemuseums, Brünn

Lbotzky Alfons Josef, Chorherr, Klosterneuburg.
Lilek Emilian, Prof. am serbo-kroat. Obergymnasium, Zara.
Linde Franz, Apotheker, Melk.
*Linshauer Ludwig, Dr., Magistratsrat i. R., Wien.
*Lipperhaide Franz, Freih. v., Schloß Matzen bei Brixlegg, Tirol.
*List Kamillo, Dr., k. u. k. Kustos, Wien.
Loeseke Georg, Prof. Dr., Wien.
Loewenthal Dagobert, Dr., Fabriksbesitzer, Iglau.
*Löwy J., k. u. k. Hofphotograph, Wien.
Lorang Emilie v., Wien.
*Lorang Ludwig v., k. k. Rechnungsrat, Wien.
Lorenz v. Liburnau Ludwig, Ritt., Dr., k. u. k. Kustos, Wien.
*Lozinski Ladislaus, Ritt. v., Lemberg.
*Luschan Felix v., Prof., Direktor am Museum für Völkerkunde, Friedenau bei Berlin.
*Madeyski v. Poray Stanislaus, Ritt., Dr., Minister a. D., Wien.
*Mährisches Gewerbemuseum, Brünn.
Malovich Eduard, Fabriksbesitzer, Wien.
Malovich Eleonore, Wien.
*Mandelbaum Albert, Privatier, Wien.
*Maresch Rudolf, Dr., Regierungsrat, Wien.
Matiegka Heinrich, Dr., Prag.
Mattula Ludwig, Lehrer, Unter-Retzbach.
Matyas Karl, Edl. v., Dr., k. k. Bezirkskommissär, Bochnia.
*Mayer Karl, Dr., Universitätsprofessor, Innsbruck.
*Meier John, Prof. Dr., Basel.
*Meran Johann, Graf v., Dr., Stainz b. Graz.
*Merhar Ivan, Dr., Supplent, Triest.
*Meringer Rudolf, Prof. Dr., Graz.
Mielich-Mielichhofer Alfons, Historienmaler, Wien.
Militär-Unterrealschule, Fischau a. Steinfeld.
*Minor Jakob, Hofrat, Dr., Wien.
*Mogk K., Prof. Dr., Leipzig.
*Młynek Ludwig, Realschulprofessor, Tarnow.
*Moser Koloman, k. k. Professor, Wien.
*Moses Heinrich, Lehrer, Neunkirchen.
*Much Matthäus, Dr., k. k. Regierungsrat, Wien.
*Much Rudolf, Dr., Universitätsprofessor, Wien.
*Müller Karl, Prof., Architekt, Wien.
*Müller Michael, Dr., Stadtarzt, Franzensbad.
*Müller Otto, Dr., Eisenbahn-Generalsekretär i. R., Wien.
Müller Willbald, k. u. k. Kustos, Olmütz.
Müller Wilhelm, k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhändler, Wien.
Murko Matthias, Prof. Dr., Graz.
*Musées Royaux des Arts decoratifs et industriels, Brüssel.
*Museum „Carolino-Augusteum", Salzburg.
*Museum für Völkerkunde, Hamburg.
*Nagl Johann Willibald, Dr., Universitätsdozent, Wien.
*„Die Naturfreunde", Touristenverein, Wien.
Nettwall Heinr., fürstl. Gutsleiter, Plumenau, Mähren.
Neuber Wilhelm, kais. Rat, k. k. Kommerzialrat etc., Wien.
Neumann Adolf, Wien.
Neumann Wilhelm Anton, f. e. geistl. Rat, Universitätsprofessor, Wien.
Niederle Lubor, Prof. Dr., k. k. Konservator, Žižkow.
Orlik Emil, Ritt. v., Berlin, Kunstgewerbeschule.
Ogradi Franz, inf. Abt, f. e. Konsistorialrat, Cilli.
*Palliardi Jaroslav, Notar, Mähr.-Budwitz.
*Panschab Justin, Abt, Lilienfeld.
Paßler Peter, Gymnasialprofessor, St. Pölten.
Paul-Schiff Maximilian, k. k. Landwehroberleutnant, Wien.
*Pauli Hugo, Buchhändler, Wien.
*Peez Alexander v., Dr., Weidling-Klosterneuburg.
*Peitl Bernhard, Abt des Stiftes Klosterneuburg.
*Palz Rudolf, Wien.
Penka Karl, Gymnasialprofessor, Wien.
*Petak Artur, Prof. Dr., Iglau.
Peterlin Adalbert, Professor der Theologie, Klosterneuburg.
*Pick Karl, Ingenieur, Lustal bei Laibach.
Piger Franz Paul, Gymnasialprofessor, Iglau.
*Plattner Benedikt, k. k. Baurat, Innsbruck.
*Pogatscher Heinrich, Dr., Rom.
*Pogatschnigg Valentin, Dr., k. k. Regierungsrat, Graz.
*Polek Johann, Dr., k. k. Bibliothekar, Czernowitz.
*Polivka Georg, Prof. Dr., Prag.
Pommer Josef, Prof. Dr., Reichsratsabg., Wien.
*Pražak Wladimir, Freih. v., Hofrat, Wien.
*Preindlsberger Josef, Baden.

*Preindlsberger Milena, Landessanitätsratsgattin, Sarajewo.
*Přikril Franz, Dr. phil., Pfarrer, Thein bei Leipnik, Mähren.
Prix Franz, Prof., Wien.
*Probst Karl, akadem. Maler. Wien.
Pschikal Ottilie, Milchgeschäftsbesitzerin, Wien.
*Purschke Karl, Dr., k. k. Landwehroberintendant, Wien.
Rabel Henriette, Hauptmannswitwe, Wien.
Rack Heinrich, Präfekt, Wien.
Reich Edl. v. Rohrwig Otto, Dr., Hof- und Gerichtsadvokat, Wien.
Reiech Emil, Prof. Dr., Wien.
Reiterer Karl, Schulleiter, Weißenbach bei Liezen.
*Repta Stephan v., Gymnasialdirektor, Suczawa.
Rešetar Milan, Ritt. v., Universitätsprofessor, Wien.
*Renschl Karl, Dr., Dresden.
*Rigler Franz, Edl. v., Dr., Wien.
*Rößler Stephan, kais. Rat, Abt des Zisterzienser-Ordensstiftes, Zwettl.
*Romstorfer Karl A., k. k. Regierungsrat und Konservator, Salzburg.
Rosenzweig v. Dranwehr Julie, Baronin Wien.
*Rothberger Moritz, Wien.
Sachs Leopold, kais. Rat, Wien.
*Salzer Josef, Fabriksbesitzer, Wien.
*Sarg Karl, Fabriksbesitzer, Liesing bei Wien.
*Sauter Benediktus, inf. Prälat und Abt des königl. Benediktiner-Stiftes Emans, Prag.
*Scala Artur v., Hofrat, Direktor des k. k. österr. Museums für Kunst und Industrie, Wien.
*Schachinger Norbert. kais. Rat, Konsistorialrat, Abt etc., Schlägl, Post Aigen.
*Schaeffer August, k. u. k. Hofrat, Direktor der k. k. Gemäldegalerie. Wien.
*Schaffner Josef, Volksschullehrer, Wien.
Schallud Franz, Dekorationsmaler des Deutschen Volkstheaters, Wien.
Schedle Anton, Oberingenieur, Wels.
Schemfil Heinrich, k. u. k. Oberbaurat, Wien.
*Schima Karl, Dr., Sektionsrat, Wien.
*Schindler Jakob August, Stadtfarrer, Klosterneuburg.
Schlossar Anton, Dr., kais. Rat, k. k. Bibliothekar, Graz.
*Schlumberger Edl. v. Goldegg Gustav, Wien.
*Schmeltz J. D. E., Dr., Direktor am ethnographischen Reichsmuseum, Leyden.
*Schmidt Georg. Prof., Mies.
Schmidt Karl, Buchbinder, Wien.
Schönach Julius, Dr., Präfekt der k. k. theresianischen Akademie, Wien.
*Schönborn Friedrich, Graf, Dr., Wien.
Schramek Josef, Oberlehrer, Freiung bei Winterberg.
Schranzhofer Leopold, Professor an der theresianischen Akademie, Wien.
*Schreiber Hans, Leiter der Landwirtschaftsschule, Staab.
Schulz v. Straszniтzki Luise, Wien.
Schwäger v. Hohenbruck Oskar, Baron, Meran.
*Schwegel Josef, Freib. v., k. k. Geheimer Rat, Wien.
*Sektion Mark Brandenburg, Berlin.
*Seidl Gabriel. Professor, Architekt, München.
Seiller Josef, Freih. v., Dr., Hof- und Gerichtsadvokat, Wien.
Seitz Jakob J., Schriftsteller, Grein a. d. D.
Siebenrock Friedrich. k. u. k. Kustos, Wien.
*Sieger Robert, Prof. Dr., Graz.
Šlebinger J., Dr., Laibach.
Smolle Leo, Dr., Schulrat, Wien.
*Spiegl Edler v. Thurnsee Edgar, Herausgeber des „Illustrierten Wiener Extrablatt“, Wien.
*Staatsgewerbeschule, k. k., Salzburg.
*Staatsgewerbeschule, k. k., Wien.
*Staatsgewerbeschule, k. k., Czernowitz.
*Staatsgymnasium, k. k., Bielitz.
*Staatsgymnasium, k. k., Iglau.
*Staats-Untergymnasium, Czernowitz.
*Städtisches Pädagogium, Wien.
*Steindachner Franz, Dr., k. u. k. Hofrat, Wien.
*Steiner v. Pfungen Otto, Freih., Ministerialvizesekretär i. P., Wien.
Stele Franz, Stein in Krain.
Stenzl Franz, kais. Rat, Oberpräfekt der k. k. theresianischen Akademie, Wien.
*Stift Hohenfurt.
*Stift Reichersberg am Inn.
*Stolz Friedrich, Professor, Innsbruck.
*Strakosch Ignaz, Glaser, Wien.
*Stranyak Josef, Photozinkograph, Wien.
*Strele-Bärwangen Richard, Ritt. v., Vorstand der öffentlichen Studienbibliothek, Salzburg
*Stubenvoll Hugo, Ingenieur, Vukovar.
*Studienbibliothek, Olmütz.

*Studienbibliothek, Salzburg.
*Stürgkh Karl, Graf, k. u. k. Geh. Rat, Graz.
*Sturm Josef, Professor, Wien
*Suhič Johann, Direktor, Laibach.
*Šuklje Franz, Dr., Hofrat, Rudolfswert.
*Šuman Josef, Hofrat, k. k. Landesschulinspektor, Laibach.
*Suppan Michael, Wien.
*Szuchiewicz Wladimir, Professor, Lemberg.
Szombathy Josef, k. u. k. Regierungsrat, Wien.
Tagleicht Karl, k. u. k. Hofschlosser, Wien.
*Tanhmann J., Bürgerschullehrer, Aussig.
*Teirich Emil, Dr., k. k. Kommerzialrat, Wien.
Thirring Ferdinand, Ödenburg.
Thirring Hermine, Ödenburg.
*Thirring Julius, Bürgerschullehrer, Wien.
Thirring Marietta, Wien.
*Tohner Paul P., Stiftskämmerer, Lilienfeld.
Toldt A., Dr., Augenarzt, Salzburg.
Toldt Karl jun., Dr., Wien.
*Toldt Karl, Dr., Hofrat, Wien.
Tollich Adolf, Revierförster, Pohorsch, Post Odrau.
*Tomaschek Edl. v. Stratowa Robert Bellarmin, Dr., Vizesekretär der k. k. statist. Zentralkommission, Wien.
*Tomiuk Vasili v., Erzpriester, Radautz, Bukowina.
*Trensch Leopold, Beamter der Österreichischen Sparkassa, Wien.
Trojanis Natalis, Dr., Erzpriester, Curzola.
*Troll Kamillo, k. u. k. Feldmarschalleutnant, Wien.
*Tschinkel Wilhelm, Lehrer, Morobitz, Post Rieg, Krain.
Tzigara-Samurcas Al., Professor, Bukarest.
*Udziela Severin, k. k. Bezirksschulinspektor, Podgórze, Galizien.
*Universitätsbibliothek, Czernowitz.
*Universitätsbibliothek, Graz.
*Universitätsbibliothek, Innsbruck.
Urban Eduard, kais. Rat, Bankier, Brünn.
*Verein der niederösterreichischen Landesfreunde, Ortsgruppe Kaltenleutgeben.
*Verein für bayrische Volkskunde, Würzburg.
*Verein für sächsische Volkskunde (Prof. Dr. E. Mogk), Leipzig.
Vonwiller Heinrich, Inhaber der Ersten Wiener Walzmühle, Wien.
*Vukovič v. Vučydol Anton, Ritt. v., Hofrat, Makarska.
*Vuletic-Vukasovich Vid, Professor, Ragusa.
*Wachs Edmund, Spediteur, Wien.
Wachs Karoline, Wien.
Wachtl Fritz A., Professor, Wien.
Wähner Franz, Prof. Dr., Prag.
*Wärndorfer Friedrich, Wien.
*Wahrmann Siegmund, Dr., Wien.
*Walcher v. Molthein Karl Alfred, Oberleutnant, Wien.
*Waldmann Mathilde, Altenmarkt a. d. Triesting.
Wartenegg Wilhelm v., k. u. k. Kustos, Wien.
Weber Anton, Architekt, Wien.
Weber Rosa, Puppenerzeugerin, Wien.
Weil v. Weilen Alexander, Dr., Universitätsprofessor, Wien.
Weinzierl Theodor Ritt. v., Dr., Hofrat, Wien.
*Weslowski Elias, k. k. Fachschulleiter, Kimpolung.
*Wichner Josef, Professor, Krems a. D.
*Widmann Johann, Prof. Dr., Salzburg.
*Wieser Ritt. v. Wiesenhort Franz, Prof. Dr., Hofrat, Innsbruck.
*Wieninger Georg, Gutsbesitzer, Schärding a. Inn.
*Wigand Moritz, Privatier, Preßburg.
*Wilczek Hans, Graf, k. k. Geh. Rat, Wien.
*Wilhelm Franz, Professor, Pilsen.
*Wimpffen Franz, Freih. v., k. k. Geh. Rat, Salzburg.
*Wissenschaftlicher Klub, Wien.
*Wögerbauer Marie, Salzburg.
Woldřich Johann Nep., Dr., Universitätsprofessor, Prag.
Wolf Karl, Schriftsteller, Meran.
Wolf-Eppinger Sigismund, Dr., Wien.
*Wolfram Alfred, Wien.
Wretschko Alfred, Ritt. v., Professor, Innsbruck.
Wurm Ignaz P., Konsistorialrat, Olmütz.
Zahradnik Josef, Direktor, Ung.-Hradisch.
*Zawiliński Roman, Direktor, Tarnów.
Zeidler Paul, Präparator, Wien.
*Zeller Ludwig, Präsident der Handels- und Gewerbekammer, Salzburg.
Zeller Risa, Salzburg.
*Zellweker Edwin, Dr., Leipnik.
*Zillner Anna, Salzburg.
Zimmermann Franz, Archivar, Hermannstadt.
*Zingerle Anton, Dr., Universitätsprofessor, Innsbruck-Wilten.
*Ziskal Johann, Wien.
*Ziwsa Karl, k. k. Regierungsrat, Gymnasialdirektor, Wien.

Zsigmondy Karl, Prof. Dr., Prag.
*Zsigmondy Otto, Dr., Wien.
*Zuckerkandl Emil, Universitätsprofessor, Hofrat, Dr., Wien.
*Zwirner Hubert, Bürgerschullehrer, Retz.

Ackerbauschulen.

Direktion der Landesackerbauschule, Berczniea bei Stryj.
Direktion der deutschen Ackerbau- und Flachsbereitungsschule, Budweis.
Direktion der landwirtschaftl. Landeslehranstalt, Czernowitz.
Direktion der höheren landwirtschaftl. Landeslehranstalt, Dublany.
Direktion der Landesackerbauschule, Edelhof bei Zwettl.
Direktion der Ackerbauschule, Eger.
Direktion der höheren Gartenbauschule, Eisgrub.
Direktion der Landesacker-, Obst- und Weinbauschule, Feldberg.
Direktion der landwirtschaftl. Winterschule, Friedland.
Direktion der Landesackerbauschule, Grottenhof bei Graz.
Direktion der Ackerbauschule, Klagenfurt.
Direktion der landwirtschaftl. Lehranstalt, Kleingmain.
Direktion der k. k. önologischen und pomologischen Lehranstalt, Klosterneuburg.
Direktion der Landesackerbauschule, Kotzobendz.
Direktion der Ackerbauschule, Kremsier.
Direktion der Acker-, Obst- und Weinbauschule, Leitmeritz.
Direktion der höheren Forstlehranstalt, Mähr.-Weißkirchen.
Direktion der landwirtschaftl. Lehranstalt „Francisco Josephinum“, Mödling.
Direktion der landwirtschaftl. Landesmittelschule, Neutitschein.
Direktion der landwirtschaftl. Landesmittelschule, Ober-Hermsdorf.
Direktion der Ackerbauschule, Pisek.
Direktion der landwirtschaftl. Landesmittelschule, Prerau.
Direktion der landwirtschaftl. Mittelschule, Raudnitz-Hracholusk.
Direktion der Landesacker- und Obstbauschule, Ritzlhof.
Direktion der landwirtschaftl. Winterschule, Römerstadt.
Direktion der landwirtschaftl. Landeslehranstalt, Rotholz bei Straß, Tirol.
Direktion der landwirtschaftl. Landeslehranstalt, San Michele a. d. Etsch.
Direktion der Landes-Wein-, Obst- und Ackerbauschule, Standen bei Rudolfswert.
Direktion der höheren landwirtschaftlichen Landeslehranstalt, Tetschen-Liebwerd.
Direktion der höheren Forstlehranstalt, Reichstadt.
Direktion der Acker- und Weinbauschule, Znaim.

Dazu 102 Exemplare an den k. k. Schulbücherverlag in Wien, für die Bibliotheken verschiedener Gymnasien und Lehrerbildungsanstalten in Österreich.

Tauschverkehr und Widmungsexemplare.

Akademie der Wissenschaften, anthropologische Kommission, Lemberg.
Andree Richard, Prof. Dr., München, Friedrichstraße 9.
Anthropologische Gesellschaft, Wien, I. Burgring 7.
Archiv für das Studium der neueren Sprachen; Berlin W., Kaiserin Augustenstraße 73.
Bibliothek der k. k. Technischen Hochschule; Wien, IV. Technikerstraße.
Blätter für hessische Volkskunde (Prof. Dr. Strack); Gießen, Alicestraße 16.
Bosnische Landesregierung, für das bosnisch-herzegowinische Landesmuseum; Sarajewo.
Bund der Deutschen Nordmährens; Olmütz.
Deutscher Volkslied-Verein; Wien, I. Felderstraße.
Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen (Dr. E. Langer); Braunau i. B.
Direktion der städtischen Bibliothek; Wien, I. Rathausplatz.
Fortbildungsverein in Berndorf.
Germanisches Museum; Nürnberg.
Gewerbeschulkommission; Wien, I. Wipplingerstraße 8.
Großherzoglich badische Universitätsbibliothek; Heidelberg.
Handels- und Gewerbekammer; Wien, I. Wipplingerstraße 34.
Hofbibliothek, k. u. k.; Wien.
Krahuletz-Gesellschaft in Eggenburg.
Kroatischer Ingenieur- und Architektenverein in Agram.
Mährische Museumsgesellschaft in Brünn.
Ministerium des Innern.
Ministerium für Kultus und Unterricht; Wien, I. Minoritenplatz 7.
Musealverein für Krain in Laibach.
Museum Ferdinandeum; Innsbruck.
Museum für deutsche Volkstrachten; Berlin, Klosterstraße 36.
Museum für Völkerkunde; Leipzig, Königsplatz.
Museum „Francisco Carolinum“; Linz.
Museumsgesellschaft des Königreiches Böhmen, Prag.
Museumsgesellschaft (Prof. Bin); Böhm.-Leipa.
Museumsgesellschaft (Prof. Domluvil); Wal.-Meseritsch.
Museumsverein in Waidhofen a. d. Ybbs.
Niederösterreichische Landesbibliothek; Wien, I. Herrengasse 13.
Nordiska Museet; Stockholm.
Oberhessischer Geschichtsverein; Gießen.
Österreichisch-Ungarische Revue (Dr. Mayer-Wiede); Wien, XVIII/1. Hans Sachsgasse 6.
Ons Volksleben (J. Cornets); St. Antonius bei Wünegkem, Provinz Antwerpen.
Polska Sztuka Stosowana; Krakau, Wolska 14.
Redaktion der ethnographischen Mitteilungen aus Ungarn; Budapest, St. György-utcza 2.
Redaktion des „Český Lid“ (Dr. Č. Zíbrt); Prag, Na Sloup 12.
Redaktion des „Globus“ (Fr. Vieweg & Sohn); Braunschweig.
Redaktion „Hohe Warte“, Wien, XIX/, Grinzingerstraße 57.
Redaktion des Internationalen Archivs für Ethnographie (Dr. J. D. E. Schmeltz); Leyden.
Redaktion des Schweizer Archivs für Volkskunde (Prof. Dr. E. Hoffmann-Krayer); Basel, Hirzbodenweg.
Redaktion of S. Landsmålen; Upsala.
Redaktion der Zeitschrift für Egerländer Volkskunde (A. John); Eger.
Reiterer Karl, Schulleiter, Weißenbach bei Liezen.
Seiner Majestät Oberstkämmereramt, Wien.

Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften (Volodymyr Hnatyuk); Lemberg.
Société des Bollandistes; Bruxelles, 14 rue des Ursulines, Belgien.
Städtisches Museum; Steyr.
Südslawische Akademie der Wissenschaften in Agram.
Tschechoslawisches ethnographisches Museum; Prag, Graben 13.
Universitätsbibliothek, k. k.; Wien.
Verein für Landeskunde aus Niederösterreich; Wien, I. Herrengasse 13.
Verein für ostniederländische Volkskunde (Dr. K. Later), Utrecht, Cathsynesingel 17 P.
Verein für Volkskunst und Volkskunde (Architekt Franz Zell); München, Henstraße 18.
Vorstand der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte; Berlin W., Königgrätzerstraße 120.
Vorstand der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde (Dr. Max Hippe); Breslau, XIII. Körnerstraße 40.
Vorstand des Landesmuseums; Czernowitz.
Vorstand des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen; Prag.
Vorstand des Vereines für Volkskunde (Prof. Dr. M. Rödiger); Berlin SW. 47, Großbeerenstraße 70I.
Vorstand des Vereines für Volkskunde; Lemberg.
Württembergische Vereinigung für Volkskunde (Prof. K. Bohnenberger); Tübingen.
Žák Josef, k. k. Musiklehrer, Brünn, Tivoligasse 60.
Zeitschrift „Deutsche Erde" (Justus Perthes) in Gotha.
Zeitschrift für deutsche Mundarten (Prof. O. Heilig), Ettlingen, Baden.
Zeitschrift für deutsche Mundarten (Dr. J. W. Nagl); Wien, XVIII. Kreuzgasse 32.
Zeitschrift des Vereines für rheinische und westfälische Volkskunde (K. Wehrhan); Elberfeld, Arminstraße 5.
Zweigverein Drossendorf und Umgebung des Allgemeinen niederösterreichischen Volksbildungsvereines; Drosendorf.
Zell Franz, Architekt, München, Henstraße 18.

Mitteilungen aus dem Verein.

1. Subventionen.

Mit verbindlichstem Dank verzeichnen wir den Eingang von *K* 7000 durch das hohe k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht sowie von *K* 1200 (pro 1905) durch die k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien.

2. Herausgabe eines IV. Supplementheftes.

Der Ausschuß hat in seiner Sitzung am 21. Februar d. J. beschlossen, eine von Hofrat Dr. Max Höfler eingesendete Abhandlung über „Gebildbrote zur Osterzeit“ (mit 63 Abbildungen) als IV. Supplementheft zum Jahrgang 1906 der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“ herauszugeben. Der Herr Autor hat durch Zuschießung eines bedeutenden Druckkostenbeitrages die Herausgabe dieses IV. Supplementheftes in opferwilligster Weise ermöglicht, wofür demselben auch an dieser Stelle der verbindlichste Dank der Vereinsleitung ausgesprochen wird. Dieses IV. Supplementheft wird noch vor Ostern 1906 ausgegeben werden und zum Preise von *K* 3.— (für Mitglieder des Vereines für österreichische Volkskunde um *K* 2.—) erhältlich sein. Vorausbestellungen werden an die Vereinskanzlei, I/4. Wipplingerstraße 34, erbeten.

3. Tagung der Gesamtvereinigung der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Wien.

Im September d. J. findet in Wien eine auf der vorjährigen Versammlung in Bamberg beschlossene Tagung der Gesamtvereinigung der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine statt, deren fünfte Abteilung die deutschen Volkskundevereine umfaßt. Als die wichtigsten Beratungsgegenstände dieser Sektion sind aufgestellt: Eine Statistik der deutschen Bauernhausformen (wozu ein Fragebogen mit einigen Erläuterungen und Plänen vorliegt), ferner ein Antrag auf Begründung einer bibliographischen Zentralstelle für (deutsche) Volkskunde; wahrscheinlich kommt auch die Flurnamenforschung auf die Tagesordnung. Der Verein für österreichische Volkskunde wird nach Beschluß des Ausschusses in der Sitzung vom 21. Februar sich in dieser Abteilung an den Beratungen der Tagung beteiligen. Er hat als seine Vertreter in den vorbereitenden Lokalausschuß die Herren Dr. M. Haberlandt und Anton Dachler entsendet und hofft, daß sich zahlreiche seiner Mitglieder an dem Kongreß beteiligen werden, dessen Mitgliedschaft auch solchen Persönlichkeiten freisteht, welche nicht Mitglied eines der verbündeten Vereine sind. Alles Nähere wird in Heft IV (Juni 1906) mitgeteilt werden.

4. Vergleichende Studien über Volksheilkunde in Österreich.

Unser eifriger und verdienstvoller Mitarbeiter Herr Chefarzt Dr. Oskar Hovorka Edler v. Zderas bereitet ein umfassendes vergleichendes Werk über die Volksheilkunde in den verschiedenen österreichischen Volksgebieten vor. Durch seine in dieser Zeitschrift und in den Wissenschaftlichen Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegowina veröffentlichten Arbeiten erscheint Herr Dr. v. Hovorka hierzu bestens legitimiert. Es ergeht nun an alle unsere Mitarbeiter und Mitglieder die freundliche Bitte, den genannten Gelehrten durch Zuwendung entsprechenden Materials, Einsendung von Volksheilbüchern, die sich noch hie und da im bäuerlichen Besitze befinden, Angabe von volkstümlichen Behandlungsweisen, Niederschrift von Heilformeln, Anführung früher vorgekommener oder jetzt noch begegnender Fälle von Heilprozeduren und ihrer Häufigkeit und dergleichen mehr zu unterstützen. Herr Dr. v. Hovorka ist mit der Ausarbeitung eines entsprechenden Fragebogens beschäftigt, der über Verlangen an jede Persönlichkeit eingesendet werden wird, welche sich für die Sache interessiert und sich bereit erklärt, denselben in entsprechender Weise auszufüllen. Inzwischen wollen einschlägige Mitteilungen an die Redaktion dieser Zeitschrift eingesendet werden.

Mitteilungen aus dem Museum.

1. Museumsarbeiten.

Um für die aus der Ausstellung österreichischer Volkskunst und kunstgewerblicher Hausindustrien" des k. k. Österreichischen Museums für Kunst und Industrie, deren Schluß im Laufe des Februar zu erwarten war, zurückgelangenden Gegenstände (zirka 3000 Stück) Platz zu schaffen, wurde ein Ausstellungsraum, der bisher das Mobilar aus Kärnten und Einrichtungsgegenstände aus dem Kuhländchen enthalten hatte, geräumt. Vom 18. bis 25. Februar wurden die genannten Objekte an das Museum für österreichische Volkskunde zurücktransportiert und nach erfolgter Vergleichung mit der Ausstellungsliste teilweise verpackt, teilweise wieder in den Schaukästen zur Aufstellung gebracht. Ferner wurde der heurige zahlreiche Sammlungszuwachs (zirka 600 Stück) inventarisiert und magaziniert. Die oben (S. 88) erwähnte Auswahl von Erzeugnissen der österreichischen Volkskunst, die für die Österreichische Ausstellung in London bestimmt ist, wurde bereits getroffen.

2. Erwerbungen im Jahre 1905/06.

Ethnographische Hauptsammlung.

1905 (Schluß): 51. *Löffel aus Holz*, mit zwei Stielringen. Rumänische Hirtenarbeit. Bukowina. Geschenk des Herrn Pfarrers *D. Dan* in Straża.

52. *Bild des Passauer Tölpels und seiner Braut*, auf Seide gemalt und gestickt. Oberösterreichisches Spottbild. Ankauf.

53. *15 Glas- und Papierbilder*. — *Kruzifix* aus Holz mit Strohverzierungen. — *Kasten*, bemalt. — *Kästchen* mit sechs Laden, mit Einlage verziert. Umgebung von Aussee. Ankauf von *Franz Schenner* in Aussee.

1906: 1. *Sammlung Franz Schenner* aus der Umgebung von Gröbming und Aussee: Verschiedener Hausrat und Möbelstücke, 231 Stück. Ankauf.

2. *Sammlung Alfred Walcher Ritter v. Molthein*: 16 glasierte Kacheln, 142 Tonmodel und Tonabformungen für Öfen, 52 Gipsmodel und -Abformungen verschiedener oberösterreichischer und niederösterreichischer Hafner. — Holzmodel, Mondsee. — Christusfigur, Ton, glasiert. Geschenk.

3. *Sammlung Robert Eder* aus Mödling und Umgebung: Schlosserzeichen. — 2 geschnitzte Faßböden. — Hängeleuchter. — 2 Petschaften. — Sonnenring. — Sonnenuhr mit Kompaß. — Wetterglas. — Messinglaterne. — Eisernes Türschloß. — Schlosserzeichen. — 2 Flohfallen. — 2 Bilder. Geschenk.

4. *Sammlung Hermann Schön*: Tauftuch, hannakisch. — 3 Wochenbettstreifen, gestickt. — 14 Ärmelstreifen, gestickt, slowakisch. — 2 Brusteinsätze. — 4 Stickereistreifen. Umgebung von Ungarisch-Hradisch. Ankauf.

5. *Slowakische Stickereien* (Tauftuch, durchbrochener Einsatz, 13 Mädchenkragen). Angekauft von Frau *Katharine Hornak*.

6. *Slowakische Stickereien und Bettücher*. 41 Stück. Ankauf.

7. *Sammlung Prof. Dr. K. Moser* in Triest: *1 Kopftuch* mit Handspitze, *1 Handtuch, 1 Haarnadel, gestickter Rock, 1 Raufmesser*, Istrien; *1 Hornlöffel*, graviert, Laibach. Ankauf.

8. *Truhe mit Skelett*, Schnitzwerk aus dem Afererlala. Durch gefällige Vermittlung des Herrn *Dr. R. Heller* in Salzburg angekauft.

9. *10 Ostereier*, bemalt. Aus dem Kuhländchen. Ankauf.

10. *3 Lebzeltenmodel und 6 Lebkuchen* aus Mödling. Geschenk des Herrn Lehrers *Anton Göbel* in Mödling.

11. *Truhe* mit geschnitzter Vorderwand. — *Branntweinflasche und Kopfring*. Boršt bei Triest. Geschenk des Herrn *J. Czech v. Czechenherz*.

12. *Webegatter* mit Zubehör. Aus Morzell. Geschenk von Frau *Prof. M. Andree* in München.

13. *12 Druckmuster und 1 Druckmustertuch*, rutenisch. Geschenk des Herrn *Prof. Wl. Szuchiewicz* in Lemberg.

14. *Truhe*, rumänisch. Geschenk des Herrn Direktors *Elias Weslowski* in Kimpolung.

15. *21 Paar Ärmelbesätze* von Weiberhemden, aus Leinen mit Seide gestickt. Egerländisch. — Ankauf.

16. *1 Männerhemd. — 1 Brusteinsatz. — 2 Kopftücher.* Umgebung von Ragusa. Angekauft von Herrn *Vid Vuletić-Vukasović* in Ragusa.

Photographien und Bilder.

1. Sechs Aufnahmen von *Holitscher Geschirr* im Besitze des Museums für österreichische Volkskunde.

2. *Silberne Hochzeiter*, drei Bilder mit *Reiftänzern*, Aussee. Geschenk des Herrn Schulleiters *Karl Reiterer* in Weißenbach.

3. 13 Photographien von *rumänischem Bauernmobiliar*. Geschenk des Herrn Direktors *Elias Weslowski* in Kimpolung.

4. Fünf Photographien alter *Tiroler Trachten*. Bilder nach Zeichnungen von *J. Kapeller* und *Plazidus Altmutter*.

5. Photographie einer *Zunftlade* aus dem Museum von Freiwaldau. Geschenk des Herrn Kustos *Adolf Kettner* in Freiwaldau.

6. Vier Aufnahmen mit *52 walachischen Spinnstöcken*. Geschenk des Ungarischen Nationalmuseums in Budapest.

7 Photographie von *vier serbischen Spinnstöcken*. Geschenk des Herrn *Dr. Trojanović* in Belgrad.

8. Photographie des *Geburtshauses* von *† Prof. Paudler*. Geschenk des Herrn Archivars *Heinrich Ankert* in Leitmeritz.

9. Zwei Aufnahmen von *Volksszenen* der Rumänen in der Bukowina. Geschenk des Herrn Direktors *Elias Weslowski* in Kimpolung.

10. Zwei photographische Aufnahmen von *Bauerntöpfereien*. Geschenk des k. k. Museums für Kunst und Industrie, Wien.

Bibliothek.

Der Zuwachs im Jahre 1906 betrug bisher 29 Nummern. Darunter Geschenke der Herren Prof. Dr. Richard Andree in München, Dr. Max Vancsa in Wien, Franz Andrees in Dobrzan, Dr. Richard Lasch in Wien, Martin Gerlach in Wien, Freiherrn v. Helfert, Karl Schirek in Brünn, Alfred Walcher Ritter v. Molthein, Dr. M. Haberlandt.

Der Tauschverkehr wurde ausgedehnt auf:

1. Anzeiger der ethnographischen Abteilung des Ungarischen Nationalmuseums in Budapest.

2. Verein „Deutsche Heimat", Wien.

3. Zeitschrift für deutsche Mundarten, Berlin.

2. Besuch des Museums.

Korporative Besichtigungen erfolgten durch:

1. Gewerbliche Fortbildungsschule für Mädchen, III. Reisnerstraße 43.
2. Gewerbliche Fortbildungsschule für Mädchen, VII. Zieglergasse 49.
3. Gewerbliche Fortbildungsschule für Mädchen, VI. Loquaiplatz 4.
4. Gewerbliche Fortbildungsschule für Knaben, II. Schwarzingergasse 4.
5. Gewerbliche Fortbildungsschule für Mädchen, XV. Friedrichsplatz 5.
6. Gewerbliche Fortbildungsschule für Mädchen, XVII. Kindermanngasse 1.
7. Gewerbliche Fortbildungsschule für Knaben, VIII. Zeltgasse 7.
8. Gewerbliche Fortbildungsschule für Mädchen, IX. Währingerstraße 43.
9. Gewerbliche Fortbildungsschule für Mädchen, X. Erlachgasse 91.
10. Gewerbliche Fachschule für Weber, Wirker etc., VI. Marchettigasse 3.
11. Korps der k. k. Sicherheitswache in wiederholten Partien.
12. Alpiner Verein „Alpenrose".
13. Alpiner Verein „Schneerose".

Schluß der Redaktion: 15. März 1906.

Zeitschrift

für

österreichische Volkskunde.

Organ des Vereines für österreichische Volkskunde in Wien.

Redigiert von

Dr. Michael Haberlandt.

XII. Jahrgang 1906.

[illegible] Heft (Ausgegeben Anfang September [illegible])

Mit [illegible] Textabbildungen.

Wien 1906.

Im Selbstverlage des Vereines.

[illegible]

Die „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“ [illegible] Druckbogen [illegible] einen Jahrgang.

Der Preis eines Jahrganges beträgt *K* 7.20 [illegible] die Vereinskanzlei sowie [illegible] Kommissions[illegible]

Für die Mitglieder des „Vereines für österr. Volkskunde“ beträgt der Preis eines Jahrganges mit Postzusendung *K* [illegible] Bestellungen der Mitglieder zu diesem Preis übernimmt [illegible] schließlich die Vereinskanzlei, Wien, I. Wipplingerstraße 34.

Die [illegible] Verlag und [illegible]

Dr. Michael Haberlandt [illegible]

WIEN

I. Wipplingerstraße 34.

Manuskripte

[illegible]

[illegible] Autoren [illegible] den Inhalt ihrer Mitteilungen [illegible] verantwortlich.

Inhalts-Angabe

I. Abhandlungen und größere Mitteilungen

II. Kleine Mitteilungen

III. [illegible] Chronik aus Österreich

IV. [illegible] der österreichischen Volkskunde

V. [illegible]

I. Abhandlungen und grössere Mitteilungen.

Das Totenbrett ein Überrest des bajuwarischen Heidentums.

Von Fr. Stolz, Innsbruck.

Nachdem auch in dieser Zeitschrift mebrere Aufsätze erschienen sind, welche sicb mit der fast ausscbließlich auf den bairischen*) Volksstamm beschränkten Sitte der Aufstellung von Toten- oder Leichenbrettern beschäftigt haben — ich verweise auf meinen Aufsatz »Über die Leichenbretter in Mittelpinzgau«, IX. Jahrg. 1—15, der durch die »Mitteilungen« von Romstorfer, XI. Jahrg. 116—118, eine dankenswerte Ergänzung erfahren hat, dann auf die weitere »Mitteilung« des eben genannten Herrn, XI. Jahrg. 116, endlicb ganz besonders auf die umfangreiche und nach allen Richtungen erschöpfende Darstellung von Josef Blau »Totenbretter in der Gegend von Neuern, Neumark und Neukirchen« im X. Jahrg. 16—42 — dürfte es nicht unpassend erscheinen, die historische Seite der Frage, welche allerdings bereits von O. Rieder in seinem höchst lehrreicben, auf gründlichen Vorstudien beruhenden Aufsatze in der »Zeitschrift für Kulturgescbichte« (Neue [4] Folge der »Zeitschrift für deutsche Kulturgescbichte«) II, 59 ff. und 97 ff., kurz behandelt worden ist, einer neuerlichen, zusammenfassenden Betrachtung zu unterziehen.**)

*) Über dia gleiche Sitte in Zürich nnd St. Gallen siehe Rochholz „Deutscher Glaube und Brauch" I, 193.

) Ich banütze diesa Gelegenheit, nm Herrn Blau meinen besten Dank dafür auszusprechen, daß er mich mittels Karte vom 15. März 1906 darauf aufmerksam gemacht hat, daß der von mir im IX. Jahrg. 237), erwähnte Aufsatz von Halm nicht an der dort namhaft gemachten Stelle, sondern in „Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns", XII. Bd. (1898) S. 85—100, arschienen ist. Halm hat das in Betracht kommende Material der Bazirke Cham, Waldmünchen, Vohenstrauß und eines Teiles von Kötzting znsammangetragen nnd mit Ausschluß jeglicher Rücksichtnahme anf die vorhandene, recht ansehnliche Literatur verarbeitet. Das im IX. Jahrg. 237, erwähnte Totenbrett vom Jahre 1843 ist S. 100 abgebildet und trägt folgende Inschrift:

Das ist eine harte Reiß
Wenn man den Weg nicht weiß
So frage die drey Heilige Leuth
Zeigen Dir den Weg zur Seligkeit.

Diß war dia Letzte Ruheste (!) auf dieser Welt
das Ehrbaren Wolfgang Heigl Ganzerbaner von
Pfinzing gest. den 5. July abends um 5 Uhr im
64 Lebens Jahr
Anno 1843.

Von den von mir aufgeführten Strophen führt auch Halm an S. 98 (2. Kolnmne oben) die aus Schillers „Glocke" entlehnten Verse (IX, 12) mit der Variante „wegführt"

Schon Schönwerth (»Aus der Oberpfalz« I, 252 [erschienen 1857]) hat nach Aufführung der hinsichtlich des Totenbrettes herrschenden Gebräuche die Bemerkung hinzugefügt: »Alle diese Bräuche möchten wohl aus jener Zeit sein, wo die Leichen noch verbrannt wurden, es sind die letzten Erinnerungen aus dem Brennalter.« Dabei ist allerdings übersehen, daß bei den Bajuwaren ebensowenig eine Spur der Leichenverbrennung nachgewiesen ist wie bei Franken, Burgundern und Langobarden (Lindenschmit »Handbuch der deutschen Altertumskunde«, I, 106 f.). Aber auch O. Rieder spricht den Gedanken aus, daß schon die Wahl eines Brettes vermuten lasse, daß die Sitte nicht erst durch das Christentum eingeführt, sondern von ihm nur adoptiert und aus dem Heidentum übernommen worden sei. Neuestens aber ist zu beachten, was F. Dahn in seinem Werk »Die Könige der Germanen«, IX. 465 (erschienen 1905), über den Gegenstand bemerkt. Es heißt a. a. O.: »Auch in den Bestattungsbräuchen hat sich Heidnisches lange erhalten«, und in der dazugehörigen Fußnote: »vielleicht auch in den heute noch üblichen Leichen(Reh-, Rech-)brettern«. Insbesondere die Lektüre dieser letzten Stelle hat in mir den Gedanken gereift, die Frage zu verfolgen und das Ergebnis meines Studiums einem weiteren Leserkreis, der sich für diesen altehrwürdigen Brauch interessiert, zugänglich zu machen.

Daß ein Brett bei der Bestattung der alten Bajuwaren eine nicht unwichtige Rolle gespielt habe, wußte man aus den Leges Bajuvariorum Tit. XIX, c. 8 (Monum. Germ. XV [Leges III], S. 329), wo allerdings zwei verschiedene Lesearten vorliegen: »Cum cadaver humo inmissus fuerit et ligno insuper positus« und »Cum cadaver humo inmissus fuerit et lignum insuper positum«.

Merkel, der Herausgeber der »Leges«, hatte der ersteren Leseart den Vorzug gegeben und kein Bedenken getragen, dieses an unserer Stelle erwähnte »lignum« mit dem Toten- oder Leichenbrett zu identifizieren, indem er Note 63 eine Stelle aus Leoprechting Lechrain, 250 ff., zitiert, wo von dem Gebrauch des Aufstellens der Totenbretter in der Gegend gegen die Amper zu die Rede ist, und der Verfasser selbst in Oberbaiern »ligna huiuscemodi ornata« gesehen zu haben bekennt. Dagegen hatte vier Jahre vorher Weinhold in den Sitzungsberichten d. philos.-hist. Klasse d. Ak. d. W. in Wien, XXX (1859), S. 195, in der oben zitierten Stelle der »Leges« die zweite Leseart als richtig

in der vierten Zeile, S. 95 die mit dem Vers „Es ruht nun aus die Leidenshülle" beginnende Strophe (IX, 12, unten) und die IX, 14 (unten) angeführten Verse in folgender abweichender Gestalt:

Im Grab muß ich verwesen,
Was du bist, bin ich gewesen,
Was ich bin, wirst du bald werden.
Lebe fromm auf dieser Erden,
So wirst du einst selig werden.

Bei dieser Gelegenheit berichtige ich den Druckfehler „Gras" statt „Grab" a. a. O.

angenommen und dementsprechend behauptet, daß von den Baiern des 6. bis 8. Jahrhundertes die Leiche mit einer Balken- oder Bretterdecke überdeckt wurde, indem er darauf hinwies, daß auch in einem Torfmoor bei Etzel in Ostfriesland ein Gerippe in grobwollenem Gewand und Beinkleid mit Gürtel gefunden wurde, das unter starken querlaufenden Eichenbalken lag. Dieser letzteren Auffassung schloß sich Quitzmann »Die heidnische Religion der Baivaren« (1860 erschienen), S. 261, unter ausdrücklicher Berufung auf Weinhold an, indem er a. a. O. sagt, daß zur Zeit der Abfassung der Lex Bajuvariorum die Leiche in die Erde gesenkt und mit einem Brett überdeckt worden sei. Auch Lindenschmit »Handbuch der deutschen Altertumskunde«, I 126, der, wie wir später sehen werden, hinsichtlich der Herkunft der späteren Leichenbretter eine ganz andere Ansicht aufgestellt hat, sagt ausdrücklich: »Mit diesem lignum insuper positum des bajuwarischen Landrechts wurde hauptsächlich wohl nur ein Schutz vor den steinigen Bestandteilen der eingeworfenen Erde beabsichtigt.« Eine willkommene Bestätigung dieser Auffassung brachten die Reihengräberfunde von Gauting, bei welchen sich die auffallende Erscheinung zeigte, »daß auf jeder Leiche eine schwarze Moderschichte sich fand, welche zweifelsohne von einem aufgelegten Brett herrührte«.

In dem angedeuteten Sinne hat sich Graf Hundt in seiner Abhandlung »Der Fund von Reihengräbern bei Gauting in seiner Beziehung zu Tit. XIX, cap. 8, der Leges Bajuvariorum« (Sitzungsb. d. k. bair. Ak. d. Wiss. zu München, Jahrgang 1866, Bd. II 409—416, im Sonderabdruck 1867 erschienen) geäußert und in ausführlicher Darlegung die Richtigkeit dieser Auffassung der erwähnten Legesstelle auch durch die bessere handschriftliche Beglaubigung der Leseart »lignum insuper positum« und die größere, innere Wahrscheinlichkeit zu erweisen gesucht.

Es scheint mir, da von anderer hervorragender Seite — ich meine Riezler »Geschichte Baierns« I, 142, wo es heißt: »Auf einem Brett ward der Tote ins Grab gesenkt, und noch heute sind die wohl mit diesem Brauch zusammenhängenden Re-, das heißt Totenbretter, dem Altbaiern wohlbekannt« — die erste Leseart »ligno insuper positus« bevorzugt wird, zweckentsprechend, die betreffenden Worte Graf Hundts (S. 415) wörtlich anzuführen: »Sollte des Brettes als Unterlage der Leiche gedacht werden, so mußte es vor Erwähnung des Einsenkens in die Grube geschehen. Die Handlung des Niederlegens auf das Holz mußte ja dem Hinablassen vorangehen. Überhaupt aber kommt der Anwendung eines Brettes bei der Bestattung als Unterlage des Körpers doch wohl zu geringe Bedeutung zu, um hier aufgezählt zu werden.«

Die Richtigkeit des zweiten Teiles der vorstehenden Behauptung vermag ich nicht anzuerkennen, da bei dem Umstande, daß bei allen

Germanenstämmen zu den Zeiten der Entstehung der Leges die Beisetzung des Toten in freiem Boden das Gewöhnliche war (Lindenschmit Handbuch, I, 126), sicher die Beisetzung auf einem Holzladen als erwähnenswert bezeichnet werden muß. Jedoch ist dies ohne erheblichen Belang, da Graf Hundt meines Erachtens durch die vorausgehende Beweisführung die größere innere Wahrscheinlichkeit der Leseart »lignum insuper positum« klar dargetan hat.

Übrigens stünde auch der Annahme nichts im Wege, daß die Leiche zunächst auf dem geneigten Brette in die Grube gesenkt und dieses dann über den Leichnam gedeckt wurde. In recht anschaulicher Weise beschreibt den Vorgang dieses »Hinabrutschens« in das Grab O. Rieder a. a. O., S. 69.

In dem großen Gräberfelde von Reichenhall kommt die Anwendung von Holz nach v. Chlingensperg-Berg »Das Gräberfeld von Reichenhall« (1890), S. 66 f., in zweierlei Form vor, indem der Leichnam entweder auf einem Brett beigesetzt wurde oder — der häufigere Fall — indem »nach der Einsenkung des Toten teils das Gesicht und andere Körperteile, teils die Beigaben mit kleinen Holzbrettchen zum Schutz gegen die steinigen Bestandteile der Erde bedeckt wurden«. Man wird wohl kaum fehlgehen, in diesem letzteren Brauche einen dem »lignum insuper positum« entsprechenden zu erkennen, wie man gewiß mit Recht damit auch den nach Bavaria I, 412, in der Jachenau herrschenden Brauch, vor der Einsegnung das Gesicht der Leiche mit einem kleinen Brettchen zu bedecken, in Verbindung gebracht hat (Höfler, Am Urquell II, 102, Rieder a. a. O. 71).

Von besonderer Bedeutung erscheint bei den Reichenhaller Gräbern die Tatsache, daß sich die Bedeckung mit Brettchen aus Tannenholz über das ganze Gräberfeld erstreckt (v. Chlingensperg-Berg, a. a. O. 68), demnach als allgemein herrschende Sitte betrachtet werden muß, während die Beisetzung auf dem Brett gerade in dem älteren südöstlichen Teile des Friedhofes nur ganz vereinzelt und da nur bei Kindern auftritt, und wenn sie auch in dem jüngeren nordwestlichen Teile etwas häufiger erscheint, doch als eine neu aufkommende Form der Bestattung angesehen werden muß.*)

Während nach den bisher angeführten Darstellungen jenes »Brett«, welches, wie bereits oben bemerkt worden ist, bei der Bestattung der alten Bajuwaren unter allen Umständen, am wahrscheinlichsten aber als Decke des beigesetzten Leichnams, eine wichtige Rolle gespielt hat, mit den nachmaligen Leichen- oder Totenbrettern in unmittelbare Beziehung gebracht worden ist, hat Lindenschmit, Handbuch I, 97 f., unter Berufung auf eine Stelle der Lex Salica, Tit. 57. § 3, eine ganz andere Ansicht aufgestellt. Die Stelle lautet:

*) Bei v. Chlingensperg-Berg a. a. O. ist der betreffende Abschnitt irrtümlicherweise mit „Lignum insuper depositum" überschrieben (veranlaßt durch das in einer Handschrift stehende „Lignum desuper positum", vergl. Mon. Germ. XV, 442 ?).

»Si quis charistadonem (nach J. Grimm soviel als Heer- oder Irmensäule*) auf dem Grabhügel) super hominem mortuum capulaverit (malb. Glosse mandoalle, mandoado = geflochtene gitterartige Umzäunung des Grabes) aut silave quod est ponticulus super hominem mortuum dejecerit, de unoquoque 600 Denarios culpabilis judicetur.«

Der Umstand, daß die Totenbretter in manchen Gegenden »auch als Brücken über kleine Bäche, Gräben und feuchte Wiesenstellen auf die Fußpfade« gelegt werden, wird von Lindenschmit in der Weise verwertet, daß er unsere Leichenbretter mit dem »silave quod est ponticulus« des salischen Gesetzes identifiziert. Es ist dabei (a. a. O., S. 99) »an eine Erinnerungstafel zu denken, welche im Altertum wie heute noch eine zweifache Verwendung fand; entweder eine Aufstellung am Wege in der Vorzeit, also auf dem Grabe, das am Wege lag, oder eine Niederlegung an einer Stelle, auf welcher der Blick sich notwendig ihr zuwenden mußte, wie der Brücke beim Übergang über Wasser oder Sumpf«.

Von den mir bekannten neuesten Herausgebern der Lex Salica Behrend (1897) und Geffcken (1898) verweist der erstere auf Kern bei Hessels (Lex Salica. The ten texts with the glosses and the Lex Emendata. Whit notes on the frankish words in the Lex Salica by H. Kern, 1880), der letztere auf Lindenschmit I, 96 ff.

Es steht mir nicht zu, endgiltig darüber zu urteilen, ob Kerns Vermutung, daß »ponticulus« aus »monticulus« verderbt sei, wirklich berechtigt ist, in welchem Falle »silave« von dem Grabhügel zu verstehen wäre, dessen Abtragung (»dejecerit«) die im Gesetz vorgesehene Strafe nach sich ziehen sollte.

Ist die oben angegebene Deutung von »charistadonem« richtig, so würde wohl eine solche »Säule« zur Erinnerung an den Toten ausgereicht haben und die Aufstellung einer weiteren »Erinnerungstafel«, von der Lindenschmit spricht, dadurch überflüssig gemacht worden sein. Jedenfalls ist soviel sicher, daß die Unsicherheit der Lesung und die Schwierigkeit der Deutung im Falle, daß »ponticulus«, für das schon früher »porticulus« (»minor porticus seu aedicula«, s. Du Cange s. v. »Selave«) vorgeschlagen worden ist, wirklich die richtige Leseart sein sollte, große Vorsicht gebietet. Dem Verfasser dieses Aufsatzes scheinen Kerns Vermutungen und sein Vorschlag, »monticulus« zu lesen, durch den sich eine scharfe Abgrenzung zwischen der auszeichnenden Säule, der Umfriedung und dem Grabhügel selbst ergibt, alle Beachtung zu verdienen. Dann ist aber die einzige Stütze für Lindenschmits Erklärungsversuch geschwunden. Aber auch sonst erheben sich mancherlei Bedenken dagegen.

Einmal dürfte doch die Frage aufgeworfen werden können, ob es denn wirklich gestattet sei, einen bis jetzt als nahezu spezifisch bairisch erwiesenen Brauch auch in der Lex Salica der Franken

*) Universalis columna „Hohe Säule“, Schade.

zu suchen. Ferner scheint es durchaus zweifelhaft, ob jene über Gräben und Sümpfe gelegten Totenbretter tatsächlich den Zweck gehabt haben sollten, als »Brücken« zu dienen. Man vergleiche in dieser Beziehung die aus den Aufzeichnungen von Karl Huß in dieser Zeitschrift VI, 109, mitgeteilte Bemerkung: »Über das Leichenbrett sollen keine Weibsperson gehen, weilen sie schwere Beine bekommen«, und die Mitteilung von Rieder a. a. O., S. 130, daß man es an einigen Orten der Oberpfalz (Falkenstein, Kronau, Oberviechtach) vermeide, »ein Totenbrett zu betreten, aus Furcht, dadurch Fußweh zu bekommen«.

Vielmehr dürfte die Sitte, die Leichenbretter in der zuletzt angeführten Weise zu legen, wohl mit dem ganzen Charakter der Landschaft zusammenhängen, das ist eben nur in sumpfigen und moorigen Gegenden zur Anwendung gekommen sein, in denen auf die angegebene Weise allerdings am leichtesten und sichersten die Aufmerksamkeit des Wanderers auf die Leichenbretter gelenkt werden mußte.

Nachdem wir also in den vorstehenden Ausführungen dargetan haben, daß Lindenschmits Versuch, in dem »Silave« das nachmalige Leichen- oder Totenbrett zu erkennen, als gescheitert zu betrachten ist, wie denn auch der Urheber dieser Erklärung keinen Beifall mit dieser Erklärung gefunden zu haben scheint, dürfte es geraten scheinen, zur Auffassung des Grafen Hundt zurückzukehren, der, wie bereits angedeutet worden ist, in dem »lignum insuper positum« das heutige Leichen- oder Totenbrett sieht, indem er a. a. O. S. 416, schreibt: »Das Brett, auf welchem der Tote gelegen hatte und welches in heidnischer Zeit ihm noch zum Schutze in das Grab mitgegeben wurde, ist jetzt in christlicher Zeit, wo die Bestattung im vollständigen Sarg erfolgt, aus frommer Sorge für sein Seelenheil an vielbetretenen Fußpfaden ausgestellt. So scheint auch hier eine christliche Sitte vorzuliegen, welche aus heidnischem Gebrauch erwuchs.« Betreffs des Wandels vom »Leichladen« zum »Gedenkbrett« vergleiche man die zutreffenden Bemerkungen von Marie Eysn in der Zeitschrift des Vereines für Volkskunde VIII, 208: »Verfolgt man, wie zu Anger noch bis 1886 die Leiche auf und mit dem Brett beerdigt wurde (v. Chlingensperg-Berg Das Gräberfeld von Reichenhall 68); wie vor einem Menschenalter zu Ramsau bei Berchtesgaden die in Leinwand genähte Leiche aus dem Sarg, der für alle diente, gehoben wurde und man sie vom Brett langsam ins Grab gleiten ließ; wie das Brett, worauf der Tote gelegen, beim Leichenzug mitgetragen und nach dem Begräbnis draußen niedergelegt wurde; wie es jetzt mit Angabe von Name, Stand, Alter und dergleichen erst nach Wochen hinauskommt, so sieht man die Wandlung des »Leichladen« zum »Gedenkbrett«. Hinzufügen darf man noch, daß allem Anschein nach die Totenbretter in jetziger Zeit überhaupt in den meisten Orten nur mehr Gedenkbretter sind, mit denen die Leichname der Verstorbenen überhaupt nichts zu tun gehabt haben. In der Tat erscheint die angegebene

Wandlung so natürlich und ungezwungen, daß sie unsere Zustimmung mit vollem Recht in Anspruch nehmen darf. Und gewiß ist es nicht zu kühn, in jenem alten »lignum« der Leges Bajuvariorum den Totenladen zu erkennen, der auf die Leiche vielleicht nicht zum Schutz gelegt wurde, wie man bisher immer angenommen hat, sondern um den Toten gewissermaßen in der Erde festzuhalten, damit er an der Wiederkehr zu den Lebenden gehindert werde. Dann wäre das »Brett« sozusagen eine Scheidewand zwischen dem Toten und den lebenden Angehörigen, ein Sicherungsmittel gegen dessen Wiederkehr, vor der man sich ja auch dadurch zu sichern bestrebt ist, daß nach altem Herkommen die Lage der Leiche im Hause eine solche ist, daß die Füße voran zu liegen kommen und zuerst über die Schwelle des Hauses getragen werden (Rochholz Deutscher Glaube I, 197). Sollte nicht vielleicht für diese Auffassung sprechen, was Rieder, a. a. O. S. 129 f., unter Berufung auf Gruber in der Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereines XIX, 136, vorbringt. Es heißt dort, daß die Totenbretter den Seelen der Verstorbenen, welche »mit Gottes Erlaubnis zu bestimmten Zeiten auf die Erde zurückkehren, um durch die fromme Tat gläubiger Menschen Erlösung zu erlangen«, »bei ihrem qualvollen Umherirren (gewöhnlich in Gestalt von Lichtlein) zu Rastplätzen und Zufluchtsstätten« dienen, dagegen »die eigentlichen Gespenster und bösen Geister« »als unüberschreitbare Marksteine« abhalten. Die armen Seelen sind natürlich auf Rechnung des Christentums zu setzen, die Gespenster und bösen Geister sind noch ein Überrest der altheidnischen Auffassung des Verhältnisses der Verstorbenen zu den Überlebenden.*)

Bei dieser eben geschilderten Sachlage muß es wirklich völlig verwunderlich erscheinen, daß nach der Monatsschrift des historischen Vereines von Oberbaiern III (1894), S. 33 ff., in der Abendversammlung vom 16. Februar 1894, in welcher A. Vierling über einige Besonderheiten der Lex Bajuvariorum, darunter auch über Tit. XIX, cap. 8, sprach, die allseitige Ansicht dahin ging, »daß in dem Brett der angeführten Stelle nicht das bekannte Totenbrett, das in Altbaiern und in der Oberpfalz häufig an Kreuzwegen aufgestellt werde, zu suchen sei, wie Merkel gemeint hat«.**)

*) Vergl. Montelius Kulturgeschichte Schwedens (1906) S. 134; Mau bei Pauly-Wissowa Realenzyklopädie 347; von Duhn Archiv für Religionswissenschaft IX 3.

**) Anhangsweise sei hier darauf hingewiesen, daß in der Sprachinsel Lusern ebenfalls der Brauch besteht, die Leiche auf einen Laden zu legen (Bacher, Die Sprachinsel Lusern, 64). Somit zeigt sich in dieser sehr alten Abzweigung des bajuwarischen Stammes dieselbe Eigentümlichkeit in der Behandlung der Leichen von Verstorbenen wie in den übrigen von demselben Stamm bewohnten Gebieten. Gebraucht man ja doch auch anderwärts, zum Beispiel in Niederösterreich, die entsprechende Redensart „Auf dem Laden liegen". Vergl. „Aus den Memoiren eines Polizeikommissärs", Reclam 3304, S. 33: „Sie macht ein solches Unwetter, als ob ihr Mann richtig schon am Laden wäre" und Niederösterreich, S. 238 f. (Kronprinzenwerk).

Aus Steiermark im Jahre 1811.

Von K. Buchberger, k. k. Oberlandesgerichtsrat a. D., Graz.

Im steiermärkischen Landesarchiv zu Graz erliegt ein Bericht der politischen Bezirksbehörde von Arnfels vom 11. April 1811 über die Verhältnisse dieses Bezirks, welcher infolge Auftrages an die Werbbezirke von diesem erstattet wurde, welcher Auftrag seinen Grund darin zu haben scheint, daß eine Änderung der Besteuerungsart höheren Ortes eingeleitet wurde und man eine genaue Information über die Steuerkräftigkeit der Bevölkerung einholte. Deshalb ergeht sich der Bericht »in Beantwortung der Fragenentwürfe, ergangen an »sämtliche steirische Werbbezirke zum Behuf einer physikalischen Statistik des Landes Steyermark«, in statistischen Daten über die Bevölkerung des Bezirks, die Verwaltungsart desselben und dessen Lasten. Der Bericht bezeichnet aber die Aufzählung der Abgaben und Dienstbarkeiten als nicht möglich, weil deren soviele und verschiedenartige sind und die Untertanen ihre Grundstücke in verschiedenen Herrschaften haben, bei denen überall andere Arten der Giebigkeiten bestehen und jeder Untertan einzeln befragt werden müßte, wo und was er überall zu leisten hat.

Der Bericht umfaßt die Schilderung des Bezirks, der Bevölkerung, ihres Charakters, und es wird hier aus dem Bericht nur entnommen, was mit der Bevölkerung im Zusammenhange steht, und somit auch weniger das Land als die Leute beschrieben. Die Schilderung dürfte im großen und ganzen auf das übrige damalige Steiermark passen.

Der Bezirk Arnfels liegt zwischen dem 46. und 47. Grad nördlicher Breite, die Länge desselben ist um 10 bis 15 Sekunden vom Grätzer Meridian westlicher, von Graz ist Arnfels 8 Meilen und 5 von der Kreisstadt Marburg entfernt; der Bezirk umfaßt 20 Ortschaften mit 6528 Bewohnern in 1488 Häusern. Der Flächeninhalt beträgt nach Josafinischem Ausmaß 17.197 Joch 90 Quadratklafter, wovon 639 Joch 420 Quadratklafter verschiedenen Herrschaften angehören, der Überrest sind unterthänige Besitzungen.

In der Zeit von 1804 bis 1811 — sechs Jahre gerechnet — wurden im Bezirk 1495 Personen geboren, getraut 402 und verstorben 1069, uneheliche Geburten waren 134.

Im Jahre 1805 sind 107, 1806 3, 1807 26, 1808 32, 1809 24 und 1810 aber kein Mann zum Militär abgegangen. Wieviel aus einer oder der anderen Gemeinde genommen wurden, kann nicht bestimmt werden, weil aus Mangel an diensttauglichen Menschen keine Subrepartition möglich ist, sondern solche Leute ausgehoben werden müssen, wo man sie findet. Im Bezirk ist der einzige Marktflecken Arnfels, und das alte, zum Teil verfallene Schloß Arnfels ist der Sitz der Bezirksobrigkeit, dem Reichsgrafen von Schönborn gehörig; dann ist die Pfarrsgült St. Johann und das Gütl Buchegg im Bezirk; es sind einschließlich des Marktes Arnfels 5 Jurisdiktionen und selbständige Grundbücher im Bezirk, obschon die Herrschaft Arnfels das Richteramt bei dem Markt und der Pfarrsgült St. Johann verwaltet.

Der Markt Arnfels gehört zu den ältesten des Landes, das Marktinsiegel, eine Lerche mit ausgebreiteten Flügeln, ist von 1518, das älteste Marktprivilegium, das in Urschrift vorhanden ist, datiert vom 24. Februar 1578 und wird sich auf die früheren Privilegien des Kaisers Maximilian, der 1493 als Herzog die Regierung in Steiermark antrat, berufen. Der Ort litt unter den Türkeneinfällen und der Feuersbrunst vom Jahre 1552; es sollen vordem ein Augustinerkloster und eine Pfarrkirche dort gewesen sein, welche

die evangelisch Gewordenen übernahmen und welche Kirche und Kloster 1552 verbrannten; erst unter Kaiser Josef II. im Jahre 1788 wurde wieder eine Pfarre errichtet. Der Markt hat 403 Einwohner in 80 Familien und 68 Häuser, liegt ungesund an der kleinen Saggau, die leicht austritt und im Jahre 1803 allein 32 Überschwemmungen verursachte, wo sich das Wasser bei einer zehn Schuh über den gewöhnlichen Wasserspiegel erhob und großen Schaden verursachte.

Die bürgerliche Gemeinde besteht aus Handwerkern zunächst für den örtlichen Bedarf, bloß die zwei Töpfer haben Absatz für ihre ausgezeichnete Ware in entfernte Gegenden. Die sechs Jahrmärkte im Ort sind sehr besucht, zumeist wird viel schönes Hornvieh zur Zucht gekauft und verhandelt.

Der Magistrat besteht aus einem Marktrichter, zwei Kämmerern, einem Grundbuchführer, einem Polizeiaufseher und zwei Ausschußmännern, hat sein eigenes Grundbuch unter der Direktion des herrschaftlichen Justiziärs, der auch die Richterwahlen von der Herrschaft bestätigen läßt.

Das Schloß Arnfels — nach Sprachgebrauch Adlersfels — ist eines der ältesten im Lande; die Herrschaft ist allod; sie verwaltet den Bezirk durch ihren Bezirkskommissär, die Landgerichte der Herrschaft Arnfels und Schmierenberg werden allda verwaltet, sie haben aber nicht das Privilegium der eigenen Acht und Bann und werden die Kriminalprozesse durch den k. k. Bannrichter abgeführt; die Arreste sind wegen Baufälligkeit des Schlosses nicht im besten Stande und kommen auch nur wenige Züchtlinge vor.

Seit 1799 sind ordentliche Waisenbücher eingeführt und wird das Vormundschaftswesen genau überwacht. Das Jurisdiktionsamt führt die Waisenbücher, das Rentamt das Kassajournal, dem Herrschaftsbesitzer muß jedes Vierteljahr der Ausweis über den Stand des Waisen- und Depositenamtes überreicht werden.

Der Stand des Waisenvermögens war 11. April 1811 mit 904 Köpfen, respektive Waisen, 191.549 fl. 34¾ kr., wovon bei Privaten anhafteten 184 963 fl. 11⅝ kr.

Das Grundbuch ist seit dem Jahre 1800 im besten Stande und wird ebenso fortgeführt.

Die Anzahl und Gattungen der Unterthanen in jedem Werbbezirk und jeder Gemeinde anzugeben, mit Bestimmung aller von diesen Unterthanen zu leistenden landesfürstlichen und herrschaftlichen Abgaben und Dienste, sowohl in Geld als Natural, ist nicht möglich, weil in demselben Orte verschieden verpflichtete Unterthanen wohnen. Zu diesen Anständen gesellen sich noch die unzähligen Gattungen und Benennungen der verschiedenen Geld- und Naturalgaben, wovon die letzteren zum Teil zeitlich, zum Teil für immer schon reluiert sind. Auch konkurrieren bei manchem Unterthan mehrere Grundherren: Gaben- oder Sack-, dann Weinzehendherren, Landgerichtsdienstherren u. s. w., dann die Abgaben an die Pfarre und Schullehrer. Alle diese grundherrlichen Abgaben oder Geld- und Naturaldienste der Untertanen führen das unverkennbare Gepräge der einst im Lande bestandenen Lehensanarchie; das obschon morsche Skelett des Feudalsystems spukt noch immer im Lande und nähret sich hie und da noch immer vom Fett des emsigen Landmannes. Nur eine ganz neue Steuerrektifikation kann seine volle Auflösung bewirken.

Nach Anzahl und Gattung der Unterthanen waren im Bezirk 47 Bürger, diese bloß in Arnfels; 658 Bauern, 206 Bergholden, 43 Dominikalisten, diese bloß in zwei Ortschaften; nach dem Besitzstande waren 32 Ganzhübler, 71 Dreiviertelhübler, 142 Halbhübler, 272 Hofstätter, 437 Keuschler, zusammen 954 behauste Bezirksinsassen; diese Untertanen oder Insassen dienen 26 Herren oder Herrschaften.

Der Landbau ist die einzige ausschließliche Erwerbsquelle des Bezirks, da es in selbem keine Fabriken gibt und kein eigentlicher Handel betrieben wird.

Der besonders in den oberen Gegenden meist sehr gute Boden ist wohl erträglich, und da die Leute sehr sparsam und frugal leben, sind sie größtenteils, wenn auch nicht wohlhabend, so doch in guten Nahrungsumständen. Im Bezirk sind weder Juden noch Akatholiken.

Die Pfarrbezirke sind seit 1788 neu eingeteilt und ist kein Haus über zwei Stunden von seiner Pfarrkirche entfernt. Bei der Pfarre Arnfels ist der Ertrag der Pfarrpfründe 400 fl., bei St. Johann 761 fl. 45 kr., bei der Pfarre Klein 400 fl. und bei der Kuratie Kappl 300 fl.; die Pfarreien sind mit je zwei, die Kuratie mit je einem Priester besetzt.

Bei jeder der vier geistlichen Pfründen ist eine Schule mit einem geprüften Lehrer; es sind im Bezirk 2380 Kinder, wovon 559 schulpflichtig, von welchen aber nur die Hälfte die Schule besucht, die andere Hälfte kann wegen zu großer Entfernung oder Armut und Mangel an Kleidung u. s. w. von dem Schulunterricht keinen Gebrauch machen.

Das Schulwesen untersteht der Geistlichkeit. Die vier Schulhäuser im Bezirk sind in gutem Stande, mit dem Lehrerdienst ist der Mesner- und Organistendienst allerorten vereinigt, die Zuflüsse für den Lehrer sind soweit ergiebig, daß jeder Lehrer ein hinreichendes Auskommen hat, ohne der Gemeinde durch Betteln zur Last zu fallen. In Arnfels ist das Gehalt des Lehrers ein Gratial der Herrschaft; dieselbe hält in Arnfels ein Armenhaus für sieche und verarmte Untertanen; im Hause beziehen sechs Pfründner nebst Wohnung und Holz einen bestimmten Gehalt, außerdem werden noch wöchentlich sechs Arme beteilt.

Das gemeine Volk arbeitet meist an den abgeschafften Feiertagen, und nur besonders religiöse Leute pflegen noch an solchen Tagen in die Kirche zu gehen; die Totenbeschau wird von den zwei geprüften Wundärzten des Bezirks vorgenommen.

Die medizinische Polizei liegt hier, wie fast im ganzen Lande, noch in der Wiege; das gemeine Volk steht noch geistig zu tief, um in dieser Sache das wirklich Gute vom Scheinbaren zu unterscheiden. Redliche und geschickte Ärzte machen bei dem Landvolk selten ihr Glück, medizinische Scharlatane und Quacksalber mit einer derben Dosis „Unverschäftheit" und einem homogenen Kram von Worten haben noch immer den Zulauf aus den entferntesten Gegenden und bleiben, ihrem alten System getreu, noch immer die privilegierten Mörder. Das sogenannte Uringucken, das Aderlassen, das Schröpfen u. s. w. ist noch immer an der Tagesordnung; alte Weiber und Marktschreier verketzern noch immer, bestochen und besoldet von den Scharlatanen, jeden neuen, nicht den alten Schlendrian befolgenden Arzt. Ein Wundarzt, der sich in Arnfels, und der zweite, der im Pfarrorte Klein sich befindet, reichen aus für den Bezirk; sie führen eigene Apotheken.

Es befindet sich nur eine geprüfte Hebamme im Ort Arnfels, und es wäre fruchtlos, mehr anzustellen, da es hierzu an einem Fonds fehlt und die gemeine Volksklasse ohnehin nur bei bedenklichen Geburten von einer solchen Person Gebrauch macht.

Das gemeine Volk im Bezirk ist in seiner Geistesbildung noch sehr arm; überzeugt daß Reichtum und Wohlstand allein zu jeder Stufe des Glückes führen, die zu erreichen es sich fähig fühlt, ist es nach Art und Weise aller empirischen Menschen geizig, habsüchtig und schmutzig, hat kein lebhaftes Gefühl für Ehre und Schande, ist dabei feig, blöde und furchtsam und soweit in Selbstsucht versunken, daß die Krankheit eines nützlichen Haustieres von einigem Wert es in weit größere Sorge und Unruhe versetzt, als jene seines eigenen Kindes. Es scheut alle Neuerungen und Verbesserungen, bloß aus Furcht des Mißlingens, und hängt daher an den alten Sitten und Gebräuchen, weil diese nach seinen Begriffen mit keiner Gefahr oder Abbruch von seinem Wohlstand verbunden sind.

Reichtum und Wohlstand ist demnach das sicherste Kreditiv, bei dem gemeinen Manne Ansehen und Achtung zu erlangen; der reichste Mann einer Gegend oder eines Ortes ist also der allgemeine Gevatter oder Taufpathe aller Kinder, der Rathgeber, der Schiedsrichter, der Redner vor Gericht, und seine Meinungen und Rathschläge werden oft wie Orakelsprüche gehalten.

Vaterlands- und Fürstenliebe, Gemeinsinn, Mitleid und überhaupt alle Tugenden eines Staatsbürgers von höherer Bildung keimen noch nicht auf hiesigem Boden, allein obrigkeitlicher Ernst, mit Würde und Beharrlichkeit verbunden, sind vermögend, das Volk zu der größten Aufopferung zu gängeln. Nebst der Habsucht ist auch noch die Trunkenheit eine der vorzüglichsten Leidenschaften des Volkes, welcher dasselbe bis zur Ausschweifung ergeben ist. Bei jeder Gelegenheit, als Kindstaufen, Hochzeiten, Begräbnissen,

Kirchweihen, Viehmärkten und jeder anderen Versammlung, wird übermäßig Wein „gesoffen" und jederzeit ein recht derber Rausch geholt. Alle Exzesse, Schlägereien und sonstige Unsittlichkeiten sind nur als eine Folge dieses Hanges zu betrachten, und man hat wenig Beispiele, daß ähnliche Vorfälle von nüchternen Menschen verübet werden. Man kann eigentlich nicht behaupten, daß es im hiesigen Bezirk eigene, vorzügliche Lieblingsunterhaltungen, Vergnügungen oder besondere ländliche Spiele gebe; das junge Volk sucht an Sonn- und Feiertagen am liebsten den Tanzboden und das ältere die Weinstube auf. Hie und da, aber selten, wird das sogenannte Laudieren mit Karten oder Kegel gespielt. Die Musik oder die Instrumente haben nichts Sonderliches oder Charakteristisches für sich, sowie man auch keine anderen als die im ganzen Lande üblichen Volksgesänge kennt.

Man ißt hier oft und viel, allein in schlechter Eigenschaft; der sogenannte türkische Sterz (das ist eine Vermischung von Maismehl mit Wasser), Bohnen, Salat, Weißrüben, Kraut und schlechtes Brod, mit etwas Schweinefett oder Öl von Kürbiskörnern sind die gewöhnliche Speise, die der Mann dreimal des Tages zu sich nimmt. Seine Wohnung ist äußerst unrein und schmutzig, da er in seiner sogenannten Rauchstube oder Küche ohne Rauchfang mit seiner ganzen Familie nistet, in welcher sich sein Kochherd, Backofen, Sudkessel für die Schweine, Speisetisch, Hühnerkammer, Werkstätte und Liegeplatz beisammen befindet. Zum Bett oder Schlafplatze gönnt er sich selten frisches Stroh oder ein Leintuch, sondern liegt auf bloßem Holz in seinen Werktagskleidern; er wäscht, kämmt oder reiniget seinen Körper oder seinen ärmlichen zerlumpten Anzug die ganze Woche nicht, nur an Sonn- und Feiertagen, wenn er die Kirche besucht. Die reinlichere Kleidung hat nichts Abweichendes von der allgemeinen Landestracht des deutschen Volkes in der Untersteiermark.

Der Charakter des hiesigen Volkes hat noch keine feste und vollendete Ausbildung; entfernt von allen Städten und Heerstraßen, ist der gemeine Mann noch größtenteils sehr einfältig, roh und ungesittet, kriechend gegen seine geistlichen und weltlichen Vorgesetzten, grob und hart gegen Fremde und seine gleiche Menschenklasse, im ganzen Sinne des Wortes noch eine leblose Maschine, die der Menschenkenner oder gebildete Mann nach Belieben in Bewegung zu setzen vermag. Bei einer glücklichen Mischung von sanguinischem und phlegmatischem Temperament wäre derselbe auch für Freude und geselliges Vergnügen nicht ganz unempfindlich, leicht zu belehren und mit beharrlicher Würde und Ernst auch leicht zu lenken, wenn nicht eine in sein Wesen verwebte Habsucht seinen Charakter entstellte und so manche sittliche Härte erzeugte; er beschenkt die Bettler nicht aus Mitleid, sondern aus Furcht vor Unbilden und Schaden, daher auch rüstige Landstreicher und Vagabunden weit mehr und größere Almosen als Preszhafte erhalten.

In diesem von der Mutter Natur zwar begünstigten, allein gesellig noch lange nicht ausgebildeten Zustande kann man dem Volk keine groben Verirrungen oder Verbrechen als herrschend anwerfen, und es war seit vierzehn Jahren nicht mehr der Fall, daß bei dem hiesigen großen Landgerichte zu gleicher Zeit zwei Verbrecher eingelegen sayen.

Nach dieser Charakterschilderung des hiesigen Volkes ist es einleuchtend, daß seine Hoffnungen, Wünsche und Stimmung dermalen gerade keiner besonderen Aufmerksamkeit oder Schilderung würdig seien, es findet sein größtes Glück in einem behaglichen Vegetieren und kümmert sich um nichts in der Welt als um seinen eigenen Herd. Die Überschwemmungen und die niedere Lage machen die Gegend sehr ungesund; die Menschen erreichen nur als Ausnahme ein Alter über sechzig Jahre, obschon ihr Körperbau stark, groß und robust ist. Nervenfieber sind hier einheimisch, welche der oftmalige übermäßige Genuß des Weines, große Unreinlichkeit, die schlechte Nahrung und schlechte Luft erzeugen; eigentliche Epidemien aber unter Menschen oder Tieren kennt man schon seit einer langen Reihe von Jahren nicht.

Die Roboth und alle Naturaldienste sind bei hiesigen sämtlichen Herrschaften schon lange um mäßige Preise reluiert. Der Boden ist schwere Thonerde, man bedient sich des

einfachen Pfluges in der Ebene und des Doppelpfluges auf Hügeln, düngt das Feld jedes dritte Jahr mit dem Abfall der Waldungen, ackert sehr seicht, selten einen halben Wiener Fuß tief; auf das frischgedüngte Feld wird allezeit türkischer Weizen im Frühjahr oder weiße Rübe im Herbst gesät, Brachfelder oder Ehegarten sind sehr selten; bei sehr guten Feldern wird das nächste Jahr nochmals türkischer Weizen gesät, sonst aber Winterweizen, Korn oder Gerste gebaut, das dritte Jahr Sommerkorn, Gerste oder Hafer; zwei Drittel alles Ackerlandes werden mit türkischem Weizen bebaut, unter demselben auch Bohnen, Kürbis, Erdäpfel, Möhren, Weißrüben, Kraut oder andere Gewächse gezogen. Die Ansaat auf 1 Joch Acker erfordert 1 österreichischen Metzen türkischen Weizen und bringt 25 bis 30 Metzen im ersten, 8 bis 10 Metzen im zweiten Jahre; die meisten Keuschler leben von 1 bis 1½ Joch Feld. Türkenwaiz ist die allgemeine Nahrung hier; der Kartoffelbau wird seit fünfzehn Jahren immer stärker betrieben, was die von der Herrschaft als Prämien bestimmten Stiftnachlässe bewirkten; in der Ebene degeneriert aber diese Frucht schon im zweiten Jahre. Der böhmische Hopfen, hier gepflanzt, wird dem böhmischen gleich, leidet aber stark an Mehl- und Honigtau, gibt daher wenig Ertrag. Ein Joch zweimähdiger Wiese gibt durchschnittlich 20 Zentner Heu und 15 Zentner Grummel.

Die Weinberge liegen auf fettem Lehmboden und tragen viel, aber schlechten Wein, sogenannten Schilcher, der sich selten länger als ein Jahr hält; in den Weingärten werden auch türkischer Weizen und Bohnen gebaut, hie und da auch aus den Traubenkörnern Öl gepreßt.

Bei der diesjährigen Beschreibung gab es im Bezirk 1008 Stück Zugochsen, 1687 Melkkühe, 321 Pferde und 312 Schafe; Schweine dürften bei 6000 Stück sein, wovon die Hälfte gemästet wird. Die Kühe haben wenig Milch, aber schöne, starke Kälber; die letzte feindliche Invasion hat der Pferdezucht sehr viel Schaden getan. Die Geflügelzucht wird stark betrieben und gibt der Export guten Erwerb den Landwirten und Kleinhäuslern.

Die Bienenzucht ergibt jährlich bei 200 bis 300 Zentner Rohhonig. Musterwirtschaft gibt es im Bezirk keine; dafür bringt der Bericht die Schilderung einer geordneten Bauernwirtschaft, der vulgo Krenbauern-Hube im hiesigen Werbbezirk, Pfarre Klein, Ortschaft Narrat Nr. 6; hierzu gehörige Grundstücke sind 6 Joch Äcker, 6 Joch Wiesen, ¾ Joch Weingarten, 11 Joch Wald und Anteil an der Gemeinde; im Winter und Sommer hält der Besitzer 2 Zugpferde, 2 junge Ochsen bis in das dritte Jahr, 2 Melkkühe und 2 Kälber von 1 bis 2 Jahren, 7 bis 8 Schweine, wovon jährlich 2 große und 1 bis 2 kleine gemästet werden; Arbeitskräfte sind der Besitzer, sein Eheweib, ein 19jähriger Knecht, eine Magd und eine Kindswärterin von 13 Jahren. Durchschnittlich jährliche Fechsung 60 bis 70 Metzen Türkenweizen, 5 bis 8 Metzen Winterweizen, 5 bis 8 Metzen Korn, 15 bis 20 Metzen Bohnen, 4 bis 6 Metzen Hafer, 2 bis 4 Metzen Gerste, 1½ bis 3 Startin Wein (ein Startin Wein hat 10 Wiener Eimer = 565·89 l), nebst gebautem Gemüse, Kartoffel u. dgl. Hiervon dürften jährlich bloß 10 Metzen Türkenweizen, 2 bis 4 Metzen kleiner Weizen, dann 1 bis 2 Startin Wein verkauft werden, das übrige wird im Hause verzehrt; jedes zweite Jahr werden 2 junge Ochsen, 1 Fohlen, dann alljährlich 1 oder 2 junge Schweine, 1 Seite Speck (Bachen) verkauft, um Steuern und andere Auslagen zu bestreiten und einen kleinen Nothpfennig zu erübrigen.

Der gegenwärtige Besitzer ist schuldenfrei und hat jährlich an Rustikalsteuern nach altem Maßstabe 10¼ Anschlag 11 fl. 7 kr., Fleischakzise 45 kr., zur Grundherrschaft Arnfels für Urbarzins 1 Henne und 30 Eier, 2 Klafter Zinsholz, 8 Faßreifstangen, 1 Fuhr Gail (Dünger) und wöchentlich dreitägige Fuhr- und Handrobot, zusammen in Geld 19 fl. 22½ kr. zu bezahlen; dann Getreide- und Weinzehend zu der Herrschaft Seggau, dann dem Pfarrer und Schulmeister zu St. Johann jedem 6 Garm (Garben) Weizen und 6 Garm Korn, dann 1 Schweinsfuß und 1 Käs.

Diese ⅝-Hube hat der Besitzer 1785 in sehr verfallenem Zustande um 1600 fl. erkauft, neu gebaut und ist durch Fleiß und Sparsamkeit ein wohlhabender Mann geworden. Zum Schlusse rügt der Bericht als Übelstand die Verpachtung der Herrschaften

an gewinnsüchtige Spekulanten, dann die freie, ungebundene Befugnis, eine Herrschaft zu besitzen (respektive zu erwerben), endlich die freie Willkür der Herrschaftsbesitzer, sich einen Jurisdizenten zu wählen.

Schließlich wird zur Dialektfrage des Bezirks ein Dialog zweier Bauernweiber während des Kirchengehens angefügt:

In der Volkssprache.	Gut deutsch.
Gedl: Zeysas Christas!	Gertraud: Gelobt sei Jesus Christus?
Anyl: In Ewikeit!	Anna: In Ewigkeit!
Gedl: Schoa Kirche gea?	Gertraud: Gehet Ihr schon in die Kirche?
Anyl: Werd epa niema z'frua sey.	Anna: Ich glaube, es ist nicht mehr zu früh.
Gedl: I wer muanj glei a zankt Hans Predij lobeen, dar nuoige Pfara that muanj gar schöa predidn?	Gertraud: Ich gehe auch nach St. Johann in die Predigt. Ich hörte, der neue Pfarrer halte schöne Kanzelreden?
Anyl: Hält ja. Ös is gar a hrava and a freundlanar Hee!	Anna: Das ist wahr. Er ist ein schöner und freundlicher Herr!
Gedl: Hilft gwis was a schöne Predij; d'Leit seyn halt allawal no schlecht. Mey Diendle, di Gatl, hat ain biest mit 'n Orschtveitlbiesltoni Anderl. I han den Kapa halt grebn niema dawöder mög'n, bis ar mier s'Diendle varderbt hat. I hansn etlamal varjaukt, ar is amal Gugamakn ban Gipl abegschossen, daß ar si den Fueß gfert hat, dar Sakra Kedl hat frey nigs danach gfragt.	Gertraud: Die schönen Predigten sind ohne Nutzen. Mein Mädl, die Katharina, ist von dem Sohne Andreas des Bauern Ortveitlhiesltoni (Vulgärname) geschwängert worden. Ich habe den geilen Menschen geradezu nicht mehr abhalten können, bis er mir das Mädchen verdorben hat. Ich habe ihn öfters davongejagt, er stürzte einmal von dem Dachboden hinab und beschädigte sich den Fuß, allein der schlechte Mensch machte sich gar nichts daraus.
Anyl: S'junge Volk is halt schoa so firwizj, is halt grebn niemame zan dahiat'n a so isas!	Anna: Die Jugend ist schon so zudringlich und nicht abzuhalten. A so ist as! (ist eine öhliche Wiederholung des Zeitwortes).
Gedl: Tbnet enka Alta daham huetn?	Gertraud: Hütet heute Euer Mann während des Kirchengehens das Haus?
Anyl: Er mag völi nigs. Dar Veitlhiesl Lipi batn Nachtn za seina Kua aufegrieft, daß ar ihr förs Angschra helfen soll, and afte boms d' ganze Nacht mitanands im Kella gsoffen, ban hamgean is ar gfaln and hat si an rechtn Tipl aufn Kopf aufbleit. Thatn gar feintla wea, a so thats!	Anna: Er ist nicht wohl. Der Bauer des Veit Matthäus Philipp hat ihn gestern abend zu sich berufen, um eine kranke Kuh zu kurieren; sodann haben sie mitsammen die ganze Nacht in dem Keller gesoffen, bei dem Nachhausegehen ist er gefallen und hat sich eine Geschwulst am Kopfe zugezogen, die ihn sehr schmerzt.
Gedl: Than schoa zan Altoa läuten, springma na rund, daß ma no den Segn daroachen.	Gertraud: Es wird das Zeichen zur Messe gegeben, gehen wir geschwind, damit wir den Segen erlangen.

Unholdenhöfe.

Von Prof. Dr. Oswald v. Zingerle, Czernowitz.

In Meinhards II. Urbar der Grafschaft Tirol, das 1288 aufgezeichnet wurde, begegnet im Gelt von Innsbruck (VII, 83) datz Strigel der Vnholder und im Gelt von Passeier (XIII, 35) datz Vnholden ein hof, an späterer Stelle (XIII, 153) datz Christan dem Vnholden.

Vnholder*) kann Zu-, respektive Übername sein, wie zum Beispiel Berhtolt der Tivfel von Mvlbach (XV, 68), Perhte Tivuelinne (XLIII, 207), Tusenttivuel**) oder Millediauel XLIII, 38, 114 f.), Konrad der Chobold (Archivber. aus Tirol II, 1086), Niklaus der Chlaubauf (ebenda, III, 324) und andere, aber es kann auch der Hofname zugrunde liegen und damit der Inhaber des Unholdenhofes bezeichnet sein, wie mit Prunner (XIII, 11), Campaetscher (XIX, 44) der Inhaber des Hofes ze Prunne, Campaetsch u. s. w. Letzteres scheint mir wahrscheinlicher, da nicht nur im Urbar der Gutspropstei Innsbruck vom Jahre 1325 (Cod. tirol. Nr. 27 des kgl. Staatsarchivs zu München) Bl. 12 a, 65 b, sondern auch in späteren Urbaren, so in einem aus den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhundertes stammenden Urbar der Grafschaft Tirol (Urb. Nr. 3 des Innsbrucker Statthaltereiarchivs) Bl. 213 b der Vnholder ze Strigel noch vorkommt. Dann muß der erste Besitzer des Hofes, nach dem er fortan den Namen führte, der Unholde genannt oder der Hof auf einem Platz erbaut worden sein, wo nach der Volksmeinung Hexen oder dergleichen ihr Unwesen trieben.***) Interessant ist, daß sich an diesen Hof, der in der Gemeinde Kreith am Eingange des Stubaitales liegt und jetzt Starkenhof heißt, wirklich Sagen knüpfen. Staffler (Tirol I, 924) berichtet: »Hier steht der

---

*) Lexer (Mittelhochdeutsch. Wörterb. II, 1898) erklärt unholdaere als Unhold, Teufel, aber in dem zitierten Gedichte (siehe Grimm, Mythol.[4], S. 875 f.) kann kein Teufel gemeint sein, da vorher von Hexen die Rede ist, sondern nur jemand, der sich mit Hexerei abgibt. In dieser Bedeutung erscheint Unholder noch in viel späterer Zeit, so im Flagellum Dieboli oder deß Teuffels Gaißl von Egidius Albertinus, München 1602, worin unter anderem von den effecten vnd Wirckungen der Zauberer, Vnholdter vnd Hexenmaister gehandelt ist.

**) Auch ein Gut zu Vile (wohl Vill, Dorf und Fraktion der Gemeinde Rodeneck) zu Prunn führte nach einer Urkunde vom Jahre 1355 den Übernamen „ze tausent tivfeln“ (siehe Archivber. aus Tirol II, 2404).

***) In Schmellers Bayr. Wörterb. I, 1091 ist der Name Unholdental (...tredidit nobis mansum unum U. dictum) um 1190 belegt. Ihm ist vielleicht das tirolische Fallming (Veldennnch 1288, Valdimünch 1384) an die Seite zu stellen, das aus vallis daemonice entstanden sein kann. Schneller (Beiträge zur Ortsnamenkunde Tirols II, 54) bemerkt hierzu: „Einen schwachen Anhalt fände letztere Deutung an einer Talsage: An den Ufern des Schleierbaches, wie der Talbach von Pflersch heißt, läßt sich nach Staffler (Topogr. II, 38) der sogenannte Schreiergeist, „bald groß wie ein Riese, bald klein wie ein Zwerg“ sehen. Ein Berg namens Unholdenkopf findet sich in der Nähe des Großglockners zwischen dem Peischlach- und Gößnitztal.

berüchtigte Hof der Starken oder der Unholde, nach der Volkssage einst von Männern bewohnt, deren übermenschliche Leibesstärke und Überlegenheit im Ringen und Raufen in Verbindung mit einem rohen, wilden Gemüt ihnen einen solchen Namen erwarb. Leider gebrauchten sie ihre Kräfte zum eigenen Verderbnis. Von diesen Leuten werden allerlei abenteuerliche Geschichten erzählt.« Das Volk hat demnach den Hofnamen mit ehemaligen Insassen in Zusammenhang gebracht, was bei späterer Entstehung oder Umbildung der Sage nahelag, doch bezweifle ich, daß dies deren ältester Gestalt entspricht.

Wie dieser Hof in neuerer Zeit seinen alten Namen verloren hat, so auch der in Passeier, dessen Lage ich nur mit Hilfe von Urbaren des 15. und 16. Jahrhundertes zu bestimmen vermochte. Im Urbar von Passeier vom Jahre 1583 ist Bl. 19a unter Walltner Brobstey unter anderem angeführt: Cristan Kruslburger zinst vom Unholden hof, in dem vom Jahre 1534, Bl. 8b, jedoch nur der hof zum Krusburger und dafür im Urbar vom Jahre 1408, Bl. 3b, Rüepen hof zu Wallten, das ist Walten, eine Fraktion der Gemeinde St. Leonhard mit dem gleichnamigen Weiler am Jaufenwege.

Die Art der Bezeichnung in Meinhards Urbar, datz Unholden ein hof, stellt außer Zweifel, daß hier der Name ursprünglich einem gewissen Terrain galt und erst später auf den daselbst erstandenen Hof und dessen Bewohner übertragen wurde, daß wir es also mit einem Orte, wo böse Geister walteten, zu tun haben. Und was das Volk im 13. Jahrhundert davon erzählte, mochte aus viel früherer Zeit stammen, vielleicht noch Erinnerungen an die heidnische Vorzeit bewahren. Möglicherweise befand sich dort einmal eine Kultstätte — nach der Volkssage existierte eine solche an der Stelle des Hippolytus-Kirchleins auf Glaiten (siehe: Der deutsche Anteil des Bistums Trient, I, 620) — die in christlicher Zeit zum Tummelplatz von Dämonen gemacht wurde. Schon unter der Römerherrschaft führte wahrscheinlich ein Saumweg über den Jaufen und die Gegend war ohne Zweifel auch besiedelt. Wie B. Weber (Das Tal Passeier, S. 6) erwähnt, wurden in einem zu der nur eine Viertelstunde vom Weiler Walten entfernten Jaufenburg gehörigen Felde unweit des Waltenbaches römische Münzen gefunden. Zur Zeit der Völkerwanderung können sich zu den früheren Ansiedlern Germanen, etwa noch ihrer alten Religion anhängende Bajuvaren, die aus dem Wipptale kamen, gesellt und besagten Ort als Opferstätte ausersehen haben. Mag die Lokalisierung auch anders begründet sein, so ist doch kaum anzunehmen, daß erst im 13. Jahrhundert der Platz mit Unholden in Verbindung gebracht wurde. Passeier mit seinen Seitentälern ist reich an Sagen. Wilde Fräulein, Salige, Faien (siehe Ign. Zingerle, Sagen aus Tirol[2], S. 43, 113, 267; Weber, Das Tal Passeier, S. 254 ff.), Wilde Männer (Zingerle, S. 105, 111) und Weiber (Zingerle, S. 110, 112), Norgen (Zingerle,

S. 209, 222; Heyl, Volkssagen, Bräuche und Meinungen aus Tirol, S. 494; Weber, S. 252 ff.) und Hexen (Zingerle, S. 409, 410, 414, 425, 430; Heyl, S. 532, 533, 543) spielen darin eine große Rolle. Ob die alte Sage von den Unholden auf oder bei dem nun anders benannten Gute *) noch fortlebt, darüber konnte ich keine Auskunft erhalten.

Ruhsteine — Dorfsteine — Gerichtssteine.

Von Franz Wilhelm, Pilsen.

(Mit 1 Textabbildung.)

Bei meinen Forschungen nach alten Steinkreuzen im nordwestlichen Böhmen und in den angrenzenden Gebieten**) stieß ich, namentlich in den Bezirken Kaaden, Komotau, Saaz, Brüx und Dux, ab und zu auch auf Steine, die tief in die Erde — bis an die Arme — eingesunkenen Kreuzen glichen, bei näherer Betrachtung sich aber gewissermaßen nur als die Oberteile von Kreuzen erwiesen, da ihnen Stamm und Fuß fehlten. Manche haben statt des gewöhnlichen (prismatischen) Sockels eine halbzylindrische Fußung, die der östlich gelegenen Bezirke (Brüx und Dux) sind meist nur einfach würfelförmig. Im allgemeinen zeigen sie, soweit sie mit der Kreuzesform übereinstimmen, größere Dimensionen als die meisten alten Steinkreuze. Auch sind sie nicht gar so stumm wie diese, die, wie wir wissen, außer einigen primitiven Zeichnungen (Kreuz, Schwert, Beil und Armbrust) weder eine Jahreszahl, noch sonst eine Inschrift tragen, sondern man findet auf den platt auf der Erde, zumeist an Gemeindegrenzen liegenden Steinen — die aber gleichwohl nicht als Grenzsteine zu dienen bestimmt sind, da man solche nicht selten in ihrer unmittelbaren Nähe trifft — sogar recht häufig Jahreszahlen, die gewöhnlich auf das Ende des 16. oder den Beginn des 17. Jahrhundertes weisen, dazu meistens auch noch einige, wie es scheint, zusammenhanglose Buchstaben eingegraben, deren Ursprünglichkeit allerdings nicht durchwegs verbürgt werden kann. Nur selten findet sich ein zusammenhängender Text als Inschrift. Man heißt sie hierzulande, das ist in den Bezirken südlich des Erzgebirges, »Ruhsteine«, oder in Verwechslung mit den alten Steinkreuzen auch manchmal »Schwedensteine«.

*) Die auf meine Anfrage von einem Ortskundigen geäußerte Vermutung, es sei der in Walten gelegene Hof Vermal, dessen Name 1357 in der Form Volmal = Valmal erscheine, mit dem Hofe datz Vnholden identisch, halte ich für unrichtig, denn es ist sehr unwahrscheinlich, daß dieselbe Örtlichkeit zuerst romanisch, dann durch Jahrhunderte deutsch und endlich wieder romanisch benannt worden sei; außerdem würde Valmal sicher nicht mit datz V., sondern mit Übeltal verdeutscht worden sein, wozu ich an den Hof za Vbelsteine (Meinhards Urb., XIII, 32) in der Gemeinde St. Leonhard und an die romanische Entsprechung (curia) Saxmel (Urk. 1292) in der Gegend von Latzfons (siehe Schneller, Beiträge, II, 92), ferner an den Übelsee ob Glaiten in Passeier (siehe Zingerle, Sagen, S. 153) und an das Übeltal mit dem Übeltalgletscher im Hintergrund von Ridnaun erinnere.

**) Siehe Zeitschr. f. österr. Volkskunde, V 97 und X (Festschrift) 220.

In der Literatur wird man sich vergeblich nach den Ruhsteinen umschauen. Nur in handschriftlichen alten Grenzbeschreibungen, Gemeindeordnungen oder sonstigen Berichten über lokale Ereignisse ist hie und da von einem solchen Steine, gewöhnlich in der Fassung »beim Ruhstein«, die Rede. Allem Anscheine nach ist über die »Ruhsteine« bisher weit weniger nachgedacht worden, als über die alten Steinkreuze. Einmal weil man sie als gleichbedeutend mit diesen betrachtete — sind ja doch auch die gleichartigen Sagen über sie verbreitet, wie über die eigentlichen alten »Kreuzsteine«, die wir als Sühndenkmäler für einen begangenen Totschlag erkannt haben, auch die häufig für beide gebrauchte Bezeichnung »Schwedenstein« bezeugt dies — zum anderen, weil man sich vielleicht auch mit der aus ihrer Benennung hervorgehenden Zweckerklärung zufrieden gab. Denn was soll ein Ruhstein anderes sein als ein Stein zum Ausruhen. Wer Marktbesucher, besonders Frauen, die schwerbepackten Körbe auf solchen Steinen absetzen sah und vielleicht auch noch den einen oder anderen müden Wanderer beobachtete, wie er hier ein Weilchen der Ruhe pflegte, der wird in einem solchen Steine — zugleich in Würdigung der an ihn sich knüpfenden Tradition, die die Veranlassung zu seiner Benennung gab — gewiß nichts anderes erblicken wollen als eine Bank zum Ausruhen.

Und doch dürfte auf sie weder die eine noch die andere Erklärungsform anzuwenden sein. Dem Verfasser dieser Zeilen ist es gelungen, einen solchen Stein mit einer zusammenhängenden Inschrift aufzufinden und diese zu entziffern. Der Stein liegt an der linksseitigen äußeren überhöhten Grabenwandböschung der von Komotau nach Reizenhain führenden Straße, knapp über Oberdorf, und trägt in lateinischer Majuskel nachstehende, die der Straße zugekehrte Seite des 115 *cm* breiten, 60 + 33 *cm* hohen und 36 *cm* dicken Steines (feiner Sandstein) vollständig bedeckende Inschrift:

> Dieser Dhseder had avf dem Comedaver Marc nach ergangenen gnaedigen Vrdell vnd Abhavnc der rechten lland seinen Lohn ebfangen. Dieser Stein ist zvm Gedechdnus tes Andre . . . . . an dieses Ord gsetz worden. Got verleie ihm die ewige Rvhe.

Auf der an einer steilen Böschung anstehenden Rückseite, die erst jüngst freigelegt worden ist, liest man in der gleichen, ebenfalls die ganze Fläche einnehmenden Schrift:

> »Anno 1645 den 22. October ist an dieser Stelle Andre . . Mahn von Merzdorf von seinen Vetter Baul Mahn mörderlicher Weise erschosen vnd in der Stad Komotau auf dem Gottesacer begrawen worden.«

Diese Inschrift — allerdings die einzige in solcher Ausführlichkeit, die uns überhaupt untergekommen ist — spricht deutlich. Insbesondere sagt sie uns, daß dieser Stein seiner ursprünglichen Bestimmung nach nichts zu tun hatte mit dem zeitweiligen Ausruhen vorübergehender müder Menschen, denn hier handelt es sich um die ewige Ruhe eines gewaltsam aus dem Leben geschiedenen Mannes, der nicht einmal an dieser Stelle begraben liegt.

Da nun dieser Stein genau dieselbe Form und Größe wie die meisten anderen in der hiesigen Gegend, besonders um Komotau herum befindlichen, als »Ruhsteine« angesprochenen Denkmäler



Fig. 63. Ruhstein bei Hagensdorf, Bezirk Komotau.

besitzt, so darf vielleicht angenommen werden, daß auch diese einem ähnlichen Zwecke zu dienen bestimmt gewesen sind, wie der Oberdorfer Stein, der nach seiner Inschrift — wenigstens in gewissem Sinne — als ein Sühnstein aufzufassen ist, wenn auch nicht in der Weise, wie die alten Steinkreuze es sind, die, wie schon oben angedeutet, in allerdings weit früherer Zeit zur Sühne für einen Totschlag nach vorausgegangenem Vergleiche mit den Angehörigen des Getöteten von dem Täter zu setzen waren.

Von anderen derartigen Steinen sei nur noch einer, und zwar jener bei Hagensdorf (Bezirk Komotau) angeführt, der zwar keinen zusammenhängenden Text als Inschrift trägt, immerhin aber etwas gesprächiger ist als die meisten seiner Geschlechtsgenossen. Die Inschrift lautet:

Ǝ·T·G·T·K·Z·G·S·G·T·M·L·I·V·S·D· XXVIII·JANVARY·1601.

Das kälteverdächtige Datum gab der allzeit geschäftigen Fama Veranlassung, weiter zu erzählen, daß hier ein Liebespaar den Tod durch Erfrieren gefunden hätte, ein Sagenmotiv, das in der hiesigen Gegend auch bei den mehrerwähnten alten Steinkreuzen öfter wiederkehrt. Auch diese, wenn — der Hauptsache nach — auch nur aus einzelnen Buchstaben bestehende Inschrift, die ganz gut die Bedeutung einer »Legende« haben könnte, sowie die mit den übrigen Steinen gleiche Gestalt widersprechen nicht der von uns oben über sie im allgemeinen ausgesprochenen Meinung, sie samt und sonders für Sühndenkmäler in dem näher bezeichneten Sinne zu nehmen. Wir wären somit über diese Steine für unsere Gegend und nach unserer bisherigen Kenntnis darüber so ziemlich im reinen gewesen, wenn wir nicht eben aus dem benachbarten Königreiche Sachsen über eine aller Wahrscheinlichkeit nach nicht bloß ähnliche, sondern gleiche Erscheinung — wenn auch unter anderem Namen — Nachricht erhielten, die uns zu weiteren Betrachtungen und Vergleichen nötigt.

In einem Artikel »Über alte Dorfsteine in Westsachsen« (von Dr. W. C. Pfau in der in Zwickau i. S. erscheinenden volkskundlichen Zeitschrift »Unserer Heimat«) finden wir nämlich Steine beschrieben, von denen wohl nur einige in Form und Größe unseren »Ruhsteinen« gleichen, da die meisten von ihnen, bei gleicher Höhe, zylindrisch zubehauen sind. Sie werden dort auch nicht Ruhsteine, sondern »Dorf-, Kehr-, Gemeinde- oder Bauernsteine« genannt. Ihr Betrachter, der von diesen für die Volkskunde und für Forschungen über Dorfverfassung sicher recht bemerkenswerten Altertümern auch für seine Gegend konstatiert, daß sie »bisher ziemlich wenig, fast gar nicht gewürdigt worden sind«, weist in überzeugender Weise nach, daß sie als Versammlungsort für die alten »Rügengerichte« dienten. Bei diesen kamen, wie uns auch aus anderweitigen Aufzeichnungen darüber bekannt ist, die Gerichtspersonen aus allen Dörfern eines Weichbildortes zu gewissen Zeiten zusammen, um die bei ihnen etwa vorgekommenen Ungesetzmäßigkeiten und andere wichtige Ereignisse vorzubringen, zu »rügen«. Sie betrafen insbesondere Weg- und Grenzstreitigkeiten, Wasserschäden (namentlich durch fremde Teiche verursacht), verlorene und gefundene Gegenstände, Diebstähle, Schlägereien u. s. w. In vielen deutschen Ländern wurden diese Gerichte mit besonderen Feierlichkeiten oder doch Förmlichkeiten abgehalten. Ein solcher Rügenort von weiter reichender Bedeutung war beispielsweise die von Heinrich dem Löwen in Braunschweig im Jahre 1166 aufgerichtete Säule mit dem Bronzelöwen, bei der von den herzoglichen Vögten nachweislich noch bis zum Jahre 1486 öffentliche Rügengerichte abgehalten wurden. Für einzelne Orte Westsachsens sind sie noch für weit spätere Zeiten, ja selbst noch bis in das vorige Jahrhundert hinein nachgewiesen.

Während für Orte von größerer Bedeutung, wie wir in dem Falle Braunschweig gesehen haben, das Hoheitszeichen, seinem Wirkungskreise gemäß, auch schon in seiner äußeren Ausstattung entsprechend vornehm gehalten war, genügte für kleinere, minder bedeutende Orte ein einfach zubehauener Stein als Sammelort zum Rügengerichte. Wie Dr. Pfau in dem obengenannten Aufsatze mitteilt, heißt es in der »Gemeindeordnung« des nach Rochlitz (bei Chemnitz) eingepfarrten Dorfes Köttwitzsch vom Jahre 1836 zunächst, daß vier »Kehrtage« des Jahres zu halten seien: zu Walpurgis, Johannis, Donnerstag vor Burkhard, Thomas. Der § 6 sagt: »Zu Johanni und Burkhard wird der Kehrtag bei dem Gemeindestein verwilliget,« und § 9 derselben Gemeindeordnung bestimmt: »Wenn der Kehrtag beginnt, muß jeder Nachbar, wenn der Heimbürge vom Rufen zurück nach Hause gekommen ist, nach Verlauf einer Viertelstunde in eigener Person in der Gemeindestube oder an dem Gemeindestein sein.«

Nach diesen deutlich sprechenden Bestimmungen hatten sich also die Mitglieder einer Gemeinde (in anderen Fällen die dazu bestimmten Personen aus mehreren Gemeinden) zu gewissen, näher bezeichneten Terminen bei einem, allen zum Erscheinen beim Rügengerichte Verpflichteten bekannten und darum nicht weiter beschriebenen Steine zu versammeln. Dies geht auch noch aus der im Jahre 1720 aufgerichteten »Gemeindeordnung« des Dorfes Fischheim (bei Chemnitz) hervor, die in Punkt 3 befiehlt: »Wenn der Heimbürge zusammenschreyet, soll ein jeder Nachbar, wenn er einheimisch (zu Hause!) und nicht etwa krank ist, alsobald beym Gemeinsteine erscheinen ... Welcher Nachbar nicht da ist, soll 3 Pfg. Buße geben.«

Von dem obenerwähnten Köttwitzscher Stein, der heute nicht mehr vorhanden ist, erzählen alte Dorfinsassen, daß er ein großer runder Stein war, auf dem die Namen der Bauern eingegraben standen. (Ob bloß mit ihren Anfangsbuchstaben oder ganz ausgeschrieben, wird nicht gesagt.) Er befand sich auf dem Gemeindelande, auf welchem jetzt eine Schenke errichtet worden ist. Der Stein hieß auch der »Bauernstein«. — Ein ähnlicher Stein liegt in Noßwitz. Derselbe ist jedoch an einer Seite abgeschnitten (also halbzylindrisch, gleich einem bei Malkau, Bezirk Komotau, liegenden Stein). Ein anderer kreisrunder »Bauernstein«, dessen Stelle vor dem Gute des Erbrichters in Mutzschroda (eine Stunde südwestlich von Rochlitz bei Chemnitz) war, wird als gerade so hoch beschrieben, »daß man die Beine bequem ausstrecken konnte, wenn man darauf saß«, und von einem weiter westlich (an der altenburgischen Grenze) liegenden »Gemeindesteine« wird berichtet, daß sich in ihm neben der Jahreszahl (1818) »Anfangsbuchstaben von Namen« eingehauen befinden.

Aus all diesen Nachrichten über die »Gemeindesteine« Westsachsens, die, wie wir gesehen haben, unzweifelhaft einem rechtstümlichen Zwecke (als Versammlungsort für die alten Rügengerichte) dienten, und deren Beschreibung, wie auch alles andere, das wir über sie wissen, namentlich auch ihre äußere Erscheinung, selbst in den Einzelheiten mit unseren »Ruhsteinen« übereinstimmen, darf man wohl schließen, daß auch diese dem gleichen Zwecke zu dienen bestimmt gewesen sind. Nicht unerwähnt soll auch noch bleiben, daß aus Jakob Grimms »Deutsche Rechtsaltertümer« zahlreiche Fälle von Rechtshandlungen vom frühesten Mittelalter bis in die Zeit der Abfassung jenes für die Volks- und Rechtsgeschichte monumentalen Werkes beigebracht werden könnten, die von Steinen aus, auf solchen oder in der Nähe derselben, sowie auch, daß Rechtshandlungen von unseren Vorfahren überhaupt gerne — in frühester Zeit in der Regel — unter freiem Himmel vollzogen wurden. Nicht ohne Belang für den Gegenstand darf vielleicht auch noch angeführt werden, daß sich in jener Gegend, aus der wir die Nachrichten über die »Gemeindesteine« besitzen, auch eine größere Zahl der bei uns in Gemeinschaft mit den »Ruhsteinen« vorkommenden alten Steinkreuze befindet, so daß auch aus dieser Übereinstimmung zweier benachbarter Gebiete in einer alten Gepflogenheit auf die Gleichheit des intendierten ursprünglichen Zweckes der hier betrachteten Erscheinung, der »Ruhsteine« mit den »Gemeindesteinen«, geschlossen werden darf.

Eine nicht unwesentliche Stütze erfährt diese Meinung auch noch durch einen weiteren beachtenswerten Umstand, der nicht nur in der Sache selbst, sondern auch schon seiner Benennung nach mit den »Ruhsteinen« im direktesten Zusammenhange zu stehen scheint.

Die k. k. Hofbibliothek in Wien bewahrt (unter Nummer 14.093, 10) eine Handschrift, die eine Rechtssammlung der Stadt Komotau aus dem 16. Jahrhunderte enthält. In dieser Handschrift, die Dr. Alfred Fischel in den »Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen«, XLIV, zum größten Teile veröffentlicht, befindet sich zunächst »Die peinliche Gerichtsordnung«, dann »Die Polizeiordnung«, weiter Rechtssatzungen unter dem Titel »Consuetudines« und schließlich einige »Dorfweistümer (Rechtsbelehrungen) von der Herrschaft Komotau«.

Diese letzteren sind es nun, die uns hier im besonderen interessieren. Einmal schon, weil sich aus der Zeit des 16 Jahrhundertes überhaupt nur wenige deutsche Dorfweistümer aus Böhmen erhalten haben, denn die Gutsherrschaften setzten, wie Dr. Fischel (nach Čelakovsky) an entsprechender Stelle anmerkt, im 17. Jahrhunderte behufs wirksamer Ausbeutung der Bauern alles daran, die Aufzeichnungen des Hofrechtes sowie die älteren Urbare (Grundbücher) zu vernichten und bestraften sogar diejenigen, welche sich auf die alten

Rechtsgewohnheiten und Satzungen beriefen und die Urkunden darüber nicht ablieferten. Zum andern, weil uns in diesen Aufschreibungen, welche Weistümer der Ortschaften Wisset, Gaischwitz und Trauschkowitz (sämtlich bei Komotau) enthalten, ein bemerkenswerter Hinweis auf den ursprünglichen Begriff »Ruhstein« gegeben wird, der vielleicht an sich schon geeignet ist, die hierzulande bisher angenommene Erklärung der ursprünglichen Bedeutung der Ruhsteine in den »verdienten« Ruhestand zu versetzen. Diese »Weistümer« werden in der Handschrift nämlich wiederholt als Rueh und Reoht bezeichnet, welche Benennungen der oben genannte Kommentator Dr. A. Fischel als eine mundartliche Abkürzung des für solche Rechtssatzungen unter anderem gebräuchlichen Wortes Rügung ansieht. Wir lesen da: »Rueh undt Reoht des Dorffs Wyset sambt zugehorigen Dörffern daselbst. — Es ruhe Euch alle, die ins Gericht zum Wyses gehoren: So ein Mann stirbet u. s. w.« — Ferner: »Ruhe und Rechte des Dorffs Kaschwitz (Gaischwitz) bey Sonnenberg.« — »Des Dorffs Drauschkowitz Rueh und Recht etliche Artikel, 1. Artikel: Wir haben in unser Rueh und haben vor Recht zum Drauschkowitz, daß ein iczlicher Nachtbar in unnser Gemein seiner wolgewonnen Gutter mächtig ist, die weil er u. s. w.«

Die oben angeführte Deutung, Rueh als eine mundartliche Abkürzung für Rügung (Rüge) zu nehmen, erhält dadurch eine bemerkenswerte Stütze, daß auch Luther in Umstellung der Begriffsworte für Ruhe (Rast) die ostmitteldeutsche Form Ruge gebraucht, deren Erklärung den Sprachforschern allerdings Schwierigkeiten bereitet — vergl. Kluge: Etymologisches Wörterbuch unter »Ruhe« — während doch die Herleitung unseres neuhochdeutschen »rügen« vom mittelhochdeutschen »rüegen« (anklagen, beschuldigen, tadeln, vor Gericht bringen) und dieses vom althochdeutschen ruogen (mit der gleichen Bedeutung), wozu auch das neuhochdeutsche Rüge, mittelhochdeutsch rüege, gehört, als feststehend zu betrachten ist.

Wie auch noch andere, ihrem Sinne nach mißverstandene Benennungen bei dergleichen Dingen, die dem Empfinden des Volkes nahestehen, Platz greifen können und wie überhaupt die meisten Sagen gewöhnlich einem Mißverständnis ihre Entstehung verdanken, beweist neben vielen anderen Beispielen auch die zum vorliegenden Gegenstande gehörige Tatsache, daß ein zwischen Saaz und Brüx (bei dem Dorfe Münitz) befindlicher derartiger Stein — in Anlehnung an gewisse volksetymologische Gesetze — »Ruthstein« genannt wird, weil sich auf ihm eine (erst in neuerer Zeit) mit einer dauerhaften roten Farbe angebrachte, deutlich zu erkennende und leicht zu lesende Aufschrift befindet und rot, in die dort heimische Mundart übersetzt, ruth lautet, während die auf dem Steine eingehauene Inschrift »GeorG HEINRICH NEKER VON MVNIZ DEN 6. IANVARI ANNO 1585« nicht sogleich von jedermann entziffert werden kann

und das gleichfalls Kälte verbreitende Datum auch nicht gut zu der über den Stein im Umlauf befindlichen Sage stimmt, hier wäre ein Mann vom Blitz erschlagen worden.

Wenn wir auch hiernach eine vollkommen befriedigende Erklärung für die einstige Bestimmung oder Errichtungsursache der »Ruhsteine« für den einzelnen Fall anzugeben nicht in der Lage sind, so dürfte aus den vorstehenden Auseinandersetzungen, namentlich in Würdigung des über die gleiche Erscheinung in Westsachsen Vorgebrachten, doch schon jetzt erhellen, daß diese Steine mit dem ihnen heute unterlegten Begriff des Ausruhens ursprünglich nichts zu tun hatten, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach einem rechtstümlichen, vielleicht (zugleich) auch einem religiösen Zweck zu dienen bestimmt gewesen sind, wie dies für den einen speziellen Fall des Oberdorfer Steines nach der auf ihm befindlichen Inschrift als erwiesen anzusehen ist Dabei erscheint es auch nicht ausgeschlossen, daß ein solcher Stein zuerst dem einen und nachher auch noch einem anderen Zweck gedient hat, wobei die Reihenfolge der sich ablösenden Bestimmungen keineswegs als gegeben oder feststehend betrachtet werden muß.

Daß die »Ruhsteine« vielleicht auch eine Beziehung zu den über einen großen Teil Norddeutschlands verbreiteten Ruland-(Roland-) Säulen haben könnten, deren berühmtester Vertreter bekanntlich vor dem Bremer Rathause und eine Nachbildung davon im Hofe des Germanischen Museums zu Nürnberg steht, wagen wir heute noch nicht laut auszusprechen, wenn wir nach dem oben kennen gelernten Zusammenhange von »Rueh und Recht« auch einige Berechtigung zu stärkerer Betonung dieser Vermutung im allgemeinen zu haben glauben dürfen und im besonderen auch noch die Benennung einer nahe bei Komotau, also in der ureigensten Heimat der Ruhsteine, gelegenen Flur Ruhland nachgerade dazu auffordert. Und da die Rolands-Säulen, trotzdem schon eine Reihe ausführlicher Untersuchungen über sie vorliegt, doch noch immer des »mächtigen Scheinwerfers« harren, der die darüber lagernden und noch lange nicht vollständig gelichteten Nebel schärfer durchleuchten soll, und uns die bisher über jene gegebenen Erklärungen, namentlich auch die in letzter Zeit wieder aufgetauchte Popanztheorie, nicht recht befriedigen wollen, so mag es wohl erlaubt sein, zwei so »dunkle Gestalten« behufs gegenseitigen näheren Bekanntwerdens zusammenzuführen, nachdem wir gefunden haben, daß einige verwandte Züge denn doch diesen beiden einander bisher als vollständig fremd gegenüber gestandenen Geschlechtsgenossen gemeinsam sind. Es gilt dies vornehmlich von der Deutung, welche die Rolands-Säulen als Symbole städtischer Freiheit, im besonderen als Zeichen des Blutbannes, also des Rechtes der höchsten (»peinlichen«) Gerichtsbarkeit über »Hals und Hand«, aufgefaßt sehen will. Der Komotauer »Galgenberg« liegt vielleicht nicht nur »zufällig« in der Nähe der Rulandflur.

Inwieweit und ob die Benennung des von der schwarzen Elster (im preußischen Regierungsbezirk Liegnitz) gelegenen Städtchens Ruhland zu unseren vorstehenden Betrachtungen in Beziehung steht, oder ob diese Bezeichnung nicht etwa bloß auf ein vorhandenes Roth-(Ruth-)Land zurückzuführen ist, vermögen wir nicht zu entscheiden, wenn uns auch bekannt ist, daß in der dortigen Gegend jene alten Steinkreuze (Mord- oder Sühnsteine) vertreten sind, die man bei uns, wie schon erwähnt, auch manchmal mit dem Namen Ruhsteine belegt. Daß aber einer der letzteren aller Wahrscheinlichkeit nach die Veranlassung zur Benennung der im Böhmerwalde (Bezirk Bischofteinitz, Gerichtsbezirk Hostau) gelegenen Ortschaft Ruhstein (Gemeinde Eisendorf) gab, wo jene alten Denkmäler gleichfalls noch mehrfach vertreten sind, dürfte nicht in Abrede zu stellen sein.

Ob die Ruh-, Gemeinde- oder Bauernsteine auch anderwärts, außer in den genannten Gebieten des westlichen Sachsens und des nordwestlichen Böhmens, sich finden, entzieht sich einstweilen unserer Kenntnis; anzunehmen ist es aber, daß sie, der einstigen Verbreitung der Rügengerichte — über ganz Deutschland — entsprechend, auch in allen Teilen des Reiches zu finden — gewesen sein werden, denn zweifellos haben schon viele ihren Untergang gefunden, ohne daß auch nur eine Erinnerung an sie erhalten geblieben ist.*)

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die im nordwestlichen Böhmen noch vorhandenen derartigen Steine ihre heutige Anwesenheit zum größten Teile nur der ihnen von vornherein gegebenen, durch den Menschheitserlöser geheiligten Kreuzesgestalt, die sie ja im allgemeinen zeigen, verdanken, die ihnen auch, nachdem sie »außer Dienst« gestellt waren, noch Beachtung und Würdigung und nicht zuletzt auch Schonung und Bewahrung vor Vernichtung sicherten, obwohl gewiß auch von diesen, gleich jenen im Königreiche Sachsen, schon manche ganz beseitigt oder eine anderweitige Verwendung gefunden haben werden, weil sie dem einen auf der Wiese, dem anderen am Wege, dem dritten beim Hausbau hinderlich waren und diesem oder einem vierten einen guten Grund-, Eck-, Pflaster- oder Brückenstein abgaben.

Immerhin aber dürfte es noch viele derartige Steine geben, denen man bisher nur keine Beachtung geschenkt hat, die aber wohl ebenfalls nach und nach eine »anderweitige« Verwendung finden werden, wenn nicht rechtzeitig auf ihre kulturgeschichtliche Bedeutung hingewiesen und ihrem sicheren Untergange entgegengearbeitet wird.

Bei dieser Gelegenheit fällt uns ein, was vor einigen Jahren von kompetenter Stelle im (sächsischen) Vogtlande über eines der mehrerwähnten alten Steinkreuze verfügt worden ist, das man, als es

*) Mitteilungen darüber sind erwünscht.

sich, weil an einem Abhang (bei Posseck) stehend, immer wieder zur Seite neigte, um einige Schritte versetzen wollte, wogegen aber die zuständige (sächsische) Kreisbehörde mit der Begründung Einsprache erhob, daß es geraten erscheine, die Kreuzsteine an ihrem dermaligen Standorte zu belassen, bis die Forschung über ihren einstigen Zweck beendet sei.*) Zerstört ist ja bald, was sich oft gar nicht wieder aufbauen läßt und das darum für die Wissenschaft unwiederbringlich verloren geht. Leider scheint es auch auf unsere Zeit noch immer zu passen, was Jakob Grimm vor mehr als dreiviertel Jahrhunderten (in der Vorrede zu seinen »Deutschen Rechtsaltertümern«) erklärt, daß »der Sinn für volkstümliche Überlieferungen erst dann zu erwachen beginnt, wenn sie eben mit völligem Untergange bedroht sind«. Und doch bedarf es insbesondere auf dem Gebiete der Völker- und Volkskunde noch vieler und sehr viel vollständigerer Sammlungen und Zusammenstellungen, ehe mit einiger Sicherheit bestimmtere Schlüsse auf die frühesten Erscheinungen und Zustände der Menschen gemacht werden können, die der Forschung erreichbar sind. Die Erkenntnis dessen ist in der jüngsten Zeit glücklicherweise bei allen Kulturvölkern erwacht und hat, wie ein verdienter Forscher schon vor mehreren Jahren hervorhob, über ganz Europa hin zur Gründung von Gesellschaften und Vereinen für Volkskunde geführt, in denen Gelehrte und Nichtgelehrte sich vereinigen, um die volkstümlichen Überlieferungen ihres Heimatlandes zu sammeln, das Gesammelte aber zu erforschen und die oft so merkwürdigen Beziehungen aufzudecken, welche auf diesem Gebiete Heimat und Ferne, Vorzeit und Gegenwart verknüpfen.

Für unseren vorliegenden Fall bleibt neben der Führung eines unanfechtbaren Nachweises für die sichere Identität der »Ruhsteine« des nordwestlichen Böhmens mit den »Gemeindesteinen« Westsachsens im besonderen auch noch die Lösung der Frage übrig, ob den Gemeinde-(Ruh-)Steinen nicht auch die gleiche oder doch eine ähnliche Bedeutung wie den ehemaligen »Dingstühlen« zukommt, bei welchen vordem im allgemeinen dieselben Rechtsfälle zur Verhandlung kamen wie bei den Rügengerichten. Und da die »Dingstätten« in den ältesten Zeiten zumeist an ehemaligen Opferplätzen — natürlich unter freiem Himmel — sich befanden, so dürfte man im Verlaufe weiterer Untersuchungen in zurückschauender Richtung möglicherweise nicht bloß

*) Eine ähnliche Bestimmung hat übrigens, wie wir hier gerne konstatieren wollen jüngst (März 1906) auch die k. k. Bezirkshauptmannschaft in Hietzing mit ihrem Erlasse gegen das unbefugte Graben nach archäologischen Gegenständen getroffen, indem sie verfügte, „daß die Fundstelle, wenn irgendwie tunlich, einige Zeit unverändert belassen werden soll, um die wissenschaftliche Untersuchung zu ermöglichen". — Im Oktober 1905 erging auch ein Erlaß der k. k. niederösterreichischen Statthalterei an die Vorstände aller k. k. Bezirkshauptmannschaften in Niederösterreich betreffend den Schutz von Archivbeständen.

auf einen verwandtschaftlichen Zusammenhang der eben betrachteten Gemeindesteine mit den bis zur Stunde gleichfalls noch recht rätselhaften »Opfersteinen« schließen dürfen, sondern in herwärts sich bewegender Linie — die alten Steinkreuze und Roland-Säulen streifend — vielleicht auch noch als natürlichen Entwicklungsgang eine verbindende Brücke zu den Marterln und anderen Votivsteinen oder Erinnerungsdenkmälern bauen können.

Vor allem aber erscheint es, wie bei allen dergleichen noch näher zu erforschenden Dingen, geboten, die noch vorhandenen Steine aufzufinden und nach ihren Fundorten, Aussehen u. s. w. mit Skizzen oder Photographien) und Maßen an eine Zentralstelle bekanntzugeben, alle hierüber wie auch über heute nicht mehr vorhandene, in der Volkserinnerung — sei es auch nur in der Sage — noch weiter lebenden Steine zu erlangende Nachrichten (auch Sagen), insbesondere aber urkundliche Spuren darüber zu sammeln; denn erst, wenn eine größere Zahl solcher Steine aufgefunden und — womöglich mit Abbildungen — beschrieben ist, kann zur weiteren Erforschung der Herkunft und Bedeutung derselben und namentlich auch zu dem vor allem nötigen Vergleich mit anderwärts vorkommenden derartigen Erscheinungen in zweckdienlicher und erfolgversprechender Weise geschritten werden — ganz so, wie wir es seinerzeit mit den alten Steinkreuzen hielten, deren Ursprung und Bedeutung in den letzten Jahren auf diesem Wege klargelegt worden ist. Ist dann einmal das Interesse an dem Gegenstand geweckt, dann wird die Angelegenheit unter Beihilfe arbeitsfreudiger Sammler und sachkundiger Führer schon ihren Fortgang nehmen und zu einem gedeihlichen Ende führen.

Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten im Gottscheer Volksmunde.

Von Wilhelm Tschinkel, Morobitz.

Die Sprichwörter bieten uns die Lebensweisheit und Lebensklugheit eines Volkes. Alle seine Erfahrungen auf den verschiedenen Gebieten der Arbeit und des Lebens, seine Ansichten über Sitte und Recht, seine Menschenkenntnis und seine Vertrautheit mit der Natur legt der gemeine Mann im Sprichworte nieder, das er als Erbe seinen Kindern hinterläßt, die es wieder mit den Nachbarn teilen, bis so ein kleiner unansehnlicher Spruch, der zunächst nur im Munde eines einzigen lebte, Eigentum einer ganzen Gegend, eines ganzen Volkes wird.

So entsteht im Laufe der Jahrhunderte ein reicher Schatz an Sprichwörtern, die die Schule und der Mund des Volkes sind und die Weisheit auf der Gasse. Immer treten sie in einem schlichten Gewande auf, sie verschmähen äußeren Schmuck, dafür zeichnen sie

sich aber durch treffende Kürze und schlagenden Witz aus. Jeder Stand, alles Tun und Lassen wird witzig und spitzig bekrittelt und mit größter Offenheit beurteilt. Sie wohnen deshalb gern bei Verständigen. Torheiten und Laster bekämpfen sie mit rücksichtsloser Schärfe und mit beißendem Spott. Meist zeigt es sich streng und ernst belehrend, doch oft gebärdet es sich auch etwas naseweis und vorlaut. Bei Streit und Hader wird es nicht selten als letzter Trumpf ausgespielt.

Den Sprichwörtern verwandt sind die sprichwörtlichen Redensarten, gleichsam die Keime derselben. Oft sind sie schwer voneinander zu unterscheiden.

Es ist naturgemäß, daß der Größe eines Volkes, seiner Geschichte und seiner geistigen Begabung im allgemeinen auch der Schatz an Sprichwörtern entspricht. Demnach ist bei dem kleinen Gottscheer Völklein, das seit manchen Jahrhunderten, zwischen fremden Völkern eingeklemmt, ganz durch eigene Kraft sich erhalten hat, nicht zu erwarten, daß es sich mit seinem Sprichwörterschatze mit großen Nationen messen könne. Und doch ist die Zahl der Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten überraschend groß. Es ist mir auf einem kleinen Gebiete und in kurzer Zeit gelungen, eine stattliche Anzahl zu sammeln; sicher harren noch viele des Finders.

Im folgenden sei der größte Teil meiner Beute den Freunden alten Volkstumes mitgeteilt. Man wird darunter alten Bekannten begegnen (haben doch die Gottscheer manches mit ins Land gebracht!), aber das meiste ist bodenständig oder tritt uns wenigstens in eigenartigem Gewande entgegen. Daß nicht jeder Spruch salonfähig ist, versteht sich von selbst. In Gottes freier Natur wachsen keine Treibhauspflanzen.

I. Sprichwörter.*)

1. Bn dr hünt vrissət, müß sr kül.
(Wo der Hund frißt, muß er bellen.)

2. Biə dr nərbailar, shó s biarkzaig.
(Wie der Arbeiter, so das Werkzeug.)

3. Gait gótt 's hashle, gait ar â 's grashle.
(Gibt Gott 's Häslein, gibt er auch 's Gräslein.)

4. Benn dr pstlar af's rósch kimmət, raitət sr pohent.
(Wenn der Bettler aufs Roß kommt, reitet er schnell.)

5. Von nuənint ischt güət schiaßn, von haitn ischt güət lügn.
(Von der Nähe ist gut schießen, von der Ferne ist gut lügen.)

6. Bill gótt a norrə huhn, shó mochət ar an autn monn z' a hipparə.
(Will Gott einen Narren haben, so macht er einen alten Mann zum Witwer.)

7. 's vuartt traibət's hontbarch.
(Der Vorteil treibt das Handwerk.)

*) Zu den hier verwendeten Lautzeichen sei folgendes bemerkt:
ə (verkehrtes e) ist ein verkümmertes e.
sh = stimmhaftes sch (ž).
v = w.
ó bezeichnet einen zwischen ö und o liegenden, ü einen zwischen ü und u liegenden Laut.
^ ist Zeichen der Länge. Es ist nur in wichtigeren Fällen gesetzt.

8. Buəs mi et prennət, prach i et zə pluəshn.
(Was mich nicht brennt, brauch ich nicht zu blasen.)

9. Benn's et rägnt, shó trepflt's.
(Wenn's nicht regnet, so tröpflt's doch.)

10. Bu shi dr eshl belgət, plaibət hnər.
(Wo sich der Esel wälzt, bleibt Haar.)

11. Benn mon von pârə redət, kimmət ar.
(Wenn man vom Bären spricht, kommt er.)

12. Vr də túmmhait ischt kuain kraitle gəhokschn.
(Für die Dummheit ist kein Kräutlein gewachsen.)

13. Benn də kûə hin ischt, shai 's kənhle a nóch.
(Wenn die Kuh hin ist, sei 's Kalb auch noch.)

14. Benn dr vúksch də hennə hot gəhól hól ar də hiənləin a nóch.
(Wenn der Fuchs die Henne geholt hat, hol er die Hühnlein auch noch.)

15. Biar giərn galt, dər vrûgət et.
(Wer gern gibt, der fragt nicht.)

16. Uain ûngərəchtr kraizar vrissət nainûndnainzig gərachtə.
(Ein ungerechter Kreuzer frißt neunundneunzig gerechte.)

17. Biar vil redət, lûgnt vil.
(Wer viel spricht, lügt viel.)

18. Dr mûətr uətn schmeckət pessar hiə Luaibochar də prnətn.
(Der Mutter Atem schmeckt besser als Laibacher Braten.)

19. Shbeschtrsch də pfusita kriəgnt shi af'n zaûnə.
(Der Schwestern Hemden zanken sich auf dem Zaune. — Unverträglichkeit der Schwestern.)

20. Autr mischt ûnd autə diərnə hant nisch nûtz pai haûshə.
(Alter Mist und alte Mägde taugen nicht beim Hause.)

21. Jedr pattlar lóhət shain schtob.
(Jeder Bettler lobt seinen Stab.)

22. Benn mon pruat zə mûəshə issət, benn shai milich mochnt, benn da mil af'n hosər ûprinnət, lochət gótt dr hiar.
(Wenn man Brot zum Mus ißt, wenn sie Milch abschmalzen, wenn die Mühle auf dem Wasser abbrennt, lacht Gott der Herr.)

23. Ollai gâhəit tət kuain gûət.
(Alle „Jähheit" tut kein gut)

24. Biar shmirbət, dər vuərət.
(Wer schmiert, der fährt.)

25. Benn dr shmid a zongə hot, prennət ar shi et.
(Wenn der Schmied eine Zange hat, brennt er sich nicht.

26. Pessar a ləúsch pai kraútə hiə guər nisch.
(Besser eine Laus beim Kraut als gar nichts. — Zum Beispiel: Besser ein magerer Ausgleich als gar nichts.)

27. Dar húngrigə redət von pruatə.
(Der Hungrige redet vom Brote.)

28. Dər shottə hnəß et, biə's dən húngrigən giat.
(Der Satte weiß nicht, wie es dem Hungrigen geht.)

29. Zhian bêrtə schtuainə mûlənt et.
(Zwei harte Steine mahlen nicht.)

30. Də gəschpettə vollət giarn in pûəshn.
(Das Gespött fällt gern in den Busen = es fällt gern auf den Spötter zurück.)

31. Dr négl drnanət amiərscht hintrshin.
(Der Finger [„Nagel"] droht zuerst nach rückwärts. — Wer andern eine Grube gräbt, fällt oft selbst hinein.)

32. A gûətsi shaú vinnət a hnərm dreck.
(Eine gute Sau findet einen warmen Dr . . .)

33. 's nai ischt gəschaitar hiə da henna.
(Das Ei ist gescheiter als die Henne.)

34. Bu dar znichtə et konn gərnaichn, schickət ar a pôtə.
(Wo der Teufel [„zu nichte"] nicht hinreichen kann, dorthin schickt er einen Boten.)

35. A gəschaitr vollət tiəf.
(Ein Gescheiter fällt tief)

36. Benn's in eshl zə gûət giat, giat ar af's aisch tonzn.
(Wenn's dem Esel zu gut geht, geht er aufs Eis tanzen.)

37. A hintschigəi offe triəhət a gruaßai lockə.
(Ein kleiner Frosch trübt eine große Lache.)

38. Dr shhaigar hrt et gəkluait.
(Der Schweiger wird nicht geklagt.)

39. Ar 'scht shó tùmm, aß ar hiarət 's grosch hokschn — in zsùn pfaifn.
(Er ist so dumm, daß er hört das Gras wachsen — den Zaun pfeifen.)

40. Pai dr nocht ischt jedai kùə shhnərz.
(Bei der Nacht ist jede Kuh schwarz.)

41. Dar tùmmischtə peùər hot də griaßischtn iarəpflə.
(Der dümmste Bauer hat die größten Erdäpfel. — Der Dumme hat das Glück.)

42. Boəs vrûgət dar plintə ùms âgə.
(Was fragt der Blinde ums Auge.)

43. Atin'tr main hùətə pin i hiar.
(Unter meinem Hute bin ich Herr. — Über das Meine kann ich nach Gutdünken verfügen.)

44. Dr schenkar hot shi zə shùmmitn af'n aishə drshlugn.
(Der Schenker hat sich zu Johanni [„Sonnwitten"] auf dem Eise erschlagen.

45. Dos ischt a shlechtr pattlar, hû ər et uain haùsch mug maidn.
(Das ist ein schlechter Bettler, der nicht ein Haus meiden kann.)

46. Mit dâmon is et gùət kâtschn zə drshlugn.
(Mit dem ist es nicht gut Schlangen zu erschlagen = mit dem ist nicht gut Kirschen essen.)

47. Mit dâmon is et gùət pirn zə pruətn.
(Mit dem ist es nicht gut Birnen zu braten.)

48. Gùətmon ischt kuatmon.
(Gutmann ist Kotmann. — Die Güte wird mit Schimpf und Spott bezahlt.)

49. Də krùckə vinnət in schtîl.
(Die Krücke findet ihren Stiel.)

50. Benn də kotzə pain schpackə ischt, ottr vrissət shi.
(Wenn die Katze beim Speck ist, dann frißt sie.)

51. Hintn noch giant də krùmpn rósch ùnd də gùətn râtr.
(Hinterher gehen die krummen Rosse und die guten Räte.)

52. Bu dr vêgl aùsvliahət, vliəhət ər giarn hin.
(Wo der Vogel ausfliegt, dort fliegt er gern hin.)

53. A pəsóffaiton haihət mon mit a vùədr haiə aùs.
(Einem Besoffenen geht man mit einer Fuhr Heu aus dem Wege.)

54. Ar't dr kotzn tótə gəshnait.
(Er hat der Katze Patin gesagt — heißt es von einem Trunkenen, der seiner Sinne nicht mehr mächtig ist.)

55. Mon prâch et 's trêgle nənzəschâgn, lai's vackle.
(Man braucht nicht das Tröglein anzuschauen, nur das Schwein, um die Wartung zu beurteilen.)

56. Longschom gia, pəhent kimm.
(Langsam geh', schnell komm' = Eile mit Weile.)

57. Ar mochət's maùl haitar aùf, hiə mon's nuat ischt.
(Er macht den Mund weiter auf als es notwendig ist.)

58. Plùət ischt et bossr.
(Blut ist nicht Wasser.)

59. Biə gəlihn, shó gəkiarət.
(Wie geliehen, so zurückgegeben = Wie du mir, so ich dir.)

60. 's hêvnle schpóttət 's kessəle.
(Der Topf spottet den Kessel.)

61. A naiər pâshn kêrət gùət.
Ein neuer Besen kehrt gut.)

62. A tùmmr moərn, a gəschaitr tog.
(Ein dummer Morgen, ein gescheiter Tag.)

63. Dar tùmmə 't 's glickə.
(Der Dumme hat das Glück.)

64. Brnt shai gaign, bəhr tonzn.
(Werden sie geigen, werden wir tanzen.)

65. Pessar a hùntə a puain, hiə a schtnain.
(Besser dem Hunde einen Knochen als einen Stein.)

66. Benn's shackle vóll ischt, hâshlt's pantle ûh.
(Wenn der Sack voll ist, rutscht das Bändchen ab.)

67. Dr leffl trûgət et zən nern.
(Der Löffel trägt nicht zu den Ohren, — jeder Löffel ist gut, jeder führt zum Munde.)

68. A jedr hag hot an ondrai schtruəßə.
(Ein jeder Weg hat eine andere Straße.)

69. Biar kuain iarə, hot kuain schontə.
(Wer keine Ehre hat, hat keine Schande.)

70. Noch'n schaúar is zə schpnətə zə laitn.
(Nach dem Hagel ist es zu spät zu läuten.)

71. Benn uein də kâtschə paißət, müß mon ir köpf aúflegn.
(Wenn einen die Schlange gebissen hat, muß man ihren Kopf auflegen; z. B. wenn man abends zu viel getrunken hat, muß man nächsten Tag den Katzenjammer wieder durch Wein vertreiben.)

72. 's biarn sbûgn 'scht et vr də biarrn zə trûgn.
(Das Hörensagen ist nicht vor die Herren [Beamten] zu bringen. — Aufs bloße Hörensagen darf man nicht zum Gericht laufen.)

73. A schtnein, dar vil vêrtə brt ibrtrûgn, trûgət et miəsch.
(Ein Stein, der oft übertragen wird, trägt nicht Moos.)

74. Shanbn is et a hag güət in dr hell.
(Allein ist es nicht einmal in der Hölle gut.)

75. Buəs dai gruaßə klöggə nimmət, pringət dai gruaßə bâß.
(Was die große Glocke nimmt, bringt die große Baßgeige. — Sterben — heiraten.)

76. Dan uərm a kint, den raichn ə rint.
(Den Armen ein Kind, den Reichen ein Rind.)

77. 's ischt mir nisch ûm's galt, 's vrassənt's et a hag də biəndr.
(Es ist mir nichts um's Geld, es fressen 's nicht einmal die Hühner.)

II. Vergleiche.

1. Dú roschtəscht, biə benn dû ûhar harscht gəvoll von a karschponə.
(Du rastest, wie wenn Du von einem Kirschbaume herabgefallen wärest.)

2. Dû buərtəscht du, biə dr kân af's bosər.
(Du wartest hier, wie der „kân" [Falkenart] aufs Wasser. — Nach der Meinung der Leute soll der „kân" seinen Durst nur mit Regenwasser stillen.)

3. Ar buartət biə a haftlmochar.
(Er wartet wie ein Haftelmacher.)

4. Dr puartə bokschət mon biə dan uərmon də gârschtə.
(Der Bart wächst ihm, wie dem Armen die Gerste — recht schütter.)

5. Ar zittrt biə af a schpissə.
(Er zittert wie auf einem Spieße.)

6. Ar 't's atinnə biə dr pöck's insblint.
(Er hat's drinnen wie der Bock 's Unschlitt, heißt es von einem verschlossenen, hinterhältigen Menschen.)

7. Ar schəgət biə də kúə pain naiən tuarə.
(Er schaut wie die Kuh beim neuen Tor.)

8. Ar bnaß shó vil bie a kúə von ə möschkaitnúßn.
(Er weiß so viel wie eine Kuh von einer Muskatnuß.)

9. Ar giat biə al 'n naiər.
(Er geht wie auf Eiern.)

10. Ar məß laidn biə dar koltə schtnain.
(Er muß leiden wie der kalte Stein.)

11. Ar sbbitzət biə a sbmolzpettlər — biə ə lâbrbúrscht.
(Er schwitzt wie ein Schmalzbettler — wie eine Leberwurst.)

12. Ar trûgət 's úmmə biə də kotzə de júngn.
(Er trägt es herum wie die Katze die Jungen.)

13. Ar ischt shanbrscht biə dr schtöck in boldə.
(Er ist selbst wie der Stock im Walde, das heißt, er ist von aller Welt verlassen.)

14. Uərm biə a kirchmaúsch.
(Arm wie eine Kirchmaus.)

15. Ar pâßət aûf biə a haftlmochar.
(Er paßt auf wie ein Haftelmacher.)

16. Ar giat bie dr Andr in trâmə.
(Er geht wie der Andreas im Traume.)

17. Ar schtinkət biə an engltaschə, — praitəle.
(Er stinkt wie ein Iltis — Wiesel.)

18. Ar shlufət biə a raischtə.
(Er schläft wie ein Flachsbündel, das längere Zeit auf dem Rasen liegt, damit es teilweise in Fäulnis übergehe.)

19. Ar giat biə də remme mit 'n nəsch.
(Er geht wie die Raben mit dem Aas.)

20. Vôll bis an âgə.
(Voll wie ein Auge.)

21. Ar hubət shi biə a tankischəi pankə.
(Er hält sich wie ein umgedrehter Schuh.)

22. Ar ailət biə də guaiß af 'n kirtɛg.
(Er eilt wie die Geiß auf den Kirchtag.)

23. Shi giat biə de guaiß ahin an a prâdə.
(Sie geht wie eine Geiß auf einem Brette.)

24. Ar lochət, biə henn ar an olt's hûəvaisbn hiət vûnn.
(Er lacht, wie wenn er ein altes Hufeisen gefunden hätte.)

25. Ar hubət shi bie a tûdlshock — pûlvrhnarn — biə henn ar hammr, pach hiət vrassn — biə henn ar praitigon bâr — bie henn ar af də geschtə bâr kâm — biə dr hnəoə in mâlgêrzlain.
(Er hält sich, wie ein Dudelsack — Pulverhorn — wie wenn er Eisenfeilspäne, Pech hätt' gefressen — wie wenn er Bräutigam wäre — wie wenn er zum Gastmahl gekommen wäre — wie der Hahn im Mehlgefäße.)

26. Ar giət biə dr huənə ahin an a mâlgêrzlain.
(Er geht wie der Hahn auf einem Mehlgefäße.)

27. Ar luainət shi aûf biə dr pôck af dr schtaûdn.
(Er richtet sich empor wie der Bock auf der Staude.)

28. Ar vnaimêl biə a piar.
(Er schäumt wie ein Eber.)

29. Ar ischt laûnig biə a vrisching.
(Er ist faul wie ein Schaf [Frischling].)

30. Ar shûnnaint biə a vrisching.
(Er sonnt sich wie ein Schaf.)

31. Shi ischt noss biə a pfuərmarin — vlâdrmaûsch — ûəsch.
(Sie ist naß wie eine Farnkrautschnitterin — Fledermaus — Aas.)

32. Shi lackət shi, biə henn shi hênig biət vrassn.
(Sie leckt sich, wie wenn sie Honig gefressen hätte.)

33. Ar ischt vnaist, biə benn ən də paiən hiətn zəspickn.
(Er ist fett, wie wenn ihn die Bienen zerstochen hätten.)

34. Ar't a kôpf biə a muənə — schtiər.
(Er hat einen Kopf wie der Mund [fett] — Stier [er begreift schwer].)

35. Ar 'scht nəngəplnəshn biə an offə.
(Er ist aufgeblasen wie ein Frosch.)

36. Ar 'scht a shó draúf, biə dr vrisching af's sholz.
(Er ist so darauf versessen, wie das Schaf aufs Salz.)

37. Keck biə a bonzə.
(Keck wie eine Wanze.)

38. Shai richtnt shi biə zr kónə.
(Sie richten sich wie zur Trauung.)

39. Ar redət biə a zərissndr dóchlər.
(Er redet wie ein zerrissener Advokat.)

40. Dos ischt imon shó vîl biə a tiarischton gûət muarn.
(Das ist ihm so viel, wie einem Tauben der Gruß: guten Morgen.)

41. 's schtiat mnn nən, biə a huən 's kümmait.
(Es paßt ihm wie einem Hahn das Kummet.)

42. Ar hongət biə dr hûnt an a bidə.
(Er hängt wie der Hund an einem [Strange] Flechtreis.)

43. Ar hougət bie dar lûtrischə glâbn.
(Er hängt wie der lutherische Glaube.)

44. Ar vrissət 's hnart, bie dr hûot 's kuasloch.
(Er frißt das Wort, wie der Hund das Gekotzte, das heißt, er nimmt sein Wort zurück.)

45. 's ischt a diərn biə a shaû ûm a gróschn.
(Es ist ein Mädchen wie eine Sau um einen Groschen.)

46. Ar 't a prûscht bia an ôksche — iâhezkâvr.
(Er hat eine Brust wie ein Ochs — Maikäfer.)

47. Dû 'scht a zûnga bia e milklachl.
(Du hast eine Zunge wie ein Mühlschwengel.)

48. 's giat bia e hûsbngajogd.
(Es geht wie auf einer Hasenjagd, z. B. wenn vor einem Regen alles fleißig arbeitet.)

49. Ar giat hia a jogdhûnt.
(Er geht wie ein Jagdhund.)

50. D' ågn hent grießar hia dr mûga.
(Die Augen sind größer als der Magen.)

51. Shhår bia plail.
(Schwer wie Blei.)

52. Ar schraiat bia a zontpracher — hâtar.
(Er schreit wie ein Zahnbrecher — Hirt.)

53. Ar schtiat bia e heúbnschtók.
(Er steht wie ein Heubenstock.)

54. Dicka bia a voss.
(Dick wie ein Faß.)

55. Mugr bia a zaúnschtsck.
(Mager wie ein Zaunpfahl.)

56. Sbi 'scht dûrra, aß sbi ból prinnait.
(Sie ist mager, daß sie leicht brennen würde.)

57. Schûssig bia e gúatei shaû.
(Schussig wie eine gute Sau.)

58. Ar hubat bia dr zigainar mit dr zong.
(Er hält wie der Zigeuner mit der Zange, das beißt, er hält fest.)

59. Ar giat shaitling hia dr hâtar mit 'n knóschpn.
(Er geht schief [„nach der Seite"] wie der Hirte in den Holzschuhen.)

60. Shei kâmant zanondr bia da viksba ins Luaiboch.
(Sie kommen zusammen wie die Füchse nach Laibach. — Dorthin werden sie von ganz Krain zusammengetragen.)

61. Ar giat ûmma bia dar zehnta prûadr.
(Er geht umher wie der zehnte Bruder, sagt man, wenn jemand planlos herumirrt.)

62. Sbi lishnt hia da shaú atin puan.
(Sie horcht wie die Sau in den Bohnen.)

63. Ar shitzat dn bia a heúfa ûnglicka.
(Er sitzt da wie ein Haufen Unglück.)

64. Ar hubat shi, bia henn mon da hiandr 's pruat hietn vrassn.
(Er hält sich, wie wenn ihm die Hühner das Brot gefressen hätten.)

65. Tûmm bia da nocht — bia a pfûnd schtruab — bia nain tûga râgnhattr.
(Dumm wie die Nacht — wie ein Pfund Stroh — wie neun Tage Regenwetter.)

66. Ar schâgat bia a gadrûckaitr — an ugaschtrainaitr pilich.
(Er schaut wie ein gedrückter — ein abgezogener Bilch = wie jemand, der dem Ersticken nahe ist.)

67. Ar kaiat bia diarna.
(Er kaut wie Dornen.)

68. Ar giet, bia da schtrnaßa shnin galiarelt.
(Er gebt, als ob die Straße ihm gehörte.)

69. I mûg dos shó biang bia e rósheinni kraipa.
(Ich mag das so wenig wie ein Pferdeknödel.)

70. Ar issat bia e draschar — mêrar — hâtar.
(Er ißt wie ein Drescher — Meerer — Hirt.)

71. Ar trinkat bia a pirschtnpintar.
(Er trinkt wie ein Bürstenbinder.)

72. Ar schnißat bia a mêrar.
(Er sch . . . wie ein Meerer.)

73. Sbi issat hia a pfuarmarin.
(Sie ißt wie eine Farnkraatschnitterin.)

74. Shi 'scht shó zuarnig, aß shi hiat gaprûn, benn moa sha hiat nangazintn.
(Sie ist so zornig, daß sie gebrannt hätte, hätte man sie angezündet.)

75. Shott bia a bonza.
(Satt wie eine Wanze.)

76 Shott, bia henn er hammr biat vrassn.
(Satt, als ob er Eisenfeilspäne gefressen hätte.)

77. A nuasba bia n kûmpf.
(Eine Nase wie ein Kumpf [Wetzsteingefäß].)

78. Agn bia da pechera.
(Augen wie die Becher.)

79. Uarn bia an eshl.
(Ohren wie ein Esel.)

80. Zenda bia rachnzenda.
(Zähne wie die eines Rachens.)

81. Vieße bie de schtapfle — klikn.
(Füße wie die Stelzen — lange Stäbe mit einem Griffe.)
82. An arsch bie en óvn.
(Ein A . . . . wie ein Ofen.)
83. A zúnge bie 's Krópfnvold — bie a kåtsche.
(Eine Zunge wie's Krapfenfeld [langes Dorf] — wie eine Schlange.)
84. A rúgge bie a prúgge.
(Ein Rücken wie eine Brücke.)
85. A holsch bie a kranaich.
(Ein Hals wie ein Kranich.)
86. A kópf bie a shbainschoff.
(Ein Kopf wie ein Schweinschaff.)
87. A maúl bie a hóftnar.
(Ein Mund wie ein Hoftor.)
88. Gåhe bie 's vaier.
(Jäh, aufbrausend wie das Feuer.)
89. Lonkschom bie a shnecke.
(Langsam wie eine Schnecke.)
90. A znarn bie a haúsch.
(Einen Zorn wie ein Haus.)
91. Hnerig bie a pår — kotzndreck.
(Haarig wie ein Bär — Katzendr . . .)
92. Volsch bie a kotze.
(Falsch wie eine Katze.)
93. Vlaißig bie a paie.
(Fleißig wie eine Biene.)
94. Pfschig bie e húnt.
(Hinterlistig wie ein Hund.)
95. Shúechn bie in veúl pirn.
(Suchen wie in faulen Birnen.)
96. Ar 'scht vrua, bie henn ar a rósch hiest pekåm.
(Er ist froh, als ob er ein Pferd bekommen hätte.)
97. Geshúnt bie a pfaffrkiern.
(Gesund wie ein Pfefferkern.)
98. Ar giat, bie henn e henne trúnkna vrisset.
(Er geht, wie wenn eine Henne Mutterkorn frißt.)
99. Schuertet bie an óvnlóch.
(Zahnlos wie ein Ofenloch.)
100. Ar volt in bie de vliege ins múesch.
(Er fällt hinein wie die Fliege ins Mus.)
101. Ar shinget vausch bie a kotze.
(Er singt falsch wie eine Katze.)
102. Vuaist, bie henn ar mit nússkiarn bar gemeschtn.
(Fett, als ob er mit Nußkörnern gemästet wäre.)
103. Ar 'scht ruat bie a krapse — bie a púrmon.
(Er ist rot wie ein Krebs — wie ein Truthahn.)
104. Ar giat bie dr húnt von knitle.
(Er geht wie der Hund vor dem Stocke.)
105. I meß låfn, bie henn i hår verkåfn.
(Ich muß laufen, wie wenn ich verkauft wäre.)

III. Bildliche Redensarten.

1. Ar nimmet von shaindr pankn maeß.
(Er nimmt nach seinen Schuhen [slow. opanke] Maß.)
2. Ar nimmet shain d' ågn in de hont.
(Er nimmt seine Augen in die Hand = er schämt sich.)
3. Ar 'scht êmon as dr púttn.
(Er ist jenem [dem Teufel] aus der Butte, ergänze: entsprungen.)
4. Schågn tûe, eß et de múgge mål trûget únt dr êshl hosser.
(Schau', daß nicht die Mücke Mehl trägt und der Esel Wasser. — Wenn beim Sterzkochen wenig Mehl und viel Wasser zugeschüttet wird.)
5. Shei plneshnt in usin huarn.
(Sie blasen in ein Horn.)
6. Ar kiaret 's bosser af shein núesch.
(Er lenkt das Wasser auf seine Rinne.)
7. Dn't mi gótt dr hiar e dúrch's grnaße vanschtr geshåhn.)
(Da hat mich Gott der Herr auch durch's große Fenster gesehen. — Z. B. wenn der einstige Geliebte, der schließlich eine andere heimführte, sich später als schlechter Ehemann entpuppt.)
8. Af de nuesche plntn.
(Auf die Nase binden.)
9. Ar trûget in angl de kesse noch.
(Er trägt dem Trottel die Tasche nach.)
10. Ar kimmet von grúamait af's riazoch.
(Er kommt vom Grummet auf die Besenheide. = Es geht abwärts mit ihm.)

11. Də grimmlaishə vrassnt mi.
(Die Läuse des Grimmes fressen mich = ich habe großen Eifer zu etwas.)

12. Də lóblaishə vrassnt mi.
(Die Läuse des Lobes fressen mich. — Wer gelobt wird, ändert sich bald zum Schlechteren.)

13. 's maúl in a . . . laibn.
(Den Mund dem A . . . leihen = erbrechen.)

14. Ibr də zendə sch . . . . . .
(Über die Zähne sch . . . . . . = erbrechen.)

15. Ar't shain hûgn in's trùcknə gəschóhn.
(Er hat seinen Wagen ins Trockene geschoben.)

16. Ar lnaßət miər et zachə.
(Er läßt mich nicht an die Reihe kommen. Zeche im Sinne von: Reihe.)

17. Ar giat's galt. mit'n rachn af's bossr shúəchn.
(Er geht 's Geld mit dem Rechen auf's Wasser suchen. — Z. B. Wenn man jemandem Geld leiht, der schon ganz herabgekommen ist.)

18. 's ischt a pratt zə vil af'n dochə.
(Es ist ein Brett zuviel auf dem Dache = es ist ein Horcher zu viel; besonders von Kindern.)

19. 's maúl mit a pnaschtə shúechn.
(Den Mund mit einer Schweinsborste suchen. — Wenn jemand gar nichts spricht.)

20. In húntn aúslsitn.
Den Hunden ausläuten. — Wenn jemand mit den Beinen schlenkert.)

21. Uaimon a schtnain in gnartə pól.
(Einem einen Stein in den Garten werfen. — Jemandem etwas Gutes erweisen, ohne daß es der andere merkt. Auch das Gegenteil kann es bedeuten.)

22. Dr óvn ischt zənondr gəpróschtn.
(Der Ofen ist zusammengestürzt. — Wenn eine Frau entbunden wurde.)

23. Ar gießət haftlain.
(Er gießt Häfteln. — Wenn einem der Speichel vom Munde rinnt.)

24. Ar prennət prompain.
(Er brennt Branntwein. — Wenn es einem bei Kälte aus der Nase tropft.)

25. Ds úre aúfziəhn.
(Die Uhr aufziehen. — Wenn einer den Schleim aus der Nase zurückzieht.)

26. Də rósch ràchnt zigarn.
(Die Pferde rauchen Zigarren. — Wenn sie längere Zeit ohne Futter vor dem Hause stehen müssen.)

27. Shai trngnt'n in tótn gartle.
(Sie tragen ihn auf den Friedhof [der Patin Gärtlein].)

28. 's ischt et af'n harzn gəhokschn.
(Es ist nicht auf dem Herzen gewachsen, sagt man, wenn jemand eine Gabe nicht anzunehmen wagt.)

29. Ar 't vil birshə.
(Er hat viel Geld [Hirse].)

30. 's harzs hongət an a zbirnvnədn.
(Das Herz hängt an einem Zwirnfaden. — Wenn einem der Schreck in die Glieder fährt.)

31. I hon ən gəfiərmt.
(Ich habe ihn geohrfeigt [gefirmt].)

32. Ar gait mon zigainarhûbr.
(Er gibt ihm Schläge [Zigeunerhafer].)

33. Du 't a plintai hennə a kiarnle vùnn.
(Du hat eine blinde Henne ein Körnlein gefunden.)

34. Dú məscht noch vil knellain — ganzəlain assn.
(Du mußt noch viel Knödel — Sterz essen.)

35. Sbai mochnt kirtog.
(Sie machen Kirchtag = Lärm.)

36. Huər af'n zend bûhn.
(Haare auf den Zähnen haben.)

37. Ar 't longə nêglə.
(Er hat lange Finger = er stiehlt.)

38. In làfpoß ùntrschraihn.
(Den Laufpaß unterschreiben = jemanden fortjagen.)

39. Et a huər schiəßn.
(Nicht ein Haar schießen.)

40. I brt mon in puərtə aúfdrân.
(Ich werde ihm den Bart aufdreh'n = ich werde ihm den Herrn zeigen.)

41. I brt mon zə schnúpfn gabn.
(Ich werde ihm zu schnupfen geben = ihm unter die Nase reiben.)

42. Də viərshn aúsreckn.
(Die Fersen ausstrecken = sterben.)

43. 's krânət mon kuain hnanə noch.
(Es kräht ihm kein Hahn nach.)

44. Ar 't et 's baißə af'n âgn.
(Er hat nicht das Weiße auf den Augen, sagt man, wenn jemand im Begriffe ist, eine Dummheit zu begeben.)

45. Ar kimmat mər af'n tâlar.
(Er kommt mir auf den Teller.)

46. Də krenkûng vrissət vlnaisch.
(Die Kränkung frißt Fleisch.)

47. Ar ischt bsint mit dan gətankn vûəßə aûfgəschtian.
(Er ist bante mit dem linken Fuße aufgestanden.)

48. I bon mon a nûgl gəkailət.
(Ich hab' ihm einen Nagel eingeschlagen = habe ihn verschwärzt.)

49. Sbai brnt ət bólz af imon kliəbn.
(Sie werden nicht Holz auf ihm spalten. Z. B. wenn jemand Angst vor einem strengen Dienstherrn hat.)

50. Ar radət nisch ûm a gróschn.
(Er spricht nichts um einen Groschen, sagt man, wenn jemand gar nicht oder nur ausweichend antwortet.)

51. Ar 'scht mon et a ziaha vraind.)
(Er ist ihm keine Zehe verwandt.)

52. J'ən et niarrischa shbammlain vrassn.
(Ich habe nicht närrische Schwämme gefressen.)

53. Ar giət af'n bólzbagə.
(Er geht auf dem Holzwege.)

54. Ar issət mit ammaisch gabelain.
(Er ißt mit der Gabel der Mutter = mit den Händen.)

55. Du 'scht dú bidr a villaischbag gəmochət.
(Da bast Du wieder den Weg eines Füllens [einen überflüssigen Weg, Umweg] gemacht.)

IV. Scherzhafte Wendungen.

1. A longai bûrscht, a kûrzəs gəpatt.
(Eine lange Wurst, ein kurzes Gebet — haben die Männer gerne.)

2. Auhər sbitz af də vaigə, ottr shihəscht dú Vanedig.
(Setz' dich herauf auf die Feige, dann siehst du Venedig! sagt man oft, wenn man jemand die „Feige" zeigt.)

3. Biar mûg dan gâbn buəs!
(Wer kann dem „Jähen" [Geschwinden] etwas anhaben? — So sagte die Schnecke, als sie nach siebenjähriger Wanderung vom Baume fiel.)

4. Dú brscht dennar redn, bann də hiəndr brnt sbuaichn.
(Du wirst damals reden, wann die Hühner pr . . . . . werden, also: du hast zu schweigen.)

5. Dú pəkimməscbt miar bólz af'n pûggl bia pruat af'n tisch.
(Du bekommst mehr Holz auf den Rücken als Brot auf den Tisch, sagt man, wenn ein Mädchen mit einem ausgelassenen Burschen Heirat anrichtet.)

6. Ar dankət, 's ischt lai uain eshl in gruəshə.
(Er denkt, es ist nur ein Esel im Grase. — Wenn jemand meint, er trage auch ein solches Kleid wie der andere.)

7. Drai bâgə shûgət mon in a puanmîl.
(Dreimal sagt man in einer Bohnenmühle.)

8. Shi radət vil, bann dr tog long ischt.
(Sie redet viel, wenn der Tag lang ist.)

9. 's brt schon bídr gûət, pis dú brscht hairotn.
(Es wird schon wieder gut, bis du heiraten wirst.)

10. Benn zhian baibr ûnt zbisn genshn zənondrkâmənt, ischt dr kirtog vêrtik.
(Wenn zwei Weiber und zwei Gänse zusammenkommen, ist der Kirchtag fertig.)

11. Də kechin 'scht et zə vaûl, shi tət ins maûl.
(Die Köchin ist nicht zu faul, sie tut in 's Maul.)

12. Də bârlt ischt et atin a kraûtguartn.
(Die Welt ist nicht in einem Krautgarten.)

13. An ondrai múatr 't a nóch a liəbas kind.
(Eine andere Mutter hat auch noch ein liebes Kind.)

14. Dos giat ihr 's peschtle.
(Des geht über den Best. — Des ist schon zu arg.)
15. Ueindr nanin pusindr.
(Einer ohne Knochen = der Wind.
16. Ar giet, eß dr frack in a . . . et drbischet.
(Er gebt, daß der Frack den A . . . nicbt erwischt.)
17. Dr pforrar 't in vùaß ógaprûchn.
(Der Pfarrer hat den Fuß abgebrocben. — Eine beim Kürbissetzen gebrauchte Redensart; damals muß man lügen, sollen die Kürbisse gedeihen.)
18. „Bû giescht dú hin?" —
„Dr nnashn noch." —
„Gia, lei gia in búnta in a . . . ., ottr kimmascht dú in knain dnarf!"
(Wo gehst du hin? — Der Nase nach. Geh, nur geh, dem Hunde in den A . . . ., dann kommst du in kein Dorf.)
19. „Bû giascht dú hin?" —
„Pis af da kiera." — „Pis af'n Kieck."
(Wo gehst du bin? — Bis zur Wende. — Bis auf den Kleck [Hexenberg in Kroatien].)
20. „Buas trûgascbt dû?"
„Buas et mug gian."
(Was trägst du? — Was nicht gehen kann.)
21. „Bues?" —
„Buas dú viertn boscht guaß!"
(Was? — Was du voriges Jahr gegessen hast!)
22. Gótt shai pei insch, dr vúksch pain hiandr.
(Gott sei bei uns, der Fuchs bei den Hühnern.)
23. Schág, eß di dr hnana et kinkat.
(Schau, daß dich der Hahn nicht mit dem Fuße stößt. — Schau, daß du nicbt betrunken von der Gesellschaft [Hochzeit] nach Hause kommst.
24. Et hubat mr's vrtbi, in tat's in kibl.
(Nehmet es mir nicht übel, geht es in den Kübel.)
25. „Besch pischt dú?" —
„Ammaisch únt ettaisch."
(Wessen bist du? — Der Mutter und des Vaters.)
26. „Bei schâgascht dú hintrshin?" —
„Bai i bintn nisch ägn hon!"
(Warum schaust du zurück? — Weil ich rückwärts keine Augen habe!)
27. Za shúmmitn af'n eisha tonzn — gavriashn.
(Zur Sonnenwende auf dem Eise tanzen — erfrieren.)
28. Aúhin túe da viaßa af d' oksebi.
(Gib die Füße auf die Achsel, sagt man, wenn jemand träge dahingeht.)
29. Za bainochtn bont'n da viiagn drpissn.
(Zu Weihnachten haben ihn die Fliegen erbissen.)
30. I bon ai shibn póinischai jaer at miar gashâhn.
(Ich habe auch sieben polnische Jahre nicht mehr gesehen.)
31. Dr múga kiúnkezat mon.
(Der Magen schwebbelt ihm — wenn er hungrig ist.)
32. Aúsred, aß dú et a krópf pakimmascht.
(Ausred, daß Du keinen Kropf bekommst.)
33. In húat in kia sbetzn.
(Den Hut den Kühen setzen. — Den Hut nicht aufheben wollen.)
34. Mon bnes dr nnasbn et ans nart.
(Man weiß der Nase nicht ans Ende. — Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben.)
35. I iß sus, hnas sbi púckat, lei kirronki et.
(Ich esse alles, was sich biegt, nur Weißdorn nicht.)
36. Da shaú 't in zopf abtn.
(Die Sau hat den Zapfen fort. — Wenn der Wirt keinen Wein mehr schenken kann oder will.)
37. Ar 'scht et a schúß púivr bart.
(Er ist keinen Schuß Pulver wert.)
38. Dar kon miar bie pirn pruatn.)
(Der kann mehr als Birnen braten.)
39. 's giat tbrbartsch únd dr lenga.
(Es geht quer und gerade — bei großem Hunger.)
40. A piintr maß dos shâhn.
(Ein Blinder muß das sehen.)
41. Dr kópf ischt gaschaitar bis da bainrâba.
(Der Kopf ist gescheiter als die Weinrebe, sagt man, wenn jemand nicht soviel trinkt, daß er berauscht ist.)
42. Dai in bint — ao ondrai in sbint
(Diese in den Wind — eine andere in den Sinn.)

II. Kleine Mitteilungen.

Zur Steuer des Luxus.

Von Karl A. Romstorfer, Salzburg.

Über Vorschriften oder gesetzliche Bestimmungen, welche sich gegen den übermäßigen Luxus des Volkes kehren und demselben durch oft ganz empfindliche Strafen zu begegnen trachten, besitzen wir aus früheren Zeiten, insbesondere auch aus dem Altertum, zahlreiche Nachrichten. Die Beweggründe, denen derartige behördliche oder landesherrliche Verbote, welche hauptsächlich gegen eine allzu große Ausschmückung der Kleidung Stellung nehmen, ihren Ursprung verdanken, waren nicht immer die gleichen. Vielfach mochte man die äußeren Standesunterschiede durch die etwaige Freiheit jedes einzelnen in der Wahl der Tracht nicht verwischen lassen; häufig mögen die Vorschriften dem Bestreben, die Verschwendungssucht hintanzuhalten, entsprungen sein; in zahlreichen Fällen werden religiöse oder sittliche Zwecke — die Austreibung des Hoffartsteufels beispielsweise — maßgebend gewesen sein. Unter diesen Vorschriften litten freilich einzelne Gewerbe; in unserer Zeit, welche gerade das Gewerbe tunlichst zu schützen und zu heben trachtet, wäre deshalb ein Verbot des Luxus nicht leicht denkbar, im Gegenteil protegiert man ihn im Interesse des Handwerkes, der Haus- und Fabriksindustrie sowie des Handels. Andererseits wird durch die Gesetzgebung freilich dem weniger wohl in der Kleidung als in anderen Belangen auftretenden Luxus indirekt gesteuert, und zwar durch Einführung immer neuer Luxussteuern, die allerdings lediglich fiskalischen Zwecken zu dienen haben. Es liegt mir ein Dokument aus dem 17. Jahrhundert vor, das den Luxus betrifft und sich unter ähnlichem in einem alten Werke vorfindet. Nachdem dasselbe dem volkskundlichen Forscher immerhin ein besonderes Interesse bietet, möge es im nachstehenden mitgeteilt werden:

„Eines E. Rahts dero Stadt Braunschweig *Edictum*:

Die Abschaffu g deß Hoffarths / und insonderheit des weissen leinen knüppels / betreffend. Braunschweig / gedruckt durch Christoff Friedrich Zillingern / Anno 1649.

Wir Bürgermeister und Raht dero Stadt Braunschweig / sehen und erfahren / nicht ohne sonderbahren Verdruß und Unwillen / wie auch allhie in dieser Stadt / die leidige Hoffarth / ungeachtet / was darwieder aus Gottes Wort vielfältig geprediget und erinnert / auch dabey diesen ennoch wehrenden nahrlohsen schwürigen Zeiten / fast jedermann / der obliegenden schweren Ausgaben halber / sich nicht wenig beklaget / und hierbey überall der Geld-mangel vorangesetzet wird / derentwegen ümb so vielmehr eines Christlichen demühtigen Lebens sich zubefleißigen / große Ursach hätte / numehro von tage zu tage / derogestalt die Uberhand nehmen wil / daß ihrer viele über ihren Stand und Gebühr in Kleidungen sich herfür thun / und solche Kleider tragen / die ihnen keines weges gebühren auch unter andern / und insonderheit mit dem unnöthigem / **weder für die Hitze noch Kälte Dienenden** / und also gantz und gar überflüßigem **weisen leinen Knüppels** / einen solchen übermuth treiben / daß sie dasselbe / je kostbarer sie es nur bekommen können / zu kauffen und zu tragen / kein Bedencken haben / nicht anders / als wenn solche Hoffarth / und so un nöthiga übermühtige Geld Spilt- und Verschwendung / vor Gott keine Sünde / sie dessen auch bey ehrlichen Leuten sonderbaren Ruhm und Ehre hetten.

Wenn uns aber / als einer Christlichen Obrigkeit / solchem hoffärtigem / GOtt und Menschen mißfälligem / auch zu eines jeden und der seinigen selbst eigenem Verderb und Nachtheil / unausbleiblich gereichendem Unwesen / so viel immer müglich / zu steuren und zu wehren / tragenden Ambts halber obliegeet und gebühret. Als thun wir hiermit allen und jeden Unsern Bürgern / Bürgerinnen / und angehörigen / und sonst männiglichen / so ümb unsert willen billich thun und lassen sollen / ernstlich gebiethen / und wollen / deß ein jedweder ins gemein sich alles dessen / wes Ihm Standts halber zu tragen nicht geziemet / und Ihm solches vorhin genugsam bekandt / auch nicht unwissend seyn kan / gäntzlich bey ernster willkürlicher Straffe enthalten solle. Insonderheit aber wollen wir

alles weiss leinen Knäppels hiemit der gestalt abgeschaffet und verbothen haben / daß zwischen hier und nächst künfftigen *Advent* / sich dessen ein jeder ohnig machen / und von solcher Zeit an hieförder niemand / es sey Mannes- oder Weibs-Person / hohen oder niedrigen Standes / weder an Kragen / Handklappen / Schleyern oder Hauben / Stirntüchern / Hembden / Mützen und dergleichen / kein weiß leinen Knäppels mehr tragen solle / dann unsere Marcktmeister und Wächter hiermit befehlicht seyn sollen / darauff fleißig achtung zu geben. Und / wer diesem Unserm Verboht zu wider handeln / und von oberwähnter *Advents*-Zeit an / einig weiß Leinen Knäppels tragen wird / Er sey Mannes- oder Weibs-Person / soll alle und jedemahl so offt solches von ihnen beschiehet / auff unserer Brüchestuben umb einen Marck unerläßlich bestrafft werden. Ebener massen wir solches alles auch von den Kisson-Büren / und allem andern dergleichen Zeige / wie es Nahmen haben mag oder kan / verstanden / und dasselbe hiemit ebenmäßig / bey obgesetzter Straff Verbohten haben wollen. Meinen wir ernstlich / und wird sich ein jedweder gehorsamlich hiernach zu achten / und für Beschimpfung und Schaden zu hüten wissen. *Signatum* auff unserm Neu-Stadt-Rahthause / den 10. *Octobris Anno* 1649."

Schmalz als Brennstoff für Lampen.

Von Prof. Dr. Oswald v. Zingerle, Czernowitz.

In meinem Aufsatze über alte Beleuchtungsmittel (Zeitschr. des Vereines f. Volkskunde 1899, S. 57) habe ich darauf aufmerksam gemacht, daß in Bauernhäusern des Ötztales statt des Brennöles auch Schmalz verwendet wird und als Beleg für dessen Gebrauch im Mittelalter eine im Kirchenarchiv zu Gufidaun befindliche Urkunde vom Jahre 1438 angeführt. Dazu gebe ich nun weitere Nachweise.

Ein Urbar von Wiesberg aus dem Anfange des 15. Jahrhundertes (Urb. Nr. 3 des Innsbrucker Statthaltereiarchivs, Bl. 224 b) vermerkt:

„Item das ist daz smalcz, daz Sand Erasem czügehort, der da rast in der chappel cze Wisberg, da mit man die kappel belewchten sol.

Item des erstenn ain schöt smalcz czu Platüls, daz alle jär järlaich genallen sol.

Item daz hönel oh Wisberg geit alle iär ain schott smalcz.

Item Kristan Sneyder ab Abadill geit alle iar II schott smalcz von ainer egerden ob dem hoflein."

In dem Werke „Der deutsche Anteil des Bistums Trient" 1, 140, wird ebenfalls von einem Schmalzzinse zu gleichem Zwecke für die Kirche zu Tanas im Vinstgau berichtet: „Zur Unterhaltung des ewigen Lichtes mußte jeder Hof eine bestimmte Anzahl March Schmalz zu festgesetzter Zeit einliefern als jährlichen Zins von einer sogenannten Kirchenkuh, ein Beleuchtungsbeitrag, welcher bis zur jüngsten allgemeinen Grundentlastung fortdauerte. Um dieses Fürpfand nie in Vergessenheit kommen zu lassen, ward dafür sehr gewissenhaft gesorgt; denn wurde ein Bauernhof auf dem Konkursweg veräußert und über alles ein Inventar aufgenommen, um es zu versteigern, so mußte eine der besten Kühe als Kirchengut unverletzt bleiben; wurde ein Hof sonst verkauft, so wurde die Kuh dem Käufer unentgeltlich übergeben mit dem onus, das auf dem Hofe haftende Schmalz für das ewige Licht an den Kirchenpropst getreulich abzuliefern."

Demnach scheint in alter Zeit in Kirchenampeln häufig Schmalz, das aus verschiedenen Ursachen dem Talge vorzuziehen war, gebrannt worden zu sein, besonders wohl an Orten, deren Abgelegenheit den Bezug des Öles erschwerte.

Daß es auch außer Tirol als Brennmaterial benützt wurde, bezeugt das Rätsel im „Straßburger Rätselbuch" (16. Jahrh.):

„Ein lebendiger uff eim todten saß,
Und als der todt lachen thet,
Starb der lebendigk uff der stedt."

Antwort:

„Der todt ist ein klümpen schmaltz in eim tiegell, der lebendiger ist ein brennender wich oder docht."

Dies Rätsel ist sehr alt, es findet sich schon in der unter den Werken Alcuins überlieferten Disputatio Pipini cum Albino und lautet hier:

„Vidi mortuum sedentem super vivum et in risu mortui moritur vivus" (siehe Zeitschr. f. deutsch. Alt. XIV, 542, 553).

Auch in Herzog Maximilians von Bayern Landtgebott wider die aberglauben etc., München 1611, ist von tegel- oder scherbenliechter, so sie mit schmaltz, vnschlet oder anderm anmachen, die Rede (siehe Panzer, Beitrag zur deutsch. Mythologie II, 281).

Die Kirchenampeln mögen mit dem Fett in der Regel ausgegossen worden sein bei den im Hause verwendeten Lampen war dies keineswegs allgemein, wie Heyne (Deutsch. Wohnungswesen, S. 124, 279) annimmt, der Fall. Das Schmalz oder der Talg wurde gewöhnlich auf die häufig sehr flache Schale gelegt oder gestrichen, wie ich es selbst in Tirol gesehen habe und worauf auch die Fassung des angezogenen Rätsels deutet.

Zum Maisingen.

Von Edwin Zellweker, Leipnik.

Dieser auf heidnische Feldkulte[1]) zurückgehende Brauch findet sich parallel bei Deutschen und Slawen. Doch läßt sich insoferne eine Differenzierung durchführen, als die Slawen ursprünglich bloß das „Todaustragen" kennen,[2]) während die Deutschen außerdem den Brauch des „Maisingens", id est ein Besingen des „Mai" (nach Grimm WB. VI, 1473, „eine mit allerhand Emblemen gezierte Fichte oder Tanne") besaßen. Mir scheint das aus der verschiedenen Form der deutschen und tschechischen „Mai" hervorzugehen, dann die deutschen entsprechen ganz der von Grimm gegebenen Beschreibung — die Embleme sind bunte Papierschleifen, eine Puppe ist nie in rein deutschen Gegenden am „Mai" zu finden, und wenn es doch vorkommt, so sind es Maibäumchen aus den tschechischen Ortschaften am Heiligenberg bei Olmütz, wo sie massenhaft erzeugt werden und dann ganz Nordmähren bis an die schlesische Grenze überschwemmen. Die tschechischen Maibäumchen sind mit einer Puppe geziert, die nach meinen Umfragen den Tod bedeutet. Die Tschechen tragen also heute noch den Tod auf den Bäumchen umher, wenn auch der alte Brauch des „Austragens" an vielen Orten verschwunden ist. Die Deutschen führen aber nur die geschmückte Pflanze, also das Symbol der neu keimenden Naturkraft. Das deutsche „Todaustragen" ist ein vom „Maisingen" getrennter Brauch und wurde erst später in gemischtsprachigen Gegenden mit diesem und dem slawischen Brauch vermischt. Denn die Deutschen kannten zwar in Sitte, Brauch und Literatur ein Besiegen der winterlichen Mächte, ein Niederwerfen des Winterdrachens, eine Vernichtung der Winterriesen, doch geschah dies in Süddeutschland am Fest des heiligen Georg, der ja auch bei den Slawen die Rolle des nordischen Thor spielt, am 24. April, also um einen ganzen Monat später als das „Maisingen", das am Sonntag Lätare stattfindet. Dagegen war eine Kollision des „Maisingens" mit dem slawischen Fest, das am „Schwarzen Sonntag", also acht Tage später, stattfand, schon wegen des Termins leicht möglich. Das deutsche Fest fiel in die Mittfasten.[3]) Die Kirche fixierte es wegen der Neubekehrten um des Omens willen (Freue Dich!) auf Lätare, den dritten Sonntag vor Ostern. Der Sonntag Judica, der „Schwarze Sonntag", also der zweite vor Ostern, war aber die Zeit des tschechischen Brauches, denn er war Jahresende, respektive Jahresanfang, denn bis ins sechzehnte Jahrhundert begann bekanntlich nicht nur bei den Slawen[4]) das Jahr mit

[1]) W. Mannhardt: Wald- und Feldkulte, 1904, p. 156.

[2]) J. Lippert: Christentum, Volksglaube und Volksbrauch, Berlin 1882, p. 616.

[3]) J. Scheible: Das Kloster, VII. Bd., Stuttgart 1847; F. Nork: Der Festkalender p. 832.

[4]) a. a. O., p. 846.

dem März.[5]) So lag eine zeitliche Kollision nahe, aber nicht nur diese, auch der Name gab zur Vermischung Anlaß. Der deutsche, beziehungsweise lateinische Name „Laetare“ ähnelt dem tschechischen leto (Sommer, kroatisch: ljeta, Jahre), und so wurden wohl auch die Bezeichnungen Grund zur Verschmelzung der Bräuche. Im Volksbewußtsein mußten ja das Töten des Winters (Todaustragen) und das Bewillkommen des Sommers (Maisingen) so wie so verknüpft sein. Und noch ein Grund kam hinzu, der ökonomische. Die Sänger wurden beschenkt — sie ließen sich lieber an zwei als an einem Sonntag beschenken, man ging also an beiden Sonntagen singen. Daß eine solch vollkommene Verwischung der ursprünglichen Eigenart eingetreten ist, zeigt uns das Folgende. Der Sonntag Lätare wird in manchen Gegenden „smertnice“, Totensonntag,[6]) genannt. Die technischen Ausdrücke sind bei beiden Völkerschaften fast gleich. Der Tscheche sagt „jiti s Majem“, der Deutsche „ansingen geh'n“, „um den ‚Mai‘ gehen“, „mit dem ‚Mai‘ gehen“. Wir finden in tschechischen Liedern die Gestalt des heiligen Georg (Jiří), dessen Fest ja eigentlich erst einen Monat später fiel, und dieselbe Unsicherheit bezeugt der Umstand, daß in den Elbuferdörfern das „Todaustragen“ am Lätare-Sonntag stattfindet.[7]) Aber nicht nur die Festzeit ist schwankend und verwischt, auch von Sinn und Bedeutung des Brauches weiß das Volk nichts mehr, denn allgemein verbreitet ist die Meinung, der Brauch wolle, da a nur Mädchen maisingen gehen, diesen durch die damit verbundene Beschenkung ein Äquivalent für das „Schmeckosterngeh'n“ der Knaben bieten. Mir erscheint es wahrscheinlich, daß nur Mädchen lätaresingen, weil der Frühlingsanfang das Fest der fruchtbar werdenden Erde, also das Fest einer weiblichen Naturgottheit ist.

Vielfach sind schon die Texte der Lieder gesammelt, doch zeigt ihre große Ähnlichkeit auch hier die Vermischung und Verwischung durch die Berührung untereinander, doch sei mir gestattet, einige Varianten nachzutragen. Die meisten Verse der Lieder aus Sternberg, Engelsberg und dem umliegenden Gebirge decken sich mit solchen, welche A. Peter[8]) und W. Müller[9]) bereits abgedruckt haben, teilweise auch mit einem in des „Knaben Wunderhorn“[10]) mitgeteilten und mit Versen aus einem „Sterndreherlied“.[11]) Der Sternberger Text schließt sich am engsten an den Römerstädter[12]) Text, dem er zwei Zeilen mit der Bitte um einen „Sechser“ anfügt. Rückt der Angesungene nicht heraus, so folgt der Spottvers:

„Kälberhoor und Ziegenheit,
Ei dan Hans sein geizlche Leit!“

Oder noch deutlicher:

„Wenn ich war dos Johr erlaben,
War ich's Haus mit Dreck beklaben!“

Zu dem Römerstädter Text kommen im Sternberger Gebiet außer dem angegebenen Schluß noch folgende Strophen:

„Wohlgetan
Is wohlgetan,
Jez greif ei die Toschen,
Nehm a Hampfl[13]) Groschen!“

„Gat na Klann und nie dan Gruasen (Mel. III),
Die gruasen han uns nausgestnasen!
Gat uns, gat uns, lott uns ziehn,
Mir wolln heit noch wetter ziehn.“

---

[5]) Vergl. in dem Mailied aus dem Kuhländchen bei W. Müller (siehe unten Anm. 9), p. 356. „Wos weinsch mr dan her offs naie Joe?“
[6]) Bei Nork, a. a. O., p. 848.
[7]) In dieser Zeitschrift, XI, p. 38.
[8]) Volkstümliches aus Österreichisch-Schlesien, Troppau 1862, p. 89 ff.
[9]) Beiträge zur Volkskunde der Deutschen in Mähren, Wien bei Graeser, 1893.
[10]) ed. Griesebach (Jubiläumsausgabe), Leipzig 1906, p. 837 (Frühlingsumgang).
[11]) Daselbst p. 833 f.
[12]) W. Müller, a. a. O., p. 261.
[13]) Handvoll.

„Und zwischen zwei Bergen da geht der Wind,
Da wiegt Maria das Jesukind.
Sie wiegt es mit ihrer schneeweißen Hand,
Da kommt der Engel, bringt 's Wickelband."

Die letzte Strophe ist offenbar späteren Ursprunges. Statt des Verses: „Eine gold'ne Kett' liegt um das Haus" im Römerstädter Text und der folgenden treten mitunter zwei Varianten ein:
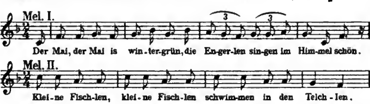
„Die Schüssel hot an goldichen Rand (Mel. I.),
Die Köchin hot sich's Loch verbrannt
Mit dem glührichen Eisen,
Sie will mer's nicht geweisen."

Oder:

„Die Schüssel hat an goldichen Rand,
Die Köchin hat sich 'n Orsch verbrannt,
Auf der heißen Kochel,
Der Wirt muß drüber lochen."

Alle Varianten — die beiden Rachestrophen ausgenommen — stammen aus dem Munde des Maurers Raimund Janke, 64 Jahre alt, seit fünfzig Jahren Verfertiger von Maibäumchen. Im Sternberger Stadtbezirk außer Übung, pflanzen sich diese Varianten vereinzelt in der Gebirgsbevölkerung fort.

Es folgen die älteren, von Janke gebrauchten, heute durch die Melodie „Blauer, blauer Fingerhut" ganz verdrängten Melodien. Die unter den Noten stehenden Textworte der Melodien I und II stammen aus dem Römerstädter Text.[16])



In Engelsberg sind außer den Römerstädtern noch folgende Strophen gebräuchlich:

„Das Mädchen ist gar winterstolz
Sie setzt sich auf das Zimmerholz
Und laßt ihr Tüchel fliegen —
An Reichen möcht' sie kriegen."

Oder:

„Sie (scil. die Wirtin) soll Sonntag früh aufsteh'n,
Fleißig in die Kirche geh'n,
Soll sich setzen auf ihren Ort,
Soll fleißig hören auf Gottes Wort!"

„Auf Gottes Wort und Predich,
Wir sind miteinander ledig,
Wir sind miteinander reich
Und sind einander gleich!"

[16]) Vide Anmerkung 12

Und schließlich:

„Eine Mutter hat ein Garten grün
Und eine Tochter drinnen stiehn,
Sie steht in voller Blüten,
Der liebe Gott möcht' sie behüten."

All diese Varianten verdanke ich den liebenswürdigen Bemühungen des Herrn cand. jur. Wilhelm Ettel (Neuhof bei Bärn).

Der folgende, aus Reichenberg stammende Text zeigt deutlich die Verbindung des Maisingens mit dem Todaustreiben:

„Mai lieber Mai!
Bescher' uns Ros und Thei (?),
Eine gute Bottermecken,
Daß mer könn' die Knehen klecken.
Schiebaus, Schiebaus,
Guckt eine schiene Jungfer raus,
Wird sich wohl bedenken,
Wird uns wohl was schenken!
Ei' Schock, zwei Schock,
Hundert Gelden drenne (?).
Jud hom mer nausgetrieben,
Lieber Summer, breng mer'n wieder Mai
Steck mer'n ei die Arn (?),
Daß mer reich und selig warn!
Die himmlische Kron'
Wird alles belohn'!"

Der hier genannte Juda wird in einem anderen schlesischen Lied[18]) „jöde" genannt. Die Ableitung: jötune (Winterriese), jöte, jöde, jude ist also sehr naheliegend, Belege konnte ich aber bis jetzt keine finden. Der Jöte ist dem Volksbewußtsein längst entschwunden, dafür trat der näherliegende, aber sinnlose Ausdruck „jude" ein.

Tschechische Texte zum Maisingen sind mir nur zwei bekannt geworden.

In Olmütz und Umgebung werden folgende Verse gesungen:

„Smrtná, smrtná nedčla,
Kam kliče poděla.
Dala jsem jich dala
Svatému Jiří.
Svatý Jiří chodí k nám
Potom věneček veze nám,
K nám tim Olomouckim panám,
A tim Lipnickim panám nic.
Svatý Jiří chodí k nám
A zem odmiká,
Aby tráva rostla, tráva zelená,
Všelijaké kvítí,
Co se v poli svítí,
Modrá alleluja."[19])

Zu deutsch: „Toter, toter Sonntag, wo hat sie (nämlich die Erde) die Schlüssel hingegeben? Ich hab' sie dem heiligen Georg gegeben. Der heilige Georg kommt zu uns und bringt uns Kränzchen, er bringt sie uns Olmützer Mädchen und den Leipnikern nichts. Der heilige Georg kommt zu uns und sperrt die Erde auf, damit das Gras wachse, das grüne Gras, verschiedene Blumen, die am Felde schimmern, blaue Lilien!"

[18]) Scheibles Kloster VII. (s. o.), p. 837.
[19]) Iris germanica.

Der Leipniker Text lautet folgendermaßen:

„Smrtná, smrtná neděla!
Kam jsi klíče poděla.
Dala jsem je dala
Svatému Jiří.
Svatý Jiří chodí po poli,
Po poli odemi-ká zemi,
Aby tráva růstla všeli,
Jaké kvití modrá!
Alleluja!
Kdes tak dlouho byla?
U studánky, u dunajky nohy,
Ruca mila.
Čims je utrala? Lístečkem,
Lístečkem modrým paptrečkem.
Zlatá paní chodí,
Do šatu se strojí.
Pak do kapse sáhne
Zlatý groš vytáhne.
Ach Vy milá paničko,
Darujte mi vajíčko,
Darujte mi ještě více
Až na zlaté střevíce.“

In deutscher Übersetzung:

„Toter, toter Sonntag! Wohin hast du die Schlüssel gegeben? Ich habe sie dem heiligen Georg gegeben. Der heilige Georg geht über das Feld; auf dem Felde sperrt er den Boden auf, damit das Gras wachse und allerlei blaue Blumen! Lilie! Wo warst du solange? Beim Brünnlein, bei der Donau hab' ich die Füße, die Hände gewaschen. Womit hast du sie abgewischt? Mit dem Blättchen, mit dem Blättchen, dem blauen Papierchen. Die gold'ne Frau geht, zieht die Kleider an. Dann greift sie in die Tasche und zieht einen gold'nen Groschen heraus. Ach, Sie gute Frau, schenken Sie mir ein Ei, schenken Sie mir noch mehr, bis auf die gold'nen Schuhe!“

Beide Texte scheinen unvollständig, doch war mehr nicht zu erforschen. Mit den deutschen Texten zeigen sie keine Verwandtschaft. Das Motiv des heiligen Georg wird in keinem deutschen „Mailied“ gefunden. Doch dürfte das Motiv von einem späteren Fest auf den mit dem Sonntag Judica verbundenen Brauch übertragen worden sein.

Vinschgauer als reisende Komödianten.

Von Adalbert Sikora, Innsbruck.

Selten findet man in einem Lande soviele verschiedene Volkstypen wie in Tirol. Eine davon stellen die Vinschgauer oder Vinschger vor, die heutzutage als Karrnerleute mit Weib und Kind, ihre ganze Habe auf einem zweiräderigen Karren mit sich führend, das Land durchziehen und sich mit Besenbinden, Korbflechten etc. und, wenn es gerade sein kann, mit Bettel ernähren. Sie sind in der Tat die Zigeuner Tirols und als solche weit und breit bekannt — und auch berüchtigt.*)

Von einem bisher noch nicht bekannten Erwerbszweig dieser Vinschgauer berichten einige erhaltene Aktenstücke aus dem Ende des 18. Jahrhunderts. Im Winter taten sich mehrere Gruppen von Handwerkern zusammen und zogen im Lande herum, um sich bis zum Frühjahr durch die Aufführung von Schauspielen in verschiedenen Privathäusern ihren Unterhalt zu verdienen, während sie den übrigen Teil des Jahres ihrem Berufe widmeten. Der Ursprung dieses Brauches ist aus den Akten nicht zu ersehen, weil vor

*) Vergl. die ausgezeichnete Charakteristik dieses Völkleins in Schönherrs einaktiger Tragödie „Karrnerleut'“.

1783 nie die Rede von diesen Vinschger Spielen ist. Aus der Äußerung des Kreisamtes Meran, daß diese Leute „schon bey Mansgedenken“ als Komödianten herumgereist seien, läßt sich wohl vermuten, daß es sich da um einen sehr alten Branch handle, der erst am Ende des 18. Jahrhundertes durch die Behörden unterdrückt worden ist. Vielleicht haben die im ganzen Lande seit den ältesten Passionsspielen*) sehr eifrig und allgemein gepflegten Volksschauspiele als Beispiel gewirkt, vielleicht auch kann uns dieser Branch sogar noch auf die Spur zu noch viel älteren Kumödienaufführungen in Tirol leiten; vorläufig ist aber die frühere Zeit noch zuwenig aufgehellt, um mehr als Vermutungen aufstellen zu können. Während sich die Landesbehörde mit den Volksschauspielen schon seit dem Jahre 1746 näher beschäftigte und sie ihrer Aufsicht unterstellte, wurde die Aufmerksamkeit des Guberniums erst 1783 auf diese herumziehenden Vinschgauer Komödianten gelenkt, als Kaiser Josef II. über die in Tirol herumwandernden ausländischen Schauspielertruppen Auskunft verlangte. Das Kreisamt Bozen fühlte sich damals „verpflichtet, zu weiters gefälliger Veranlassung die Anzeige zu thun, daß ungeachtet es bereits durch zwey Jahre sowohl allhier als in dem übrigen Kreisbezirk die Aufführung der sogenannten Vinschger Spiele eingebothen habe, gleichwohlen allen Vernehmen nach sich diese Leuthe noch hin und wieder, besonders in den abgelegenen Orten betretten lassen“. Zum besseren Verständnis dieser Anzeige muß gesagt werden, daß die Volksschauspiele von 1751 bis 1765 von Kaiserin Maria Theresia verboten waren und 1772 neuerdings verboten worden sind; obwohl die Behörde streng darauf sah, daß das Verbot nicht übertreten werde, war ihr doch diese Art der Komödianten entgangen. Das Kreisamt Meran gibt in seiner vom Gubernium auf die erwähnte Anzeige hin verlangten Rechtfertigung die Erklärung dafür: „Niemals ist man darauf verfallen, daß diese Spieler unter die verbothenen gehörten, weil die unter der Rubrique Komödianten, Gaukler, Charlatans und dergleichen nicht zu rechnen, beynebens auch Inländer sind.“ Das Gubernium antwortete nun auf diesen Bericht: „Nun verdiene das Kreisamt nicht minder als diese unschicksam raisonierende Gerichtsobrigkeit zu Glurns (siehe unten) eine nachdrucksamste Ahndung, daß denen Handwerkern des Gericht Glurns und Mals mit Aufführung der Schauspiele in selben Gegenden hierumzuziehen gestattet worden sey. Das Kreisamt hat demnach diesen Mißbrauch bey Vermeldung eigener Verantwortung mit allem Ernst alsogleich abzustellen, und der Obrigkeit die bisher verhängte Nachsicht und einfältige Beurteilung dieses Gegenstandes auf das schärfeste zu verweisen.“

Der hier erwähnte Bericht des Stadt- und Landrichters zu Glurns, den das Kreisamt Meran durch einige Bemerkungen erweitert übersendet hatte, zeichnet am besten den Charakter dieser Spiele und auch die Stellung, welche die Obrigkeit ihnen gegenüber eingenommen hat, weshalb ich ihn, ergänzt durch die Bemerkungen des Kreisamtes, seinem Wortlaute nach hier wiedergebe. Über die Beschaffenheit der Vinschger Spiele habe er zu berichten: „1. Das die Spielsaufführenden die ehrlichste Leute seyen, wie sie ihre rechtschaffne Auffiehrung durch Zeugnißen von der ganzen Strecke, so sie besuchen, rechtzufertigen im Stande sind. 2. Fiehren sie solche Stücke auf, welche durchaus auf Verbeßerung der Sitten absehen, gleichwie sie solche beruffnermaßen in Klöstern, vor geistlichen und ansehnlichsten Civilfamilien auffiehren. 3. Fiehren sie ihre Stücke weder auf öffentlichen Plätzen, noch auf Theater auf, sondern in die Zimmer, wohin sie beruffen, oder eingelaßen werden (Kreisamt: ‚Diese pflegen geistliche Spiele nur auf jedmahliges Verlangen in Particulär Häusern, ordinarie für 36 kr. und 2 Maß Wein aufzuführen‘). 4. Sind sie kaine verborgne Landstreicher, sondern bleiben bey der ordentlichen Landstraße, verbleiben in Städt und Dörffer offenbar und sind so bekannt, das die besten Leute nach sie schicken. 5. Das sie einfältige Stücke (das Kreisamt Bozen hatte in einer Anzeige gesagt: ‚daß sich unmöglich vorgestellet werden mag, was für einfältig und unsere Religion selbst lächerlich machen müßende Stücke von diesen Leuthen aufgeführet werden‘), das ist sittliche und weder Gaukeleyen noch Galanterie vorstellen, das ist wahr; das aber die sittliche Einfalt das Exilium verdiene, kan ein Vorschlag der

*) Siehe Wackernell: Altdeutsche Passionsspiele in Tirol.

Ueberklugheit seyn. 6. Über diesen sind also die Ursachen, warum sie geduldet wurden, weil die Policeygesetze die ehrliche Hausunterhaltungen bisher noch niemahlen eingebothen hat. 7. Die beklagte aber durch ihre comische Spiele nur Zeitvertreiber in Privathäusern abgeben; ihr Theatre ist der Boden und ein Vorhang (Kreisamt: sie ‚tragen einige Kleyder und einen Vorhang, der eine Scene vorstellt, mit sich‘); die Illumination ein Paar Unschlittkertzen, folglich kan sie der Prunck auch nit gefährlich machen. 8. Mus ich sie als die Winterfinanciers betrachten, denn sie sind ihrer 5 bis 6 (Kreisamt: ‚Handwerkarmanspersohnen‘) in der Bande (deren es, wie das Kreisamt berichtet, damals zweie gegeben hat), und einer erspart sich ohngefähr 20 fl., so sie nach Hause bringen, und auf die Unterhaltung ihrer Familie verwenden (siehe unten das Gesuch vom Jahre 1793). 9. Ich würde also weder billig noch klug gehandelt haben, wenn ich denen armen Leuten einen so unanstößigen, und denen auswertigen Privats selbst angenehmen Titul ein Geld zu gewinnen, und solches in das ohnehin gelddürftige Gericht zu bringen eingebothen hätte. 10. Und kann diesen allen noch beyrücken, das, wenn ihre Aufführung anstößig geweßen wäre, würden sie von denen politischen Aufsichten der seit unrückdenklichen Zeiten besuchten Ortschaften gewiß abgewißen worden seyn. 11. Ich wenigstens muste sie allzeit als Leute ansehen, welche sich zur Winters- das ist arbeitslosen Zeit um Brod bewerben, um dem gemeinen Weesen durch den Bettel nit überlästig zu werden.“ Das Kreisamt fügt noch hinzu, daß „diese Leute schon bey Mansgedenken von Vinstgau über Botzen, Brixen und auch zuweilen bis nacher Pusterthall gehen; *) damit bringen sie das Monat Dezember, Jenner und halb Februar zu, und darmit erwerben sie sich nicht nur für den Winter, sondern auch fürs Frühjahr Brod“.

Wir sehen also aus diesen Andeutungen, wie weit herum diese Vinschger Komödianten bekannt und jedenfalls auch beliebt waren; vielleicht waren sie sogar in ganz Tirol bekannt; denn im Jahre 1792 spielten sie auch im Kreisbezirk Oberinntal und erhielten dazu vom dortigen Kreisamte ein Patent auf zwei Monate.

Die nächste Frage, was für Stücke eigentlich von diesen Komödianten aufgeführt wurden, ist noch schwerer zu beantworten. Hier war von geistlichen Schauspielen die Rede, von denen nach Angabe des Kreisamtes Bozen „die Religion selbst lächerlich gemacht werden konnte“; offenbar sind damit Stoffe aus den Heiligenlegenden gemeint, da man solche Stücke allgemein als geistliche Schauspiele zu bezeichnen pflegte. Wir dürfen uns aber nicht durch den Ausdruck „comische Spiele“ (Punkt 7 des abgedruckten Berichtes) zur Annahme verleiten lassen, daß auch humoristische Spiele, Possen und dergleichen aufgeführt worden sind; der Ausdruck hatte damals eine ganz andere Bedeutung und wurde sogar bei den Passionsspielen sehr häufig angewendet; gleichwohl kann ich mich nicht der Vermutung erwehren, daß, wenn dieser Brauch schon aus viel älteren Zeiten stammen sollte, vielleicht früher einmal Fastnachtspiele aufgeführt wurden, nach deren Verbot die als Bauernkomödien so beliebten geistlichen Schauspiele ihre Stelle ersetzen mußten. Dennoch bleibt auch in diesem Falle zwischen den Vinschger Spielen und jenen Volksschauspielen ein Unterschied, da für die letzteren, wie aus zahlreichen Spielrechnungen und Rollenverzeichnissen entnommen werden kann, meistens eine sehr große Anzahl von Darstellern benötigt wurde, während hier doch nur fünf bis sechs Männer spielten. Das oben zitierte Urteil des Kreisamtes Bozen über die Stücke, „die einfältig seien und unsere Religion selbst lächerlich machen müssen“, muß so aufgefaßt werden, daß damals bereits eine entschiedene Trennung des Volksgeschmackes von dem der Gebildeten stattgefunden hat und daß diese deshalb, wie die meisten Akten aus dieser Zeit beweisen, sehr geringschätzig auf die Bauernkomödien herabsahen, die noch wenige Dezennien vorher auch den oberen Ständen Vergnügen bereitet hatten. Ich glaube deshalb, daß die Vinschger damals nur solche Stücke aufgeführt haben, die ja auch in Glurns und Mals selbst häufig dargestellt worden sind (zum Beispiel in Glurns 1781 ein „Geistliches Bauernspiel“, 1790 „Das Leben des heiligen Pankraz“, in Mals 1783 „Die heilige Hirlanda“, 1793 „Zensurierte Komödien“).

*) Besonders aber im Etsch- und Eisacktal, wie das Kreisamt Bozen berichtet.

In der Erledigung des Berichtes haben wir bereits die Stellung der Landesbehörde diesen Vinschger Spielen gegenüber kennen gelernt; obwohl damals noch alle Volksschauspiele verboten waren, erhielten diese Komödianten auch nach 1790, in welchem Jahre wiederum die allgemeine Erlaubnis erteilt worden war, nie die Bewilligung. So erging es 1791 den Maurergesellen Peter Eder und Johann Ladurner, deren Namen immer wieder in den Gesuchen und Berichten genannt sind. 1792 erhält das Kreisamt Bozen, das sich die Vorschrift erbittet, wie es die Gesuche dieser Komödianten zu behandeln habe, „um dadurch in keine Ungleichförmigkeit gegen die übrigen Kreisbezirke zu verfallen“, die Weisung: „Den herumziehenden Vinschgauer Komödianten ist die Aufführung der Komödien in den Häusern nicht zu gestatten.“ Im Jahre 1793 beschwert sich dieses Kreisamt, daß von demjenigen im Oberinntal den Komödianten sogar ein Patent erteilt worden sei, worauf letzteres den Auftrag erhält, diese Schauspiele zu verbieten.

Als letzte Nachricht von diesen Vinschger Spielen fand ich ein Gesuch des Peter Eder, Johann Ladurner, Benedikt Walnöfer und Johann Strobl vom Jahre 1793, „wie vor einem Jahre den Winter hindurch beyfolgende Komödien (?) aus folgenden Gründen aufführen dürfen: 1. Sind sie alle Maurer und Baucharbeiter, wo sie sich hiemit durch der Winterszeit wenig oder nichts verdienen können; wenn sie also 2. sich nicht von Hause entfernen, und das zur Sommerszeit durch saurer Arbeit eroberte den Winter hindurch nicht ihrer stärker angewachsenen Famil allein überlassen können, so erwartet sie nichts anderes bey dermalig empfindsamer Theuerung als die drückendste Noth, und dabey noch der in einem Vaterherz tief wirkende Schmerz, wenn seine unerzohnen Kinder rufen: Vater, Mutter, gebt uns Brodt, und keines aus ihnen nicht ihren eigenen Hunger stillen kann. Her und her haben sie sich 3. mit Theaterstücken ernähret, und darüberhin sich noch einiges Geld ersparet, dieses also auf einmal entbehren, würde ihnen und besonders heuer dreimal schwerfallen. 4. Können sie sich rühmen, sich jederzeit so betragen zu haben, daß wider ihnen nie eine Klage war, und sie in allen Orten, wo sie die vorigen Jahren sich produziert haben, wiederum gut aufgenommen werden. Endlich haben sie 5. solche Stücke ausgewählet, die nicht das mindeste Anstößige enthalten, und gewiss mit allen Beyfall würden aufgenommen werden.“ Ohwohl der Bürgermeister zu Mals ein gutes Leumundszeugnis ausstellt und obwohl der Landrichter und das Kreisamt im Oberinntal das Gesuch mit der Bedingung befürworten, „daß sie nirgendswo anderst als in dem Wohnsitz der Obrigkeiten spielen dürften, und jedesmal von der betreffenden Ortsobrigkeit noch ehevor derselben zur Einsicht vorgelegten Theaterstücken den erforderlichen Consens einzuhohlen hätten“, wird die Bewilligung nicht erteilt, „da man von Seite der Landesstelle den schädlichen Hang des gemeinen Volkes zu Aufführung der Schauspiele vielmehr zu tilgen, als durch die mit ihren Komedien herumziehenden Handwerksleuten noch mehr zu reitzen gesinnet ist“.

Zum Schlusse sei noch ein Bericht vom Jahre 1791 erwähnt, in dem die Anzeige gemacht wird, daß die Priester zu Auer „im Pfarrvidum unter sich ein Vinschger Spiell (ein Hainzl*) auffiehren“ wollten; und zwar sollte Salomon Geßners (1730—88) einaktiges Schauspiel „Eraat“ und „zur Nachkomedie der Betlstudent“ „auf einem ordentlich zugerichten Theater“ gegeben werden, „hierzu sie aber nicht allgemein, sondern nur bessere Familien von Hauß zu hauß jedoch unendgeltlich invitierten. Aktärs sind 4 Priester, 2 weltliche Persohnen und 2 Knaben“, die Geistlichen „vermummen sich nit nur in verschiedenen Charakter und Verkleidungen gemäs ihrer spiellenden Rolle, sondern kleiden sich auch in Weibsbilder um und stellen so possierliche Figuren vor“. Interessant ist hier die Bezeichnung dieser Aufführungen als Vinschger Spiele; doch kann ich mir den Zusammenhang nicht recht erklären.

---

*) Nach Schmeller, Bayrisches Wörterbuch I, 1138, im verächtlichen Sinne: Komödie, Nachspiel; doch wird es auch bei Jesuitenkomödien und Schulspielen gebraucht.

Zur Krainer Volkskunde.

Von Dr. Otto Jauker.

(Mit 13 Textabbildungen.)

Über „Die krainische Volkskunst auf der Wiener Ausstellung" handelt ein Aufsatz des jetzigen Leiters des krainischen Landesmuseums, Dr. Walter Šmid.*) Während bisher hauptsächlich den vorgeschichtlichen und römischen Funden ein großer Platz eingeräumt wurde, wendet Dr. Šmid seine Aufmerksamkeit auch volkskundlichen Dingen zu, so daß ihm das Museum schon ein reiches Material in kurzer Zeit verdankt und die Sammlung auch nach dieser Seite vervollständigt wird. Als Zweck der Ausstellung wird es bezeichnet, nicht nur einen geschichtlichen Überblick des Bauerngewerbes zu geben, sondern auch zu zeigen, welche Formen selbst in der modernen Zeit eine Fortbildung vertragen. Leider gestattet das Material noch nicht, den überall nachweisbaren romanischen und germanischen Einflüssen auf allen Gebieten nachzugehen, doch sind Ansätze überall zu bemerken.

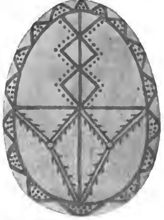



Fig. 64—65. Bemalte Ostereier aus Krain.

Die auf der Wiener Ausstellung vertretenen Bauernarbeiten stammen zum größten Teile aus den Sammlungen des Landesmuseums, von Strabls und Sadnikars und des Museums für österreichische Volkskunde in Wien. Es ist in dieser Zeitschrift von den angegebenen Sammlungen schon einmal die Rede gewesen**) und ich könnte mir jedes weitere Wort ersparen. Allein Dr. Šmid hat auch Eigenes ausgestellt, das Beachtung verdient. Die wenigen Ostereier, die das Museum besaß, sind zu einer interessanten Sammlung von etwa anderthalbhundert Stück ergänzt worden. Der Wechsel in der Farbe und Zeichnung fällt hier auf: geometrische Muster und Linienzüge wechseln mit stilisierten Pflanzen- und Herzformen. (Fig. 64—67.)

Dazu kommt noch eine große Anzahl von Gebäcken aus freier Hand und nach Models. Hier spricht sich die reiche Phantasie und die Freude an vielem Schmuck aus. Es kommen wohlbekannte Formen vor: das Lebkuchenherz, das Wickelkind, der Butzemann mit den Kindern im Korbe, Vogelformen etc. Sie werden aus Roggenmehl gebacken, zu dem oft auch Weizenmehl kommt; ferner nimmt man noch Honig, Pfeffer, Gewürznelken, Muskatnuß u. s. w. Die Laker Bauern stoßen das gebackene Brot nochmals und backen es dann wieder. (Fig. 68—70.)

*) Krajuska narodna umetnost na Dunajski rastavi, im „Slovan" 1906, Heft 6, S. 3—8.

**) Jauker: Über volkskundliche Sammlungen in Krain X., 1906, S. 158 ff.

Mädchen geben im Fasching zum Zeichen ihrer Neigung den Burschen beim Tanze solche Brote, daher die Herzform, mit den Anfangsbuchstaben des Mädchennamens geziert. Die Brote, die in den Buden verkauft werden, haben meist religiöse Motive: Herz, Kelch, Kreuz, Taube mit Ölzweig. In der Gegend von Dražgoše werden eigene kleine Brote gebacken und mit Bändern geschmückt, die dann von den Mädchen den Burschen an der Brust befestigt werden.

Ob diese herkömmlichen Formen den sogenannten Gebildbroten entsprechen, wage ich nicht zu entscheiden. Nachdem Hofrat Max Höfler in neuerer Zeit in einer ganzen Reihe gediegener und gründlicher Arbeiten die Frage der Kultgebäcke behandelt hat, finden diese Gegenstände verdoppeltes Interesse. Leider fehlen hier die Angaben der volkstümlichen Namen, der Kultzeiten, an denen sie bereitet werden, die Anschauungen und Gebräuche, die sich daran knüpfen. Vielleicht gibt uns eine zusammenhängende

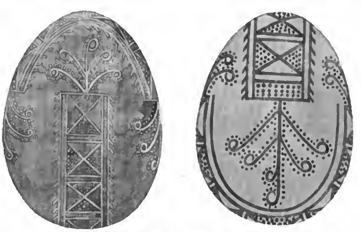


Fig. 66—67. Bemalte Ostereier aus Krain.

Darstellung darüber Licht. Von großem Interesse ist jedenfalls ein monströser, grellfarbiger Hochzeitskuchen (pogača), der gegenwärtig im Landesmuseum ausgestellt ist. Auf dem alten Eichentisch von 1771 hat er Platz gefunden. Der Kuchen selbst mißt 50 *cm* im Durchmesser und ist 26 *cm* hoch. Darauf sind dann eine Menge Stäbe gesteckt, die mit roten, blauen, gelben Papierblumen, Röschen, Ketten, Bändern, mit Fähnchen aus Goldblech und ausgeschnittenen, bäuerlich bemalten Bildern geschmückt sind. Das Ganze ist etwa 1·38 *m* hoch und sieht so etwa wie der Kopfschmuck eines Wildenhäuptlings aus. Auch ornamentierten Käse gibt es. (Fig. 71—75.)

Von Kleidungsstücken sind namentlich die vielen Goldhauben zu erwähnen, die nun das Museum besitzt. Die Zeit der Entstehung dieser Mode ist unbekannt; die ältesten stammen aus dem 16. Jahrhundert. Sie haben nichts spezifisch Krainisches, der Unterschied der Form ist lokal. Der breite Rand (die „Form") ist zur Zeit Maria Theresias reich geschmückt, der ganze Stoffgrund mit Gold bedeckt, darauf aus Baumschwamm geschnittene Ornamente mit Gold oder Silber überzogen. Nach Maria Theresia leichtere Formen aus Samt mit Goldstickerei. Später wird die Form individualisiert, an Stelle des schwarzen Samts tritt verschiedenfärbiger Grund. Neben den Goldhauben gibt es auch Trauerhauben in Schwarz.

Zu den Eigentümlichkeiten der Gewandung gehören natürlich die gestickten Hemden Gürtel und Schnallen, Seidenkleider und Taschen u. s. w. Bezeichnend und interessant

ist das mit besonderer Sorgfalt ausgestattete Kopftuch (peča). Zur Zeit Valvasors war es die Alltagskopfbedeckung. Reich verziert ist die herunterhängende Ecke des Tuches, hier findet ein Strauß stilisierter Blumen Platz, die sogenannte „Rose". Das Muster besteht zum größten Teile aus stilisierten Pflanzenformen, die im Strauß oder in sonderbaren Spiralen gebildet sind. Rosen und Nelken, Lilien, Farrenkräuter sind vertreten. Die Petsche ist mit Tüll-, Klöpel- oder einfachen Spitzen eingefaßt.





Fig. 68. Verziertes Herz (Lebkuchen), Krain.



Fig. 69. Butzemann mit Kindern im Korb (Lebkuchen), Krain.

Zur Bauernkunst gehören auch die Malereien auf Spiegelglas. Sie sollen aus Deutschland durch Freisingische Kolonisten in die Loker Gegend gebracht worden sein, wo sich die Vorfahren des Malers Peter Žmitek noch damit befaßten. Es sind meist Heiligenbilder, wie sie für den Hausaltar des Bauern bestimmt sind; doch kommen auch Gelübdebilder (ex voto) und Marterldarstellungen vor; die Ausführung ist ziemlich roh und bäurisch. Dieselbe Art der Darstellung wie auch die Verwendung stilisierter Pflanzenformen finden wir zum Teil getreulich wieder in den Stirnbrettern der Bienenstöcke, in der Bemalung der Truhen, in der Stickerei der Tücher und Hauben. Dr. Šmid, der selbst Bienenzüchter ist, hat ein besonderes Augenmerk auf die originellen Darstellungen auf den Stirnbrettern gerichtet.*) Die Sitte, diese Stirnbretter mit religiösen, geschichtlichen und Darstellungen aus dem Volksleben zu schmücken, erstreckt sich über Krain und die angrenzenden Teile von Oberkärnten; die pannonischen Slowenen kennen sie nicht. Vorherrschend sind



Fig. 70. Vogel (Lebkuchen), Krain.

*) W. Šmid: Der bildliche Schmuck der Krainer Bienenstöcke. Mitt. d. Musealvereines f. Krain 1905, S. 103 ff. Vergl. J. Wester: Krainische Stirnbretter d. Bienenstöcke und unsere Folklore. Slovan 1906, S. 23 ff.

religiöse Stoffe: Job auf dem Misthaufen (er soll der erste Bienenzüchter gewesen sein*), der Bienenpatron St. Ambrosius, Schilderungen aus der biblischen Geschichte. Daneben kommen auch Bilder aus der Landesgeschichte vor: der Sturm auf die Feste Sissek (1593), aus dem Cillier Erbfolgestreit (Jan Vitovec), aus den Franzosenkriegen. Auf den Glasgemälden und Bienenstöcken finden wir oft die Darstellung des Flödnigger Barons, der auf die Bitten des heil. Anton von Padua aus der Hölle kommt, um für die Richtigkeit einer geleisteten Zahlung einzustehen.

Daneben finden wir auch satirische Stoffe: die Teufelswäsche, das Zungenschleifen, das furchtsame Schneiderlein, der honignaschende Bär u. s. w. Die älteste Darstellung stammt von 1770. Die älteren Stirnbretter sind zum Teile auch plastisch ausgearbeitet.



Fig. 71. Löffel mit geschnitztem Stiel. Hausindustrie in den Steiner Alpen.

Fig. 72—78. Verzierte Schafkäse (Seitenansicht und Draufsicht) nebst Holzmodeln zur Verzierung solcher. Steiner Alpen in Krain.

Zum Schlusse noch einige Bemerkungen: Auf einigen Stirnbrettern von Bienenhäusern sehen wir Job auf dem Misthaufen, neben ihm zwei Bauernmusikanten und ein zorniges Weib. Dr Šmid erfuhr darüber von einem sehr alten Manne folgende Deutung: Job saß, mit Aussatz und Ungeziefer bedeckt, auf dem Misthaufen und erfreute sich an der Musik der beiden Spieler; sein keifendes Weib ermahnte ihn, die Spieler auch zu bezahlen. Da griff er unter die Achsel und warf den Musikanten einige Würmer zu, die sich alsbald in Goldstücke verwandelten. Die Frau, die das gesehen hatte, bat ihn auch um etwas. Wieder griff er unter die Achsel und warf ihr einige Würmer zu; aber diese verwandelten sich in Bienen, die die Frau zerstachen.

Die für Krain so bezeichnenden Majolikakrüge mit dem geschweiften Rande und dem traditionellen Doppeladler, der übrigens auf Stickereien, Pfeifenköpfen, Bienenstöcken u. s. w. vorkommt, spielen noch heute eine Rolle. Ein solcher Krug wird der Braut von den Eltern mitgegeben und bei der Geburt eines Kindes wird ihr daraus ein Trunk gereicht. Auch wenn die Braut ihr neues Heim betritt, wird ihr von den Eltern des Bräutigams ein Miniaturkrügelchen gereicht, mit dem sie den versammelten Gästen den Willkomm spendet.

*) Siehe den Schluß der Abhandlung.

Sonnen- und Mondesfinsternis.

Volksglauben der Rumänen in den Karpathen der Bukowina.

Mitgeteilt von Elias Weslowski, Kimpolung.

Vielleicht noch aus der heidnischen Zeit stammt bei den Rumänen der Aberglaube, daß es eine große Sünde sei, bei Mondlicht zu spinnen. Spinnen dennoch Frauen oder Mädchen bei Mondlicht, denn werden ihnen die gesponnenen Fäden bei Nacht von einer Art Drachen heimlich entwendet. Diese Drachen heißen im Volksmunde „Vîrcolaci", haben eherne Hundsköpfe und sind die erbittertsten Feinde der Menschheit. In manchen Gegenden wird behauptet, daß diese bösen Geschöpfe den Lindwürmern ähnlich, jedoch sehr häßlich sind. Ihr Lebenszweck ist, die Sonne und den Mond zu vernichten, wodurch auch die Menschheit zugrunde gehen müßte.

Wenn man auf der Erde Herbstfäden sieht, dann erzählen sich die alten Weiber, daß die „Vîrcolaci" wieder einen Angriff auf einen der genannten Himmelskörper unternommen haben. Die Fäden, welche den Frauen und Mädchen, die bei Mondlicht gesponnen haben, entwendet wurden, werden bis zur Sonne oder bis zum Mond gespannt. Auf diesen Fäden klettern dann die beschriebenen Geschöpfe, bis sie ihr Ziel erreicht haben.

Ist Sonnen- oder Mondesfinsternis eingetreten, dann erzählt man, daß sich Sonne oder Mond in einer kritischen Lage befinden. Es ist ein untrügerisches Zeichen, daß ein Hauptangriff der „Vîrcolaci" auf eines dieser Gestirne erfolgt ist. Die Himmelskörper sehen dann wie blutrote Scheiben aus und befinden sich in einem sehr erregten Zustande. Stellt man eine Molter mit Wasser so auf, daß sich Sonne oder Mond darin wiederspiegeln, dann bemerkt man auch, wie die „Vîrcolaci" auf einen oder den andern der erwähnten Himmelskörper, je nachdem Sonnen- oder Mondfinsternis ist, stürzen und unaufhörlich beißen.

Zum Glück verbrennen sich diese Geschöpfe immer derart, daß sie nach kurzer Zeit ihren Angriff aufgeben müssen, von Zeit zu Zeit jedoch denselben wieder erneuern.

Sollte ihnen einmal gelingen, was sie auch bezwecken, die Sonne oder den Mond ganz zu vernichten, dann müßte auch die Welt zugrunde gehen.

Weltuntergang.

Volksglauben der Rumänen in den Karpathen der Bukowina.

Mitgeteilt von Elias Weslowski, Kimpolung.

Nachdem Gott die Erde geschaffen, stellte er sie auf sechs mächtige goldene Säulen auf. Mißgestimmt jedoch später durch den Sündenfall der Menschheit, wollte der Schöpfer die Erde ganz zerstören und schickte sich so, die Säulen, auf welchen die Erde ruhte, zu untersägen. Zwei Säulen waren bereits abgesägt, als die Erde ins Schwanken geriet. Hierdurch ergoß sich das Meerwasser über die Erdoberfläche und es entstand die Sündflut, durch welche der größte Teil der Menschheit zugrunde ging. Durch das Wehklagen und Jammern der Menschheit gerührt, ließ der Schöpfer von seinem Vorhaben, die Erde ganz zu zerstören und die Menschheit zu vernichten, ab, sann jedoch nach, wie er die vier Teufel, welche an dem Sündenfall der Menschen schuld waren, gebührend bestrafen könnte. Nach langem Sinnen verwandelte Gott die Teufel in ungeheure Fische mit goldenen Schuppen, ließ sie auf die übrig gebliebenen vier goldenen Säulen aufstellen und auf ihren Rücken stellte er die Erde. So müssen diese Fische zur Strafe die Erde auf ihren Rücken tragen. Wenn sich einer dieser Fische dann und wann rührt oder eine Flosse bewegt, dann entsteht ein Erdbeben. Einer dieser Fische ist schon zugrunde gegangen und um das Jahr 2000 wird auch ein zweiter zugrunde gehen, dann ist auch das Ende der Welt nahe. Die Welt kann aber auch früher zugrunde gehen. Die übrig gebliebenen Fische hassen einander sehr, und da trachtet einer den anderen zu vernichten. Sollten sie einmal in Streit geraten, dann hat die Menschheit nichts Gutes zu erwarten, die Erde müßte stürzen und zertrümmern, und kein Stäubchen würde dann von ihr übrig bleiben.

III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn und seinen Grenzgebieten.

Von dem durch den Verband deutscher Ingenieur- und Architektenvereine im Jahre 1894 angeregten großen Werke, einer genauen Darstellung des Bauernhauses im deutschen Gebiete in Mitteleuropa, sind bereits der schweizerische und österreichische Teil vollständig erschienen, während der reichsdeutsche in Tafeln und Text der Vollendung nahe ist. Das Gesamtwerk macht durch seinen Umfang sowohl als auch durch die sorgfältige Ausführung einen ausgezeichneten Eindruck. Die große Zahl von genau bis in die letzten Einzelheiten gezeichneten, aus allen wichtigen Gegenden mit Geschick ausgewählten Häusern stellt das Werk, was Inhalt und Ausstattung anbetrifft, an die vorderste Stelle aller bisherigen einschlägigen Arbeiten. Auch bisher eingehend behandelte Gebiete erfahren noch weitere Ergänzungen, zahlreiche unbekannte oder verborgene Formen werden ans Licht gezogen und alles ist in einheitlicher vereinbarter Form von geschickten Händen wiedergegeben. Während man sich früher meist mit mehr oder weniger gelungenen Skizzen in zahlreichen Zeitschriften und oft schwer zugänglichen Ausgaben behelfen mußte, sind die Zeichnungen nach genauen Aufnahmen in genügender Größe mit allen Einzelheiten von volkskundlichem oder künstlerischem Werte von berufenen Kräften ausgearbeitet und in einem Werke vereinigt worden. Die Vereine haben sich in der Auswahl der Gegenstände durchaus nicht von engherzigen Standesinteressen leiten lassen, sondern hauptsächlich das Volkskundliche und die volkstümlichen Zierformen herangezogen und die ausdrückliche Bedingung gestellt, daß nur ältere Formen spätestens bis Mitte des vorigen Jahrhundertes in Betracht gezogen werden dürfen. Für das Studium des Bauernhauses ist dadurch ein Werk geschaffen worden, welches fast lückenlos einen Überblick über die Bauernhäuser von ganz Mitteleuropa erlaubt.

Wir wollen uns gegenwärtig nur mit dem Werke des Österreichischen Ingenieur- und Architektenvereines »Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn und seinen Grenzgebieten« befassen. Von den 75 Tafeln entfallen unter anderem auf Oberösterreich und Kärnten je 7, Steiermark und Tirol je 8, auf Böhmen 16, während die ungarischen Deutschen und die Siebenbürger Sachsen mit zusammen 5 Tafeln vertreten sind.

Eine wichtige Frage war die Form des Textes. Derselbe konnte entweder als bloßer Begleiter der Tafeln aufgefaßt werden und hätte damit manche Bequemlichkeit beim flüchtigen Studium der Pläne

geboten. Dabei wären aber nicht nur zahlreiche Wiederholungen nötig geworden, sondern das Gemeinsame der ganzen Arbeit wäre nicht hervorgetreten. Jener großen Zahl ernsterer Leser, die es auf tieferes Eindringen in den Gegenstand, die Herstellung des Zusammenhanges in der erdrückenden Mannigfaltigkeit, die Sonderung in bestimmte, von äußeren Einflüssen und Stammesherkunft herrührende Gruppen abgesehen hatten, wäre nichts übrig geblieben, als sich mühselig aus dem umfangreichen Stoffe selbst die nötigen Folgerungen zu ziehen, eine Arbeit, der sich für eigene Zwecke nur wenige unterzogen hätten, wodurch der Wert des Werkes eine bedeutende Einbuße erlitten hätte. Die Verfasser des Textes (Dr. M. Haberlandt und A. Dachler) waren sich daher über den einzuschlagenden Weg bald klar, und nachdem ihnen der Ausschuß des Vereines nur im Umfange gewisse Beschränkungen auferlegt, sonst aber die Anordnung des Textbandes überlassen hatte, beschlossen sie, eine in geschichtlicher, ethnographischer, technischer und kunstgeschichtlicher Beziehung allgemeine systematische Behandlung der Bauernhäuser auszuarbeiten, wobei aber auch die Einzelheiten Berücksichtigung finden mußten.

Der erste, geschichtliche und ethnographische Teil erörtert die allgemeinen Fragen, bringt einen Abriß der Geschichte und die Literatur der Bauernhausforschung. Hierauf wird die Bevölkerung der Monarchie geschildert, schließlich die Art der Besiedelung beider Reichsteile, abhängig von Volksart und anderen äußeren Einflüssen, dargelegt.

Der zweite Teil des Textes über Anlage, Herstellung und Zierformen des Bauernhauses mußte auf Grund der Pläne, Textabbildungen und von sechs Texttafeln über alle typischen Bauernhausformen der Monarchie in logischer Entwicklung bis in die letzten Einzelheiten vordringen. Doch wurde auch hier von der allgemeinen Behandlung ausgegangen und im Rahmen derselben alles Wissenswerte gebracht.

Wie schon erwähnt, ist dadurch die Forschung über bestimmte Häuser etwas erschwert, da die Eigentümlichkeiten derselben meist an mehreren Stellen zu suchen sind. Nun braucht der geübte Hausforscher in der Regel eine solche Begleiterklärung für einzelne Häuser nicht, hat dagegen den Vorteil, daß er mit einemmal ganze Reihen ähnlicher Häuser oder Einzelheiten kennen lernt. Die Ähnlichkeit an vielen, besonders benachbarten Häusern ist oft so groß, daß nur einzelne Abweichungen bemerkt werden mußten. Damit ist mit einem Schlage die Verwandtschaft verschiedener Gebiete klargelegt.

Die leitende Richtschnur war bei Häusern, Einrichtungen und Kunstformen, vom Allgemeinen ins Besondere zu gehen, die gleichen Erscheinungen in verschiedenen Ländern und zu verschiedenen Zeiten, aber auch wieder die örtlichen Abweichungen festzulegen sowie ihre Ursachen und die Herkunft klarzustellen. Schließlich ist jede nur halbwegs beachtenswerte Einzelheit der Pläne an betreffender Stelle hervorgehoben und dabei mit ähnlichen zusammengestellt.

Dieser Vorgang ist bei dem gegenwärtigen Stande der Hausforschung unbedingt nötig. Die Anhäufung des seit Jahren gesammelten höchst umfangreichen Stoffes gleicht einem riesigen ungeordneten Warenlager, dessen Reichtum nicht leicht zu ermessen ist, dessen Mängel ebenfalls nur bei äußerst mühsamem Suchen zutage treten. Die Einzelforschung ist nur Mittel zum Zweck und bis jetzt zuwenig zur Verallgemeinerung ausgenützt worden. Henning hat am Beginne der Hausforschung, jedenfalls auf Grund umfangreicher Vorarbeiten, die uns, wie es scheint, unbekannt geblieben sind, eine Hauseinteilung nach Stämmen getroffen, welche als Leitfaden dienen konnte, leider aber von vielen Nachfolgern ohne Anlaß beiseite geschoben wurde. Im vorliegenden Werke ist auf Grund von umfassenden Beobachtungen die Einteilung Hennings beibehalten worden, da sie den Verhältnissen der Wirklichkeit vollkommen entspricht und von den Gegnern auch nicht der geringste Versuch gemacht wurde, sie wirksam zu bekämpfen oder etwas anderes an ihre Stelle zu setzen.

Auf Grundlage dieser Einteilung, die zugleich der Stammesgeschichte entspricht, wurde in den Texttafeln die Entwicklung des Grundrisses von den einfachsten Formen bis zur Gegenwart durchgeführt und dabei stets auf noch bestehende Beispiele hingewiesen.

Durch diesen Vorgang konnte in die sonst verwirrende Menge von Beschreibungen eine Übersichtlichkeit gebracht werden, die jedem Leser gestattet, nicht nur jeden Grundriß, sondern auch Einzelheiten und Kunstformen jeder Art mit leichter Mühe an die richtige Stelle einzureihen. Ebenso bequem wird es sein, über jeden Gegenstand das Wichtigste zu erfahren. Nur in jenen Fällen, wo bestimmte Häuser oder Landstriche studiert werden sollen, wird es mitunter nötig sein, sich des Registers zu bedienen.

Eine Beigabe des Buches, welche dazu dienen wird, die Übersicht ganz besonders zu erleichtern, ist die zum erstenmal in diesem Umfange versuchte Karte aller Hausformen von Österreich-Ungarn, in welcher nicht nur diese nach der gewählten Einteilung der Formen, sondern auch die Volksstämme und zahlreiche andere Eigentümlichkeiten in ihren Grenzen dargestellt sind, als: Waldhufen, Einzelhöfe, die ungarischen Pußten- und Herrschaftsgebiete, Fachwerk und verschiedene Zierformen. Im Text ist dazu eine eingehende Beschreibung der Hausgebiete durchgeführt worden, wodurch eine gründliche Übersicht und Zusammenfassung zerstreut vorkommender Formen ermöglicht wird.

Im Kapitel »Herstellung des Bauernhauses« sind alle Einzelheiten, wie dies auch bei anderen Abteilungen geschehen ist, nach Gebieten abgegrenzt beschrieben, beziehungsweise das Vorkommen vermerkt, und es ist wie bei den Hausformen die Entstehung der letzten, modernen Formen aus den ursprünglichen angegeben. Hier wird besonders der stufenweise Fortschritt in den Heizanlagen

sowohl der Zeit nach als auch von Land zu Land interessieren, für dessen Darstellung in der Monarchie geradezu Musterbeispiele vorliegen, welche eine ununterbrochene Reihe vom einfachsten Herdfeuer bis zum modernen Sparherd aufzustellen erlauben. Desgleichen wird auf die in ähnlicher Weise behandelten, kaum weniger merkwürdigen Beleuchtungsanlagen verwiesen.

Nach Schilderung der mit dem Bauernhause zusammenhängenden Baulichkeiten und der religiösen Anlagen ist ein breiter Raum der Bauernkunst gewidmet, die zwar größtenteils der Vergangenheit angehört, doch immerhin als Grundlage der Schulkunst vieles Interesse bietet. Auch hier lassen sich alle Stufen vom selbsterfindenden Bauer bis zum Kunsthandwerker verfolgen. Mit der Anführung der bemerkenswertesten Hausinschriften und der volkstümlichen Benennungen schließt das Buch. Anton Dachler.

Städtisches Museum in Freiwaldau. Ende 1905 bezog dieses unter der eifrigen und sachverständigen Leitung des Herrn Redakteur Adolf Kettner stehende Lokalmuseum sein neues Heim, bei welcher Gelegenheit der Obmann des Museumskomitees Pfarrer Neugebauer sehr bemerkenswerte Worte über die Bedeutung volkskundlicher Ortsmuseen sprach. Das Museum verfügt jetzt über drei hübsche Räume. In dem ersten befinden sich Waffen, Erinnerungen an die damals bestandene Nationalgarde und die Münzensammlungen, im zweiten die Trachten, die schöne Sammlung von Gläsern und Geschirr u. s. w., im dritten allerlei ehrwürdiger Hausrat, darunter auch die Wiege, in welcher einst Dr. Prießnitz, der Begründer des Wasserheilverfahrens, gelegen.

Egerländer Volkskunde. Der IX. Jahrgang (1905) der Zeitschrift „Unser Egerland" (Blätter für Egerländer Volkskunde, herausgegeben von Alois John in Eger) hat wieder eine Reihe beachtenswerter Abhandlungen und Aufsätze gebracht. Erwähnt seien: Das nordgauische Sprachgebiet in Böhmen, von Alois John (Grenzen, Umfang und Ausdehnung des nordgauischen Dialektes mit einer Karte), Beiträge zur volkstümlichen Pflanzennamenskunde von Professor Maiwald, Hans Heiling in Sage und Dichtung von J. Hahn, Johann Sensenschmid aus Eger, der erste Buchdrucker aus Deutschböhmen, von † Professor Pandler. In die Welt der Sitten und Bräuche gehören die Aufsätze: Maibräuche im Ascher Gebiet von K. Alberti, Hochzeits- und Totenbräuche von Professor Bachmann, Begräbnisbräuche aus Jachnitz von A. Fietz. Die goldene Stunde von Alois John. — Beiträge zur Kenntnis der nordgauischen Mundart liefern die Professoren Lößl und Schiepek, Dr. Gerbet und Hahn, die geschichtlichen Sagen des Egerlandes verzeichnet Alois John, über Egerländer Gebildbrote handelt Hofrat Dr. Höfler. Den Volksaberglauben berühren die Aufsätze: Herd und Herdgeräte von Alois John und Haberditzl, der Miltiganer Wunderdoktor von Professor Sommert. Ranks Heimat schildert J. Blau. Außer reichhaltigen „Kleinen Mitteilungen und Bücheranzeigen" findet sich noch eine Anzeige des Buches: Sitte, Brauch und Volksglaube im deutschen Westböhmen von Alois John (Prag, Calve 1905) durch Professor Hauffen.

Der kürzlich begonnene X. Jahrgang bringt im 1. Heft: Ländliche Bauten aus dem Egerlande (mit 2 Tafeln) von Alois John; ein historisches Lied auf Eger aus dem Jahre 1742, Sonntag und Montag im Volksglauben von Köferl, Der Siebenschritt von Dr. Hermann, Winteridyll von Bachmann, Umfrage über kriminellen Aberglauben von Dr. Hellwig, außerdem Kleine Mitteilungen, Bücheranzeigen, Berichte aus Egerländer Vereinen und anderes. — Heft 2 und 3 ist als Festschrift anläßlich der fünfundzwanzigjährigen Jubelfeier des Egerländer Vereines in Wien erschienen; die Bedeutung des Egerländers in der Ferne und des Vereines selbst, dessen Wesen, Werden und Geschichte wird in

einer Reihe anziehender Aufsätze von Dr. L. Bnberl, Prof. Pistl, Anton Treixler geschildert, dem sich noch „Ernst und Humor" aus der Kneipzeitung des Vereines anschließt mit einer Menge köstlicher Beiträge in der Mundart. — Heft 4 und 5 (Karlsbader Heft) ist der Volkskunde Karlsbads und der Umgebung gewidmet und enthält in über 30 Aufsätzen und über 100 Textbildern Volkskundliches aus Karlsbad, Beiträge über Nahrung, Haus und Hof, Garten, Tracht und Volkskunst, Sitte und Brauch, Aberglaube, Volkslieder, Namen und Ortskunde und stellt so eine Volkskunde im Kleinen für die Karlsbader Landschaft dar.

Das Heft wird auch in einer Sonderausgabe erscheinen; weiters wird eine volkskundliche Mappe mit 27 Kunstblättern (letztere zu beziehen bei H. Jacob in Karlsbad) zur Ausgabe gelangen. Eine besondere Anzeige dieses Heftes soll nach dem Erscheinen erfolgen. — Das Schlußheft wird Personen- und Sachregister über sämtliche zehn Jahrgänge von „Unser Egerland" (1897 bis 1906) bringen und zugleich zeigen, welch reiche Fülle von Material in diesen zehn Jahrgängen für Egerländer Volkskunde gesammelt und aufgezeichnet wurde.

Kulturhistorische Ausstellung aus dem Böhmerwalde in Eisenstein. Am 5. August wird in Eisenstein eine von dem äußerst rührigen Verein „Deutsche Heimat" veranstaltete kulturhistorische Ausstellung aus dem Böhmerwalde eröffnet, welche bis 2. September währen wird. Indem wir ihre Eröffnung freundlichst begrüßen, behalten wir uns eine ausführliche Würdigung derselben nach erfolgter Besichtigung vor.

Volkskundliche Sammlungen in Niederösterreich. In dem kürzlich erschienenen Tätigkeitsbericht der verdienstvollen „Krahuletz-Gesellschaft" in Eggenburg für das Jahr 1905, welcher ein äußerst sympathisches Bild von der liebevollen und weitausgreifenden Tätigkeit dieses Vereines gewährt, hat Dr. Eugen Frischauf, der bekannte Sammler und ausgezeichnete Kenner von Niederösterreichs Volkstum, einen sehr wertvollen Überblick über Museen und Sammlungen in Niederösterreich auf Grund umfaßender Umfragen und mit Unterstützung der Bezirkshauptmannschaften geliefert. „Der Zweck der Arbeit war", wie Dr. Frischauf sich äußert, „in erster Linie den Besuch der heimatlichen Schätze zu erleichtern und zu heben, indem die Aufmerksamkeit des großen Publikums auf die im Lande Niederösterreich befindlichen Sehenswürdigkeiten gelenkt und der Inhalt der Sammlungen sowohl, als die Besuchszeiten und -Modalitäten mitgeteilt wurden. In weiterer Linie wurde an einen möglichen Zusammenschluß der niederösterreichischen Museen und Sammlungen zu dem Zwecke gedacht, um der in erschreckender Weise gerade in unserem Kronlande vorwärts schreitenden Vernichtung der heimatlichen Kultur, durch Pflege der Heimatkunst, Schutz der heimatlichen Denkmäler und Erhaltung volkskundlicher Gegenstände im Volke selbst mit vereinter Kraft entgegenzutreten, eine für Lokalmuseen wichtigere und dankbare Aufgabe, als die Anhäufung der Gegenstände im Museum".

Im folgenden seien aus der Zusammenstellung Dr. E. Frischaufs die Sammlungen, welche über volkskundliche Gegenstände aus Niederösterreich verfügen, herausgehoben.

1. Baden bei Wien: Museum der niederösterreichischen Landesfreunde.
2. Dreistetten (Bezirk Wiener-Neustadt): Gastwirt Leopold Scherrer.
3. Drosendorf (Bezirk Horn): Franz Kießling, Ingenieur.
4. Eggenburg (Bezirk Horn): Krahuletz-Museum.
5. Gars (Bezirk Horn): Marktgemeinde.
6. Hollabrunn: Gemeinde.
7. Klosterneuburg: Chorherrenstift.
8. Korneuburg: Städtisches Museum.
9. Krems: Städtisches Museum.
10. Kreuzenstein: Graf Hans Wilczek.
11. Melk: Stadtgemeinde.
12. Mistelbach: Städtisches Museum.
13. Mödling: Museumsverein.
14. Neustadt (Wiener-): Stadtgemeinde.

15. Poysdorf (Bezirk Mistelbach): Vinz. Kudernatsch, Sattlermeister.
16. Rosenburg (Bezirk Horn): Ernst Graf Hoyos-Sprinzenstein.
17. Stockerau: Stadtgemeinde.
18. Waidhofen a. d. Ybbs: Musealverein.
19. Zwettl: Stadtgemeinde.
20. Zwettl: Zistarzienserstift.

Hauptversammlung des Gesamtvereines der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Wien vom 24. bis 28. September 1906.

Seite 110 des laufenden Bandes dieser Zeitschrift findet sich eine vorläufige Mitteilung über diese bevorstehende Tagung, deren V. Sektion der Volkskunde gewidmet sein wird. Das soeben ausgegebene Programm verzeichnet für diese V. Abteilung:

1. Berichte über Methode und Erfolg der Bauernhausforschung von Dr. M. Haberlandt, Prof. Dr. R. Meringer in Graz, A. Dachler, Prof. Dr. O. Brenner in Würzburg.

2. Charakteristik der Alpenjodler von Prof. Dr. J. Pommer.

3. Antrag von R. Wossidlo in Waren, betreffs Gründung einer bibliographischen Zentralstelle für Volkskunde.

4. Antrag von Dr. O. Lauffer in Frankfurt a. M., betreffend Änderung des Namens der V. Abteilung.

Der Ortsausschuß (Prof. Dr. O Redlich, Vorsitzender, Kustos Dr. M. Vancsa, Schriftführer) erbittet schriftliche Anmeldung der Teilnehmer (Beitrag *K* 4.—) zur Hauptversammlung bis zum 15. September an Herrn Dr. L. Bittner, Wien, I. Minoritenplatz, Staatsarchiv.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Besprechungen:

3. Bunte Hafnerkeramik der Renaissance in den österreichischen Ländern Österreich ob der Enns und Salzburg. Bei besonderer Berücksichtigung ihrer Beziehungen zu den gleichzeitigen Arbeiten der Nürnberger Hafner. Von Alfred Walcher Ritter von Moltbein, Kustos der Kunstsammlungen des Grafen Wilczek. Wien 1906. Kommissionsverlag von Gilhofer & Ranschburg. Mit 10 Beilagen, 140 Textabbildungen und 25 Foliotafeln, zumeist in Farbendruck. Fol. VIII, 121 S. Gedruckt bei Adolf Holzhausen in 300 numerierten Exemplaren.*)

Dieses herrliche Werk ist in jeder Beziehung ein ungewöhnliches Ereignis der Fachliteratur. Ungewöhnlich durch die Fülle neuer, gesicherter und weitausgreifender Aufschlüsse, die es auf einem noch sehr wenig durchsuchten und unklar gebliebenen Wissenschaftsgebiete beibringt; ungewöhnlich durch die musterhafte Gründlichkeit und Strenge der Methodik, die hier einem Gegenstand zuteil wird, der — die Domäne zahlreicher, wissenschaftlich ungeschulter Amateurs und Sammler — bisher zumeist sehr dilettantisch beurteilt und behandelt worden ist; und ungewöhnlich vor allem durch den herrlichen und freigebigen Bilderschmuck, der die behandelten Gegenstände zum größten Teil unmittelbar vor die Anschauung des Lesers stellt. Daß dabei der Verfasser, den wir als Fachautorität und glücklichen Forscher auf dem Gebiete der Geschichte unserer einheimischen Keramik längst verehren, persönlich mit ungewöhnlicher Munifizenz die größten Opfer zu bringen hatte, ist jedem Eingeweihten klar. Diese ungewöhnlichen Opfer an wissenschaftlicher Leistungskraft, künstlerischer Sorgfalt und finanziellem Aufwand sind hier an einen Gegenstand gewendet, der ein bisher noch wenig oder fast gar nicht

*) Die Abbildungen 76—98 sind dem vorliegenden Werke entnommen; für die gütige Überlassung der Klischees sind wir Herrn Alfred v. Walcher zu verbindlichstem Dank verpflichtet. D. Red.

studiertes Kapitel der Geschichte des volkstümlichen österreichischen Kunstgewerbes darstellt. Mit Recht nennt der Verfasser sein Buch den ersten Versuch einer Geschichte der Hafnerkeramik in Oberösterreich und Salzburg während der Renaissanceperiode. Über die



Fig. 76. Siegel des Hafners Wolfgang Stockher in Steyr. 1555.

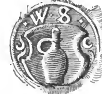


Fig. 77. Siegel des Hafners Wolfgang Stadler in Steyr. 1544.



Fig. 78. Siegel des Hafners Jörig Loindl in Steyr. 1544.



Fig. 79. Siegel des Hafners Jörig Loindl in Steyr. 1555.



Fig. 80. Siegel des Hafners Florian Gruber in Steyr. 1555.



Fig. 81. Siegel des Hafners Wolfgang Piersackh in Steyr. 1544.



Fig. 84. Tonbecher, blau und grün glasiert. Oberösterreich, um 1550. Sammlung Eugen v. Miller-Aichholz.



Fig. 82. Siegel des Hafners Wolfgang Piersackh in Steyr. 1555.



Fig. 83. Siegel des Hafners Peter Winntermair in Steyr. 1555.



Fig. 85. Tonbecher, bunt glasiert, mit Lüsterreflex. Südl. Oberösterreich, vermutl. Enns. Beginnendes 16. Jahrhundert. Sammlung A. Walcher Ritter v. Molthein.

Beteiligung dieser Alpenländer an der für Süddeutschland so charakteristischen Gefäß- und Ofengruppe bestanden bisher bloß Vermutungen und die vorhandene Fachliteratur nannte uns Salzburg, Vöcklabruck und Gmunden als möglicherweise in Betracht kommende

Fabrikationsstätten. Demgegenüber hat nun v. W a l c h e r durch Studium archivalischen Materials aus städtischen und privaten Archiven sowie aus Zunftladen (höchst interessantes Material an Hafnerordnungen ist davon in den Beilagen I—X mitgeteilt), durch die Untersuchung der Fundstellen, durch Scherbenfunde, durch eine völlige Beherrschung des einschlägigen Sammlungsmaterials u. s. w. zum erstenmal ein so erschöpfend als möglich gehaltenes Bild der in Oberösterreich und Salzburg erzeugten Hafnergeschirre und Öfen aufgebaut, wobei die Beziehungen zur Nürnberger Hafnerkeramik durch die Zuweisung der



Fig. 86. Aus Ton in Lebensgröße ausgeführte Figur der Maria. Oberösterreich, um 1500. Augustinerstift St. Florian.

sogenannten Hirschvogelkrüge an die Nürnberger Hafnerfamilie Preuning (vergleiche des Verfassers Ausführungen in „Kunst und Kunsthandwerk", Jahrgang VII, S. 486 bis 495, Jahrgang VIII, S. 134 bis 142) und die Provenienz gewisser bunter Hafnergeschirre der Frührenaissance in analoger Richtung ihre Klärung gefunden haben.



Fig. 87. Siegel des Handwerkes der Hafner in Wels. Um 1600.



Fig. 88. Siegel des Handwerkes der Hafner in Enns. Um 1580.

Den an zahlreichen Funden und Entdeckungen überaus reichen Inhalt des Werkes auch nur auszugsweise wiederzugeben, ist unmöglich; es muß genügen, durch eine kurze Charakteristik der sieben Abschnitte des Werkes auf die so umsichtig geführte Untersuchung hinzuweisen.

Der I. Abschnitt behandelt das Hafnergewerbe der Stadt Steyr. Wir erhalten Einblick in die dortigen Zunftordnungen der Stadt, die Reihenfolge der Meister (mit Beigabe zahlreicher Meistersiegel des 16. Jahrhunderts), unter welchen die Scheuchenstuel eine hervorragende Stelle eingenommen haben; woran sich eine kritische Besprechung der Steyrer buntglasierten Gefässe und Schüsseln schließt. Außerordentlich lebendig ist

das kulturhistorische Bild dieses Kunstbetriebes der Stadt Steyr geschildert. Die scharfe Handhabung der Zunftsordnung, die Abwehr äußerer Konkurrenz, der Verkehr der Meister untereinander und der Austausch ihrer Erzeugnisse und Hohlformen nach auswärts, wovon hier mannigfaltig die Rede ist, stellen höchst charakteristische Züge der Zeit dar.

Im II. Abschnitt finden die Hafner im Kremstal, mit ihren Gefäßen mit Reliefauflagen in Art der Arbeiten des Nürnberger Hafners Prenning, Besprechung. Der III. befaßt sich mit den Hafnerarbeiten der Städte Wels und Enns (Gefäße mit Sandanwurf. Beziehungen zu Nürnberg, Reihenfolge der Meister), der IV. mit dem Norden Oberösterreichs (Beteiligung Vöcklabrucks, das Hafnerzentrum in Frankenburg).

Vom Salzkammergut erfahren die Werkstätten in Gmunden, im Salzachtale und in Hallein ausführliche Besprechung (V), worauf der VI. und VII. Abschnitt den salzburgischen Arbeiten und namentlich der berühmten Ofenkeramik Salzburgs und



Fig. 89. Feldflasche aus Hafnerton. Oberösterreich. 16. Jahrhundert, zweite Hälfte. Sammlung Figdor in Wien.

Oberösterreich gewidmet sind. Die einschlägigen Zuweisungen v. Walchers wird schwerlich jemand in Zweifel ziehen können, so vorsichtig und umsichtig, auf Grund des überhaupt so reich als möglich überblickten Materials sind sie gemacht.

Es wäre nur sehr zu wünschen, daß in ähnlicher Weise, wie diese Hafnerkeramik der Renaissance auch die übrigen keramischen Zweige, namentlich die Bauernmajoliken der österreichischen Alpenländer einer ähnlichen kunstkritischen und historischen Durcharbeitung unterzogen werden. Außer verheißungsvollen Anfängen (zumeist durch C. Sitte) ist darüber noch sehr wenig geforscht und aus Archiven wie Sammlungen zutage gefördert worden. Niemand wäre berufener, uns eine solche höchst notwendige und erwünschte Darstellung zu schenken, als der kenntnisreiche und eifrige Herr Verfasser, der durch das vorliegende Werk sich in die Reihe der ersten Autoritäten auf keramischem Gebiet in Österreich gestellt hat. Dr. M. Haberlandt.

4. Geschichte der Stadt Mödling. Von Dr. Karl Giannoni. Mit einer Gassen- und Häuserchronik im Anhange von Dr. Karl Schalk. Herausgegeben von der Stadtgemeinde Mödling. Mödling 1905. Verlag der Stadtgemeinde Mödling.

Aus Anlaß der Jahrtausendfeier, welche die Stadt Mödling 1904 festlich beging, ist dieses schöne und gediegene Werk entstanden, das würdigste Monument, das aus solch seltenem Anlaß aufgerichtet werden konnte. Diese Geschichte eines der ältesten Orte der Monarchie ist unter den kundigen Händen ihres gelehrten Verfassers, dem Dr. Karl Schalk hilfreich zur Seite gestanden, das wahre Muster einer ortsgeschichtlichen Monographie geworden. Die umfassende pragmatische Darstellung aller Lebensäußerungen und Kulturfaktoren eines Gemeinwesens, wie sie in dieser prachtvollen Stadtgeschichte mit größtem Glück versucht worden, ist eigentlich etwas Neues. Treffend spricht sich Doktor Karl Giannoni selbst über die Aufgaben einer Ortsgeschichte aus, wenn er in der Vorrede (S. III) sagt: „Stellt der einzelne Ort immer nur einen kleinen Ausschnitt des Bodens dar, auf dem sich das Geschehene physisch vollzieht, und ist demnach sein unmittelbarer Anteil an den äußeren Ereignissen der politischen Geschichte beschränkt...,



Fig. 90. Feldflasche aus Hafnerton. Oberösterreich. Um 1560. Sammlung Figdor in Wien.

so ist dagegen die Beziehung zu den kulturgeschichtlichen Faktoren eine weit gleichmäßigere. Diese in den Vordergrund zu rücken, gebietet die heutige Geschichtsauffassung wie überhaupt so besonders für die Ortsgeschichte, wobei sich jene der Stadt Mödling vielfach geradezu zum Typus für eine Reihe verwandter Ortsindividualitäten gestaltet. Nicht als eine Darbietung aller auf Mödling bezüglichen Nachrichten wollte ich dessen Geschichte schreiben, sondern als eine Darstellung der historischen Entwicklung des Ortes ..., es ist versucht, den Zusammenhang der Erscheinungen und ihre wechselseitige Bedingtheit darzulegen." Diese ungleich schwierigere Aufgabe ist, wie bereits gesagt, vom Verfasser geradezu musterhaft gelöst. Für die engeren Interessen der Volkskunde sind namentlich das VI. Kapitel (Zustände des Marktes um die Mitte des 15. Jahrhundertes) und Kapitel XI (Die Gemeinde im absoluten Staate) lehrreich und anregungsvoll. Das Marktbild, die Riedennamen, die grundherrlichen Verhältnisse und Einrichtungen, die Lage der Erbbesitzer und Gletter (Häusler), das Zunft- und Zechenwesen, der Marktverkehr, Maut- und Straßenwesen, die Rechts- und Gerichtspflege, endlich die Geschichte der Pfarre — die betreffenden Darstellungen gewähren auch dem, der das Buch hauptsächlich aus volkskundlichem Interesse zur Hand nimmt, allenthalben Aufschluß und

Anregung. Für die Hausforschung ist der S. 25 zitierte Bericht des italienischen Kaufmannes Mondin Daper bemerkenswert, der noch 1512 erzählt, daß in Österreich die Städte alle aus Holzbauten bestünden (Sanuto, Diarii 15, 13). Das Straßenbild Mödlings zeigt noch überwiegend im 18. Jahrhundert die Häuser- und Gehöftanlagen des alten fränkischen Typus. Die von Halbwalmdächern überragten schmalen Giebelseiten sind der Straße zugekehrt und der Torbogen des Hofeinganges verbindet mit dem Wohnhaus häufig das kleinere Wirtschaftsgebäude, welches Preßhaus (Abbildung einer alten

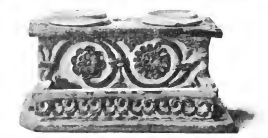


Fig. 91. Tintenzeug mit bunten Glasuren. Oberösterreich. 16. Jahrhundert, zweite Hälfte. Sammlung Figdor.

typischen Weinpresse auf dem interessanten alten Stich „Medlinga“ nach Merian, 1649, Tafel VIII, die ganz ähnlich der im Textband des Werkes: Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn und seinen Grenzgebieten von A. Dachler aus Kritzendorf abgebildeten Weinpresse [1747] ist, S. 168 daselbst) und Stall enthält; die Hauseingänge liegen im Hofe, der lang





Fig. 92 und 93. Grünglasierte Kacheln mit den Darstellungen eines Kretins und des Propheten Maleachi. Von einem Ofen aus Kauris. Nach 1500. Salzachtaler Werkstätten. Sammlung Figdor.

und schmal zwischen den beiden Gebäuden hinläuft, dann in den Garten und schließlich in den Weingarten übergeht, eine Anlage, die sich typisch in allen Weinorten des Gebirgsrandes wiederholt.

Das Werk ist mit einer Fülle wertvoller und noch sehr wenig bekannter Abbildungen geschmückt und bereichert, die zum großen Teil aus den Schätzen des niederösterreichischen Landesarchivs und der Landesbibliothek stammen und auch bei diesem Anlaß bedauern lassen, daß die Fülle dieses alten topographischen Bildermaterials mangels eines niederösterreichischen Landesmuseums noch so wenig gewürdigt und zugänglich ist. Ein

Wort mag zum Schluß dieses Berichtes, der nur eine sehr flüchtige Darstellung von dem reichen und gediegenen Inhalt des vorliegenden Werkes geben kann, noch der schwankenden Zukunft des Mödlinger Ortsmuseums gelten, das in gewisser Hinsicht ein Korrelat zu diesem literarischen Denkmal der Mödlinger Vergangenheit sein sollte und vielleicht könnte, wenn die berufenen Kreise dem Museum mehr tatkräftiges Interesse zuwenden wollten. Der Bericht über das Mödlinger Museum, der in dieser Zeitschrift, Band XI. S. 41 f. erschienen ist, verschleiert mit Wohlwollen den wahren Sachverhalt, daß nämlich das Ortsmuseum daselbst auch nicht im entferntesten an die Höhe des Geschichtsbewußtseins heranreicht, welches die Stadt durch die Herausgabe der vorliegenden Ortsgeschichte bewährt und bewiesen hat. Der Berichterstatter ist überzeugt, daß bei einigem und energischem Vorgehen, bei wirklichem Interesse für die Sache mit ausgiebigerer Unterstützung der Stadtgemeinde, die vor allem für ein geräumigeres und würdigeres Lokal sorgen müßte, das Mödlinger Ortsmuseum auf einen ganz anderen



Fig. 94. Grüne Tiroler Kachel mit der Wappenfigur der Löffler von Puxhausen, bez. 1596. Ofen auf Burg Kreuzenstein.



Fig. 95. Unglasierte Kachel mit Falknerin. Stadt Salzburg, um 1510. Sammlung Alfred Walcher Ritter v. Molthein.

Stand gebracht werden könnte, als es ihn gegenwärtig aufweist. Freilich müßte es auch nicht mehr sein wollen als ein Ortsmuseum, während es gegenwärtig, wenigstens in seinem volkskundlichen Bestand weit über seinen lokalen Interessenkreis hinausgreift.

Dr. M. Heberlandt.

5. Der Volksmund, Band I: Österreichische Volkslieder mit ihren Singweisen, gesammelt von F. Tschischka und J. M. Schottky, nach der zweiten verbesserten und vermehrten Auflage. Herausgegeben von Dr. Fr. S. Krauß. Leipzig 1906. Deutsche Verlagsaktiengesellschaft.

Unter dem Titel: Der Volksmund beginnt Dr. Fr. S. Krauß alte und neue Beiträge zur Volksforschung herauszugeben. Den Beginn macht ein Neudruck der längst vergriffenen verdienstvollen Volksliedersammlung von Tschischka und Schottky, welche trotzdem sozusagen zum täglichen Brot der Volksliederforscher und -Sammler gehört hatte. Es ist erfreulich, sie nun so bequem zur Hand zu haben. Sachlich ist über diese längst gewürdigte und studierte Sammlung kaum mehr etwas zu sagen. Wir kommen auf die Publikationsreihe nach Erscheinen der nächsten Bändchen zurück. —ah—

6. Sprachvergleichung und Urgeschichte. Linguistisch-historische Beiträge zur Erforschung des indogermanischen Altertums. Von O. Schrader. Dritte, neu bearbeitete Auflage. 1. Teil: Zur Geschichte und Methode der linguistisch-historischen Forschung. Jena 1906. Hermann Costenoble.

Nach 15 Jahren — einer an Kämpfen und Arbeiten auf diesem Gebiete reichen Zeit — erscheint der hier vorliegende erste Teil der dritten neu bearbeiteten Auflage von „Sprachvergleichung und Urgeschichte" in völliger Umarbeitung, wobei das Schwergewicht auf eine vertiefte Kritik der Methode und der Ziele der aus der linguistischen



Fig. 96. Buntglasierte Bildtafel aus Hafnerton, Oberösterreich. Bezeichnet 1600. Sammlungen Graf Wilczek.

Paläontologie hervorgegangenen jungen Wissenschaft der indogermanischen Altertumskunde gelegt wurde. Es handelt sich in dieser um ein immer innigeres Zusammenwirken von Sprachforschung und Sachforschung, an welch letzterer auch die vergleichende Volkskunde ihren vollgemessenen Anteil zu nehmen berufen ist. Mit Recht wird von Schrader in dieser Beziehung auf Rudolf Meringers energische und umfassende Bemühungen verwiesen, der an der Universität Graz aus diesem Bestreben heraus bereits an die Gründung eines Museums für indogermanische Altertumskunde gegangen ist, wozu unsere Gesellschaft und ihr Museum die besten Wünsche ausspricht und bereitwilligst ihre Hilfe anbietet. Wir kommen nach Abschluß des Schraderschen Werkes nochmals auf dasselbe zurück. Dr. M. Haberlandt.

7. Von der Wiege bis zum Grabe. Ein Beitrag zur sächsischen Volkskunde. Im Auftrage des Vereines für sächsische Volkskunde herausgegeben von Professor Oskar Seyffert. 72 Tafeln in Bunt- und Schwarzdruck. Verlag von M. Gerlach & Wiedling. Wien 1906.

Der im Jahre 1897 gegründete Verein für sächsische Volkskunde hat es sich zu seiner Aufgabe gemacht, in seinem Museum den Schätzen der sächsischen Volkskunst eine Heimstätte zu schaffen. Das vorliegende Werk bringt nun in freier Reihenfolge aus der Sammlung des genannten Vereines eine Auslese von Gegenständen zumeist sächsischer Herkunft oder von solchen, die in Sachsen und seinen Grenzgebieten sich Heimatrechte erworben haben. Die Entwicklung dieser Kunst kann man leider, wie überall in Mitteleuropa, nicht weit verfolgen. Stücke aus dem 16. Jahrhundert sind ganz selten; das 17. Jahrhundert gibt uns aber schon genügend kulturhistorische und künstlerische Ausbeute. Reich treten das 18. und selbstverständlicherweise das 19. Jahrhundert auf, und die meisten Sammlungen werden ihre Bestände diesen Jahrhunderten verdanken.





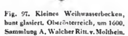


Fig. 97. Kleines Weihwasserbecken, bunt glasiert. Oberösterreich, um 1600. Sammlung A. Walcher Ritt. v. Molthein.

Fig. 98. Kachel mit der heiligen Familie. Von einem Ofen im Salzburger Museum. Beginnendes 16. Jahrhundert Besitzer: Museum Carolino-Augusteum in Salzburg.

Die vorliegende schöne Publikation des für die Volkskunst begeisterten Kunstverlages M. Gerlach & Wiedling in Wien, dem wir schon die reiche und schöne, allerdings sehr ungeordnete und textlich völlig ungenügende Publikation: „Volkstümliche Kunst" verdanken, wie auch das bekannte Werk von O. Schwindrazheim: „Deutsche Bauernkunst" (mit zahlreichen Abbildungen), führt uns nun in durchwegs tadellosen, meist prachtvollen und mustergiltigen Bildern Haus und Hausrat der Sachsen vor und greift dabei bezüglich der Provenienz der beigebrachten Dinge begreiflicherweise vielfach auch auf böhmisches Gebiet über, wodurch das Werk für uns einen erhöhten Wert gewinnt. Voran stehen vier Bauernhausaufnahmen von Wiedersberg, Meßbach b. Pl., Ruppertsgrün und Friedersdorf, die allerdings mehr wegen ihrer dekorativen Wirkung denn als charakteristische Typen der sächsischen Bauernhausform gewählt worden sind; daran reihen sich in bunter Abwechslung großer und kleiner Hausrat, Kostümstücke, Stickereien, Hauben und Haubenbestandteile, religiöse Volkskunst, Spielzeug u. s. w. Auch das wendische Volkselement Sachsens kommt zum Vorschein und in mannigfachen Dingen

des Hausrates zur Darstellung. Wenn so beim Durchblättern dieses das bäuerliche Leben Sachsens „von der Wiege bis zum Grabe“ begleitenden Bilderbuches der künstlerische Blick erfreut und angeregt über den naiven Kunstsinn und die hohe Geschicklichkeit, die sich hier allerwärts aussprechen, dahin gleitet, so vermißt doch der wissenschaftliche Betrachter schmerzlich das begleitende und erklärende Wort, welches alle diese Dinge in ihre Zusammenhänge rücken würde, das uns über ihre zeitliche und typische Stellung, über ihre Ornamentik, ihre Verwendung u. s. w. genaueren Bericht brächte. Die Herausgeber solcher Bilderwerke sollten sich die Sache wirklich nicht so leicht machen, sondern auch dem textlichen Teil Sorgfalt und Interesse zuwenden. Die Wirkung solcher Publikationen auf den ausübenden Kunstsinn ist problematisch; sicher dagegen der wissenschaftliche Gewinn für die Volkskunde, wenn man ihr das Studium derselben durch reichen Textaufschluß erleichtern wollte. Dr. M. Haberlandt.

8. E. Fritze: Dorfbilder. Mit 50 Abbildungen und einer Übersichtskarte. S. D. Meiningen 1906. Kommissionsverlag Brückner & Renner. 100 S. Preis *K* 3.

Der durch seine archäologischen Studien über Thüringen und Hessen in weiteren Kreisen bekannte Verfasser bearbeitet in vorliegendem Werkchen die Wehrkirchen und Dorfanlagen im mittleren Teile des Großherzogtums Sachsen-Meiningen, dem Gebiete der oberen Werra, zum kleinen Teile auch in das Maingebiet übergreifend. Eine zusammenhängende Darstellung der dort noch zahlreich erhaltenen Wehrkirchen mit ihren Mauern, Bastionen, Türmen und den innen an die Wehrmauer angelehnten Vorratskammern (Gaden) für die einzelnen Bauernhäuser ist längst ein Wunsch der Fachleute gewesen und der Berichterstatter hat vor einigen Monaten einige dieser Anlagen besucht. Es wäre nur zu wünschen, daß diese Behandlung noch eingehender und dann auf Kosten des zweiten Teiles, der Flurstudien geschehen wäre.

Es gibt dort auch vollständig ummauerte Dörfer, wo die Einwohner die Mittel dazu aufbringen konnten oder auch von der Herrschaft oder Kirche unterstützt wurden. Mangels dessen wurden nur die Kirchhöfe befestigt, letzteres nur, wo im Dorf keine Burg war. Man findet solche Anlagen im Deutschen Reich in verschiedenen Gegenden, in Österreich, Siebenbürgen und auch in anderen Ländern, überall dort, wo die Staatsgewalt nicht imstande war, die kleinen Orte vor Raubrittern und Wegelagerern zu schützen. Anlaß dazu gab es in Deutschland schon im Mittelalter genug, da der erste Landfrieden bereits im 12. Jahrhundert gegeben wurde. Gegen größere Heeresabteilungen sind die Wehrkirchen nur schwer zu halten gewesen. Es ist daher kaum zulässig, sie als Teile großer strategischer Pläne anzusehen, wie es hier vertreten wird, worüber im Weiteren noch die Rede ist.

Der Verfasser sucht regelmäßig zu begründen, daß innerhalb des Mauerringes ehemals statt der Kirche eine Burg stand, deren Berchfried der spätere Kirchturm wurde und daher meist zur später erbauten Kirche nicht paßt. Die Beweise dafür sind nicht überzeugend, aus inneren und äußeren Gründen. Schon die Einrichtung der Gaden zeugt für eine rein bäuerliche Anlage. Der Turm kann auch von einer älteren Kirche stammen, die doch in den meisten Fällen bestanden hat und für deren anderweitige Lage die Beweise entweder mangelhaft sind oder überhaupt fehlen. Derselbe kann auch wirklich vom Anfang an ein Wartturm der Kirchenfestung und zugleich Kirchturm gewesen sein. Die Türme stehen als solche meist in der Ostrichtung, daher eine Rücksicht auf Beschießung kaum angenommen werden kann. Daß die Türme als Wohnung gedient haben sollen, ist bei den kleinen Abmessungen bei großen Mauerstärken nicht möglich.

Der klassische Boden für Wehrkirchen ist Siebenbürgen, wo die Anlagen allein von den Gemeinden gemacht wurden, da die dortigen Sachsen keine Grundherren hatten. Es gibt dort sogar reine Zufluchtsburgen der Bauern. Nachdem diese Bauten doch erst aus dem 15. und 16. Jahrhundert stammen, könnten immerhin die thüringischen Wehrkirchen das Vorbild abgegeben haben, welch letztere in die Zeit des Zwischenreiches oder zwischen den Tod Karl IV. und dem Landfrieden Max I. fallen können. Eine geistige

Verbindung mit Deutschland haben die Sachsen stets aufrecht erhalten und von dort viele ihrer Geistlichen und Lehrer bezogen oder sie dort studieren lassen.

Im zweiten Teile der Abhandlung bemüht sich der Verfasser eifrigst, in seinem Gebiete slawische Runddörfer zu finden und in gewisser Verbindung mit den Wehrkirchen zur Aufstellung eines „Militärgrenzlandes" in den Zeiten der slawischen Grenzkämpfe seitens der Deutschen oder Slawen zu benützen. Diese Kämpfe waren jedoch in der Werragegend im 10. Jahrhundert längst beendet. Diese war überhaupt nie slawisch besiedelt, da keine Ortsnamen dafür zeugen. Die Besiedlung einiger Orte auf Wind mag durch Slawen geschehen sein, doch schon unter deutscher Oberhoheit.

Rundlinge sind gewiß slawische Einrichtung außerhalb deutscher Herrschaft und im westlichen Grenzstreifen des Slawenlandes von Lübeck östlich der Elbe und thüringischen Saale bis Budweis zu finden. Von den zehn Flurplänen des Werkes bringt aber nur einer einen Rundling, Lichtentanne, und dieser liegt nicht im Gebiet der Werra, sondern der Saale im zweifellos alten Wendenlande. Dort ist die keilförmige Gestalt der Hausstellen und in der Fortsetzung der zugehörigen Ackerfelder zu sehen. Der Herrenhof im Innern ist jedenfalls spätere Anlage. Die übrigen Flurpläne zeigen im Innern des Ortes meist eine hochgelegene Kirche mit Wehrbauten, rund herum verschiedenartige Straßen. Die um die Kirche befindlichen Häuser stehen zwar öfter strahlenförmig, doch kann hier kein slawischer Rundling gesucht werden, da dieser im Innern unbedingt einen ebenen Platz und Teich für die freien Haustiere und dergleichen haben mußte. Wir können für die meisten der mitgeteilten Flurkarten nach Analogien annehmen, daß eine breite Ortsstraße und eine am Ende derselben erhöht gelegene Kirche die alte Anlage war. Auf der Anhöhe war wahrscheinlich in der Heidenzeit eine umzäunte Zufluchtsstätte oder Erdburg wie in Niederösterreich, wo zahlreiche Kirchen mitten oder neben vorgeschichtlichen Erdwerken auf Anhöhen am Ende des Dorfes liegen. Die nächste Vergrößerung geschah wohl um die Kirche, wohin sich die Bewohner mit Habe und Vieh am leichtesten retten konnten. Bei weiterem Ausbau entstanden stadtähnliche Anlagen. Ein Dorf wie Rothausen ist wegen seiner außen runden Gestalt des Planes noch kein slawischer Rundling.

Queienfeld ist gewiß auch kein Rundling. Entweder war es im Anfang nur eine Zeile neben der (wahrscheinlich) höher gelegenen Kirche oder es ist schon ursprünglich zwischen den Zeilen eine breitere Dorfgasse liegen gelassen worden, worauf Kirche, Gemeindeanlagen, Schwemme, später Wirtshaus und Handwerkerhäuser entstanden, wie dies ebenfalls in Niederösterreich häufig vorkommt. Walldorf ist in seiner nördlichen Hälfte ein altdeutsches Dorf, durch zahlreiche Teilungen und Einschiebungen regellos geworden und hat keine Spur slawischer Einwirkung in sich.

Auf S. 75 sind die Fluren von Milz und vier anderen Orten dargestellt. Das darüber Gesagte ist unbegründet und auch unrichtig. Milz wird vom Verfasser als (slawische) Rundlingsanlage von seltener Vollkommenheit erklärt. Der Ort war kaiserlicher freier Reichsflecken und zeigte die alte Dorfgasse von der Kirche gegen Osten und außerdem städtische Erweiterungen. Die Flur ist echt altdeutsch, mit der Teilung der Gemarkung in Gewanne, welche durch ihre große Anzahl die oftmalige Vergrößerung beweisen. Die Chronik über Milz vom Jahre 1751 vom damaligen Pastor kann wohl nicht ernst genommen werden. Dagegen sind die anderen Orte Hindfeld und besonders Eicha, Linden und Schlechtsart neuere Gründungen, doch nicht wie der Verfasser meint Waldhufen, das ist weite Straßendörfer. Hier ist allerdings die ganze Flur nach einer Richtung in breite Streifen geteilt, doch liegt bei den Waldhufen das Haus in jedem zugehörigen Streifen am Ortsbache, so daß das Dorf sehr locker und langgestreckt ist, während in unserem Falle die Häuser eng beisammen entfernt vom Besitze liegen. Vielleicht waren es ehemals Waldhufendörfer, die im Kriege verwüstet und zur Sicherheit neu und zusammengedrängt erbaut wurden, oder man hat gleich anfangs von der lockeren Anlage des Ortes Abstand genommen. Waldhufen darf man auch nicht als fränkische Hufen schlechtweg bezeichnen, ebenso behauptet Meitzen nicht, daß Waldhufen stets nach Beseitigung slawischer Fluren gemacht wurden. Im Gegenteil sagt der Name schon,

daß sie auf Waldboden entstanden. Es kam öfter vor, daß Franken an eine slawische Niederlassung ihr Straßendorf anschlossen und ihm den slawischen Namen beließen. Die Germanen konnten allerdings auch das Rundlingsdorf, doch keine slawische Flurteilung übernehmen, weil sie dem in ihrer Sippenverfassung liegenden Grundsatz der regelmäßig vorgenommenen Neuverteilung der Flur widersprach, welche lange Zeit hindurch Gesamteigentum der Markgenossenschaft war. Auch paßt die keilförmige Form der slawischen Grundstücke nicht zu ihrer Bewirtschaftungsart.

Die stufenförmige Anlage der Häuser im Plan des Dorfes Eiba (S. 76) ergab sich daraus, daß die Baustellen vor dem Hausbau geteilt waren und schräg zur Gasse, beziehungsweise dem Bache lagen. Es dürfte kaum Absicht gewesen sein, da die Aussicht nach einer Richtung zwar erleichtert, nach der anderen jedoch versperrt ist. Ohne schiefe Stirnmauer ist die Sache gar nicht anders zu machen. Anton Dachler.

9. Von nordischer Volkskunst. Beiträge zur Erforschung der volkstümlichen Kunst in Skandinavien, Schleswig-Holstein, in den Küstenländern der Ost- und Nordsee sowie in Holland. Gesammelte Aufsätze, herausgegeben von Karl Mühlke, Geheimer Baurat. Mit 360 Textabbildungen. Berlin 1906. Wilhelm Ernst & Sohn. (Preis M. 5·—.)

In fünfunddreißig gehaltvollen Aufsätzen aus „Denkmalpflege", „Zeitschrift für Bauwesen" und anderen Zeitschriften werden von verschiedenen Verfassern, worunter auch der Herausgeber, alte Bauern- und Stadthäuser in Bauart und Einrichtung, Baudenkmale der Gotik und Renaissance und besonders die volkskundlichen Museen der angeführten Länder geschildert.

Im ganzen germanischen Norden, wozu in gewissem Sinne auch Niedersachsen gehört, hat sich durch die Abhaltung der Römer, die späte Bekehrung zum Christentum, die abseitige Lage und daher die geringere Beteiligung an den verheerenden Kriegen altes Volkstum in jeder Art um mehrere Jahrhunderte länger aufrechterhalten als in Mittel- und Süddeutschland. Der Norden bewahrte uns daher die germanische Mythologie, uralte Gebräuche, Bauweise, Heizung und jedenfalls auch Menschen, die den alten Germanen in vielem näher stehen als die Deutschen. Dies hatte zur Folge, daß ihre Eigentümlichkeiten schon seit mehr als hundert Jahren zum Studium anregten. Seither sind die Länder in dieser Richtung stets an der Spitze gewesen.

Es ist leicht einzusehen, daß auf einem sowenig durchwühlten Boden reiche Gelegenheit zur Beobachtung alter Bauweise und Sammlung von Hausrat, also zur Anlage von Museen ist, mehr als sonst in Europa. Hierüber bringt das vorliegende Werk reichliche Belehrung. Im Jahre 1872 begann Dr. Artur Hazelius mit der Anlage des Nordischen Museums in Stockholm, in einer Zeit, als moderne Einflüsse im Innern des Landes noch kaum zu verspüren waren. 1891 und 1892 fing er an interessante alte Bauernhäuser zu erwerben und zu einem „Freiluftmuseum", mit Aufstellung im Freien, zu vereinigen. Diese in Skansen bei Stockholm befindliche Anlage ist einzig in ihrer Art, indem dort überhaupt Natur und Volkstum von Schweden auf engem Raume dargestellt wurden; das Ganze ist mit einem Volkspark verbunden. Nach diesem Muster sind, mit Beschränkung auf Hausbau und Einrichtung, auch in Schleswig-Holstein mehrere Freiluftmuseen, wie in Meldorf und Husum, entstanden, während man in Kiel über die Vorbereitungen auch schon hinaus ist, außerdem gibt es dort noch andere kleinere Volksmuseen. Hamburg hat seinem großartigen Kunstgewerbemuseum eine volkstümliche Abteilung angegliedert, Altona als Hauptstadt der Provinz Schleswig-Holstein mit Unterstützung von Staatsmitteln ein prächtiges Museum am schönsten Platz der Stadt errichtet, worin eine systematische Sammlung von gleichartig ausgeführten Bauernhausmodellen, Bauernstuben und Trachtengruppen der Provinz aufgestellt ist. Sehr reich ist das Flensburger Kunstgewerbemuseum an Möbeln, vom Mittelalter angefangen, desgleichen in Textilarbeiten des Hausfleißes, während eine Sammlung von Bauernstuben im Werke ist.

Die Freiluftmuseen nach dem Muster von Stockholm sind auch in Norwegen und Dänemark nachgeahmt worden, am großartigsten in Christiania, wo man 1881 begann, während eine Anlage in Lillehammer, 180 *km* nördlich von Christiania, besteht. In

Schweden ist außer dem Stockholmer noch das zu Land in einem Volkspark befindliche Freilichtmuseum zu erwähnen. In Kopenhagen ist ein solches auf breiter Grundlage in Ausbildung begriffen.

Es taucht auch hier wieder die Frage auf, ob nur ein Hauptmuseum oder zugleich auch viele Ortsmuseen wünschenswert seien. An und für sich gewiß letzteres; und nur dann wären sie schädlich, wenn die kleinen Museen dem großen bedeutenden Eintrag machen könnten, was in Schleswig-Holstein wegen der Fülle der Sammlungsgegenstände nicht der Fall zu sein scheint. Man findet dort, daß durch ein enges Netz von Ortsmuseen der Verschleppung viel wirksamer entgegengetreten wird, daß auch die Leiter derselben einen guten Überblick der wertvollen Sachen ihres Bezirks haben und den rechten Augenblick zur Erwerbung nicht leicht verpassen können. Diese Ortsmuseen beschränken sich sehr richtig auf ihre nächste Umgebung von besonderem Charakter, in deren Hauptort sie aufgestellt sind, wie zum Beispiel das Museum in Meldorf für das bekannte Dithmarschen-Land, die ehemals stolze Bauernrepublik.

Die günstigen Verhältnisse für die Sammeltätigkeit in Schleswig-Holstein stammen daher, daß die kernhaften, selbstbewußten Bewohner trotz des unscheinbaren Äußern ihres Hauses und ihrer einfachen Lebensweise wenigstens in einem Gemache, der „Pesel“, eine den Mitteln des Besitzers entsprechende solide Pracht entwickeln und die Einrichtung in peinlicher Sauberkeit halten, weil sie, wenn auch manchmal bewohnt, zugleich das Staatszimmer des Hauses ist. Die Einrichtung besteht aus einem Kunstgußofen mit messingener verzierter Stulpe und oft dem hölzernen kunstvoll geschnitzten Heck, ersteres zur Bedeckung der zu wärmenden Speisen, letzteres zum Trocknen nasser Stoffe. Die Betten sind in Wandnischen untergebracht, zur Seite hängen schön verzierte kupferne Bettwärmer, unter dem Tische stehen die zierlichen Feuerkieken als Fußwärmer. Die Schränke sind oft prächtig geschnitzt, die Vorhänge und anderen Stoffe reich gestickt. Überall ist der solide Geschmack holländischer Arbeit zu erkennen. Eigentümlich berührt im Altonaer Museum der über der Wiege des Kindes schwebende Pelikan, worin man vielleicht nicht ohne Grund ein Symbol der hingebenden Mutterliebe sehen will. In katholischen Ländern wie Tirol und bei den Tschechen schwebt in der Mitte der Stube ein aus einer Eierschale und Papierflügeln hergestellter Vogel als Sinnbild des heiligen Geistes. Die erstere Sitte ist wahrscheinlich ursprünglicher und bei den Katholiken vielleicht umgedeutet worden.

Ein sehr interessantes Museum ist das letzte Haus des alten Hansakontors in Bergen, ein Denkmal der mittelalterlichen Ostseegroßmacht, der Hansa, eine höchst charakteristische Einrichtung, wie solche von London und Antwerpen bis Nowgorod, den örtlichen Umständen angepaßt, bestanden. Ein sogenanntes Bergenzimmer, die Einrichtung eines solchen Hauses ist in Lübeck aufgestellt worden.

Andere Aufsätze handeln von schwedischen und norwegischen Bauernhäusern, welche uns manche Merkmale längstvergangener Zeiten bewahren, so die an Stelle der einstigen Rauchlöcher in der Dachfläche unmittelbar über der Stube vorhandenen Oberlichten bei mangelnden Fenstern. Doch haben nur die norwegischen Häuser und besonders die Speicher einige Zierformen, weniger die schwedischen, doch machen alle durch ihre Umrisse und die äußere Gliederung einen sehr günstigen Eindruck.

In einem Artikel sind die alten, größtenteils hölzernen Grabdenkmale im Kirchhofe von Prerow bei Stralsund beschrieben. In den Kunstformen gleichen sie denen aus Stein. Einige Rokokosteine mit Jahreszahlen aus der Mitte des 19. Jahrhundertes lassen eine Wiederverwendung vermuten.

In den reichen Vierlanden, dem Hamburger Bauernlande, welches die bestausgestatteten niedersächsischen Bauernhäuser enthält, hat sich eine alte, im südlichen Deutschland italienische Technik erhalten, ein eigenartiger Kratzputz (Sgraffito), welcher hier wahrscheinlich bodenständig ist. Schwindrazheim erklärt sie mit der Kratztechnik altgermanischer Aschenurnen verwandt. Auch in Hessen-Nassau, Franken, dann von Brandenburg bis in die Lausitz begegnen wir einer ähnlichen Technik, welche den Verfasser an die germanische Urzeit erinnert. Im selben Gebiet und in geringerem Maße an einigen Orten

in Schleswig-Holstein finden wir in den Kirchen über dem schön geschnitzten Gestühle auf der Männerseite hochaufragende eiserne, mit bunten Farben und Vergoldung geschmückte Hutständer. Die Mannigfaltigkeit der Formen ist eine unglaubliche, Ranken, Blumen, Spiralen, Drehstäbe, Verschlingungen, Tiere, menschliche Figuren, manchmal sehr reich gegliedert, geben Zeugnis des einstigen hohen Kunstsinnes der Schlosser. Die Entstehung läßt sich bis ins 18. Jahrhundert verfolgen, geht jedoch bis ins 17. zurück.

Den Schluß des Buches bilden „Streifzüge durch Alt-Holland". Wenn man sich, wie dies üblich ist, über den außerordentlichen Reinlichkeitssinn der Holländer lustig macht, der doch gewiß keine schlechte Eigenschaft ist, übersieht man, daß er nur der Schlußpunkt einer stark entwickelten Vorliebe für eine dem Vermögen angemessene reiche und solide Ausstattung der Wohnung ist, ohne damit geradezu brüsten zu wollen, da es so Sitte ist. In dem reichen Lande, wo Geldmittel und ausgezeichnete Kunstbegabung sich zusammenfanden, waren daher die Bedingungen für die Entwicklung eines reichen Kunstgewerbes vorhanden, welches seinen Einfluß über die benachbarten Gebiete des deutschen Rheins und den ganzen Norden bis nach Rußland ausdehnte. Nach dem Äußern des holländischen Hauses und den schmalen finsteren Gängen ist man hoch überrascht über die in geschnitzter Täfelung, farbiger Kachelverkleidung prangenden Wände, die reich ausgestatteten Möbel und Kamine und das prächtige Schaugeschirr an den Wänden. Die berühmte Käsestadt Edam hat ein dortiges Bürgerhaus angekauft und als Museum althulländischer Art eingerichtet. Interessant sind die **Hofjes**, Stiftungshäuser für Stadtarme mit lauter einzelnen Zellen um einen Hof, jede mit Kaminstube und darüberliegendem Schlafraum. Die Stadt Hindelopen an der Zuidersee in Holland liefert für Museen die stark begehrten Hindeloper Stuben. Die Stadt war einst reich, weshalb das Innere alter Häuser, das übrigens nur aus Vorhaus und Wohnzimmer besteht, wo der Kamin zugleich zum Heizen und Kochen dient, behaglich und fast reich ausgestattet ist.

Die Neigung des Holländers für ein wohleingerichtetes Heim geht bis in die untersten Kreise. Auch bei ärmeren Fischern und Arbeitern werden Häuser und Wohnräume nach Kräften verziert, außen und innen mindestens mit lebhaften Farben gestrichen (da noch viel Holzbau vorkommt), die Wohnräume mit selbstverzierten Textilarbeiten geschmückt. Die schöne Stube des Vermöglichen ist wenigstens als schmale Prunkkammer vorhanden. Trotz des Weltverkehres, der über das Land hinweggeht, sind infolge des bäuerlichen Selbstgefühles die Trachten auf dem Lande noch stark verbreitet.

Die in dem Buche noch vorfindlichen kunstgeschichtlichen Aufsätze empfehlen wir den Fachmännern. In hohem Grade aber seien die Freunde der Volkskunde auf den reichen Inhalt mit den vielen und guten Abbildungen aufmerksam gemacht.

Anton Dachler.

10. Dr. Willi Peßler. Das altsächsische Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung. Mit 171 Abbildungen im Text, 6 Tafeln, 1 Originalplanzeichnung und 4 Karten. Braunschweig 1906. Friedr. Vieweg & Sohn. Preis geb. M. 10.

Das Werk gründet seine eingehenden Studien auf umfangreiche Forschungsarbeiten, persönlicher Anschauung und Erhebung. Der Einleitung folgen 70 Seiten für Literatur, 23 über das Wesen des altsächsischen Hauses, hierauf mehr als 100 über die Feststellung der geographischen Hausgrenzen, zu einem großen Teil die Hausbeschreibung ergänzend. Die dafür aufgewendete Arbeit an Reisen und Aufnahmen technischer und sprachlicher Art ist mit Rücksicht auf eine angedeutete anderweitige Beschäftigung eine sehr große.

Das allmähliche Verschwinden der Hausform im Osten, wohin sie doch nur später von einzelnen Siedlern gebracht wurde, hat gewiß viele Umstände mit sich gebracht. Das Haus selbst ist so vielfach behandelt worden, daß wesentlich Neues nicht mehr zu erwarten ist. Doch findet man eine Fülle von interessanten Einzelheiten. Am wichtigsten ist die Feststellung der jetzigen und ehemaligen Hausgrenze und der Vergleich mit der Sprachgrenze, soweit dies eben noch möglich ist. Die Tatsache, daß beide auf einer längeren Strecke zusammenfallen, läßt uns schließen, daß mindestens dort keine wesentliche Veränderung gegen die ursprünglichen Verhältnisse

stattgefunden hat. Das altsächsische Haus begleitet die Sprachgrenze zwischen Barmen und Kassel fast genau übereinstimmend. Von Barmen gegen Westen liegt die Hausgrenze bedeutend nördlicher und der Zwischenraum beider, wo auch niederfränkische Mundarten herrschen, scheint der Industrie zum Opfer gefallen zu sein. Allerdings ist im nördlich anstoßenden, gleichfalls sehr industriellen Ruhrgebiet noch das sächsische Haus vorhanden. Die Verdrängung dürfte also mehr durch die von Süden kommenden Franken geschehen sein, wobei die Industrie gewiß auch stark mitgewirkt hat. Bei Kassel reicht das Haus sogar über die Sprachgrenze in einem kleinen Gebiete hinaus. Im Landstrich von Göttingen bis an die alten Wendensitze östlich der thüringischen Saale fehlt ebenfalls zur sächsischen Sprache das Haus. Derselbe gehört zum größten Teile dem Harzgebirge an, wo in der Urzeit des sächsischen Stammes kaum eine Besiedlung stattgefunden haben dürfte. Auch eignet sich das sächsische Haus für das Gebirge weniger, ebenso nicht für geschlossene Dörfer, welche die später besiedelnden Grundherren bevorzugten. Die Häuser aus dieser Gegend tragen thüringisches, beziehungsweise fränkisches Gepräge, wie Seite 184 und 185 zu sehen ist. Es ist also anzunehmen, daß dort, wo Niedersachsen in der Volksfreiheit siedelten, die Stammes- auch Hausgrenze ist, soweit sie nicht von außen gestört wurde.

Der Berichterstatter möchte nur darauf hinweisen, daß er eine ähnliche Arbeit über Niederösterreich gemacht hat, welche an Nichteisenbahnreisen wohl mindestens eine ebenso große Weglänge erfordert hat und den Schluß gestattete, daß dieses Land nicht von Bayern allein, wie bis dahin angenommen, sondern zum größten Teil auch von Franken besiedelt wurde. (Siehe „Blätter des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich“, 1897.) Anton Dachler.

11. **Valtyr Gudmundsson**: „Die Privatwohnung auf Island in der Sagazeit sowie teilweise im übrigen Norden.“ Deutsch von I. C. Poestion. Mit vielen Illustrationen.

Der Verlag von Georg Müller in München hat die Absicht, obiges Werk erscheinen zu lassen. Da aber zur Sicherung des Unternehmens es notwendig ist, daß der Verkauf von mindestens 150 Exemplaren gewährleistet ist, so ergeht hiermit an alle Interessenten die Bitte, das Erscheinen des Werkes durch Subskription zu ermöglichen.

Als das Werk im Jahre 1899 in dänischer Sprache erschien, wurde es von der gesamten Kritik wärmstens begrüßt. Alle berufenen Beurteiler (W. Golther, R. Henning, Kr. Kaalund, E. Mogk, Johann Steenstrup und andere) waren übereinstimmend der Ueberzeugung, daß ein Buch vorliegt, „des größten Lobes wert“.

In den letzten Dezennien hat aber das Interesse an einem Werke wie das vorliegende ungemein zugenommen. Fast in ganz Europa wurden Forschungen über die Geschichte des Wohnhauses angestellt und es mußte sich in weiteren Kreisen das Verlangen einstellen, ein Buch wie das Valtyr Gudmundssons' in deutscher Übersetzung zu besitzen. Diesem oft geäußerten Wunsche ist die Verlagsbuchhandlung entgegenzukommen bereit. Über die Zuständigkeit des längst rühmlichst bekannten Kenners der nordischen Sprachen und der nordischen Kulturwelt, I. C. Poestion, als Übersetzer dürfte eine weitere Bemerkung überflüssig sein.

Das Werk wird aber in deutscher Ausgabe nicht bloß eine Übersetzung sein, sondern wird von Valtyr Gudmundsson textlich und in bezug auf das Illustrationsmaterial wesentlich bereichert werden.

Möge die deutsche Übersetzung Poestions dem Werke des ausgezeichneten Forschers den Weg in die Weltliteratur eröffnen!

V. Mitteilungen aus dem Verein und dem Museum für österreichische Volkskunde.

a) Verein.

1. Subventionen.

An Subventionen und Spenden sind außer den bereits ausgewiesenen eingelaufen: *K* 800·— von der niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer, *K* 200·— vom hohen niederösterreichischen Landtag, *K* 100·— von Seiner k. u. k. Hoheit dem durchlauchtigsten Herrn Ludwig Viktor, *K* 100 — vom Bankhaus S. M. v. Rothschild.

2. Supplementheft IV.

Das S. 110 dieser Zeitschrift angekündigte Supplementheft IV, enthaltend: „Gebildbrote zur Osterzeit“ von Dr. Max Höfler (mit 103 Abbildungen auf 6 Tafeln), ist erschienen. Der Herr Autor hat den namhaften Druckkostenzuschuß von *K* 500·— geleistet, wofür die Vereinsleitung den wärmsten und verbindlichsten Dank auch an dieser Stelle ausspricht. Der k. k. Schulbücherverlag hat 102 Exemplare dieses Heftes bezogen. Wir bitten die p. t. Mitglieder, denen das Heft zugekommen ist und die den Betrag von *K* 2·— hierfür noch nicht eingesendet haben, denselben gefälligst umgehend an die Vereinskanzlei (I/4 Wipplingerstraße 34) übermitteln zu wollen.

3. Jahresversammlung.

Am 7. April d. J. fand im großen Saale des „Hotel Viktoria“ die diesjährige sehr stark besuchte Jahresversammlung unter dem Vorsitze des Herrn Vizepräsidenten Kommerzialrat Oskar Edlen v. Hoefft statt. Nach Erledigung des Jahresberichtes, des Museumsberichtes und Kassenberichtes pro 1905, welche unter lebhaftem Beifall einhellig genehmigt wurden, fand durch Mitglieder des Vereines „Deutsche Heimat“ eine sehr gelungene Aufführung des „Hexenspieles“ (von Krimml i. Tauern) statt. Wir sind den Herren Dr. Groß, Fichtner, Reisenbichler, Kalbach und Zimmermann für ihre vortrefflichen Leistungen zu verbindlichstem Dank verpflichtet.

b) Museum.

1. Museumsarbeiten.

In den Monaten Mai bis Juli d. J. wurde vom Direktor Dr. M. Haberlandt unter Zuziehung der reichen, mehrere tausend Nummern umfassenden Neueinläufe der letzten Jahre eine vollständige und durchgreifende Neuaufstellung der Sammlung vorgenommen, welche sich ausnahmslos auf alle Schaukästen erstreckte. Nur durch die äußerste Raumausnützung war es möglich, den vorhandenen Reichtum zur wissenschaftlichen Benützung entsprechend unterzubringen. In den nächsten Monaten wird nun eine genügende Etikettierung der Sammlungen erfolgen.

2. Ausstellungen.

Für die österreichische Ausstellung in London 1906 wurde auf besonderen Wunsch des k. k. Eisenbahnministeriums eine sorgfältig ausgewählte Kollektion von Gegenständen der österreichischen Volkskunst (aus allen österreichischen Ländern) für die Reiseabteilung zur Verfügung gestellt und von Dr. Fritz Benesch in London zur Aufstellung gebracht. — Ebenso wurde auf dringenden Wunsch der niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer eine entsprechende Auswahl von volkskünstlerischen Erzeugnissen aus den Alpenländern und Dalmatien für die Mailänder Ausstellung (Reiseabteilung) zur Verfügung gestellt.

3. Abänderung der Eintrittsgebühren ins Museum.

Der Ausschuß hat in seiner Sitzung am 30. April d. J. über Vorschlag des Direktors Dr. M. Haberlandt beschlossen, den Eintrittspreis an Wochentagen in Übereinstimmung mit den Eintrittsgebühren der anderen Wiener Sammlungen auf *K* 1·— zu erhöhen, dagegen um den breitesten Schichten der Bevölkerung Gelegenheit zu geben, das Museum zu besichtigen, den Eintrittspreis an Sonn- und Feiertagen auf 10 *h* zu ermäßigen. Kinderkarten kosten an Wochentagen 20 *h*.

Schluß der Redaktion: 10. August 1906.

Zeitschrift

für

österreichische Volkskunde.

Organ des Vereines für österreichische Volkskunde in Wien.

[illegible]

Dr Michael Haberlandt.

XII. Jahrgang 1906.

VI. [illegible] Heft (Ausgegeben [illegible] Dezember [illegible])

Mit [illegible] Inhaltsverzeichnis und Sachregister.

Wien 1906.

[illegible]

[illegible] Nr. 8

[illegible]

Die „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“ erscheint in 6 Heften von zirka 3 Druckbogen à 16 Seiten. 6 Hefte bilden einen Jahrgang.

Der Preis eines Jahrganges beträgt K 7·20. Bestellungen übernimmt die Vereinskanzlei sowie die Kommissions-Buchhandlung.

Für die Mitglieder des „Vereines für österr. Volkskunde“ beträgt der Preis eines Jahrganges mit Postzusendung K 4.— Bestellungen der Mitglieder zu diesem Preis übernimmt ausschließlich die Vereinskanzlei, Wien, I. Wipplingerstraße 34.

Die literarischen Geschäfte besorgt Dr. Michael Haberlandt in Wien IV/2. Belvederegasse 6

Verlag und Expedition befinden sich: WIEN I. Wipplingerstraße 34.

Manuskripte wollen frankiert unter obiger Adresse an den Redakteur gesendet werden.

Die Beiträge werden honoriert.

Die Autoren sind für den Inhalt ihrer Mitteilungen allein verantwortlich.

Inhalts-Angabe.

Seite

I. Abhandlungen und größere Mitteilungen.

II. Kleine Mitteilungen.

III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. [illegible]

V. Mitteilungen aus dem Verein und dem Museum für österreichische Volkskunde

[illegible]

I. Abhandlungen und grössere Mitteilungen.

Der Kampf um die Passionsspiele in Tirol im 18. Jahrhundert.

Von Adalbert Sikora, Innsbruck.

Bereits im 15. und 16. Jahrhundert wurden zu Sterzing, Hall, Bozen, Brixen, Trient und Cavalese Passionsspiele aufgeführt;*) es ist nicht sicher, ob sie sich in dieser Zeit auch schon in anderen Orten der Pflege erfreuten oder ob diese erst durch das Beispiel jener, wo die Spiele zu Beginn des 16. Jahrhundertes ihre Blüte erreicht hatten, zur Nachahmung angeregt worden sind. Im 18. Jahrhundert wenigstens, aus welcher Zeit die zuverläßlichen und ziemlich vollständigen Nachrichten über die Volksschauspiele stammen,**) wurden verhältnismäßig in den genannten Orten viel seltener (mit Ausnahme des Brixener Gebietes, über das noch spezielle Forschungen angestellt werden) Passionsspiele aufgeführt, als in den kleineren Gemeinden auf dem Lande. Zur Übersicht seien die Orte, welche hier überhaupt in Betracht kommen, nach ihrer geographischen Lage angeführt: I. Inntal (Oberinntal): Nauders, Fiß, Ried, Imst, Arzl, Silz, Zirl; Umgebung Innsbruck: Hötting, Arzl; Unterinntal: Thauer, Hall, Mils, Schwaz, Jenbach, Rattenberg, Kufstein, Kitzbichl. II. Brennergebiet: Patsch, Matrei, Sterzing, Brixen, Kastelruth, Völs, Unterinn. III. Etschtal: Mals, Lana, Sarntal, Passeier, Kaltern, Kurtatsch, Deutschmetz, Folgareith. IV. Pustertal: Mühlbach, Bruneck, Niederdorf, Sillian und Mühlen.

In den meisten dieser Orte wurden die Passionsspiele einem Gelübde zufolge, also jedenfalls schon seit langer Zeit, in regelmäßigen Zeiträumen aufgeführt. Das Volk maß der Abhaltung derselben oft die gleiche Wirkung bei wie den Gottesdiensten, Bittgängen etc. gegen Elementarereignisse, Seuchen etc.,***) was zu der Annahme berechtigt, daß das Volk diese Passionsspiele wie auch viele andere Volksschauspiele mit Stoffen aus den Heiligenlegenden nicht als eine Unterhaltung, sondern als Andacht auffaßte, als gottgefällige Werke, denen sie sogar manchmal mehr Wirkung zuschrieben als den kirchlichen Zeremonien. Diese Auffassung, die wohl anfangs von der Geistlichkeit mit der Absicht, sich dadurch ein wirksames Hilfsmittel zur

*) J. E. Wackernell: „Altdeutsche Passionsspiele aus Tirol“ (Graz 1897).

**) In den Beständen des k. k. Statthaltereiarchivs in Innsbruck.

***) Ich habe über dieses Thema eine kleine Studie „Theater und Aberglauben“ in „Bühne und Welt“, Jahrg. VII, Heft 19, veröffentlicht.

lebhafteren Einprägung der christlichen Lehren zu schaffen, eingepflanzt worden war, erhielt sich im Volke noch bis zum Ende des 18. Jahrhundertes, obwohl die Zeit der Aufklärung auch die höhere Geistlichkeit mit sich gezogen hatte, so daß diese ebenso wie die Behörden die Ansicht vertrat, daß die Passionsspiele, da sie mit den gereinigten Religionsbegriffen nicht übereinstimmten, nicht mehr als Andachten oder kirchliche Zeremonien gelten könnten, aus denen sie doch ursprünglich hervorgegangen waren. Allerdings batten sich auch diese Spiele von der Zeit ihres Aufkommens an gewaltig verändert und sich aus den Evangelientexten, die mit verteilten Rollen vorgetragen wurden, zu förmlichen Dramen entwickelt, in welche sich dann in der Zeit nach ihrer höchsten Blüte allerlei derbe volksmäßige Elemente einschlichen, die das Volk durch Unterhaltung mehr an die Passionsspiele fesseln sollten (Teufelsszenen, Gärtnerszenen etc.); es ist kaum anzunehmen, daß die Texte bis zur Mitte des 18. Jahrhundertes in dieser Richtung irgendeine Verbesserung und Läuterung erfahren haben, obwohl doch sonst Veränderungen mit ihnen vorgegangen sein müssen, da im 18. Jahrhundert das ganze Spiel zumeist an einem Tag, ja sogar an einem Nachmittag hatte abgehalten werden können, während noch im 16. Jahrhundert gewöhnlich zwei bis drei, ja einmal (1514) sogar sieben Tage dazu nötig waren.

Von den sogenannten »figurierten Karfreitagsprozessionen«, die im 18. Jahrhundert in Tirol fast allgemein in Verbindung mit den Passionsspielen gebräuchlich waren, ist aus der ältesten, bisher erforschten Zeit noch nichts bekannt; doch habe ich Ursache, zu vermuten, daß diese Umgänge*) ein sehr alter Brauch gewesen sind. An diesen Prozessionen beteiligten sich nicht nur die ganze Geistlichkeit, die Bruderschaften und übrigen religiösen Vereinigungen, sondern auch die ganzen Darsteller des Passionspieles in ihren Kostümen, in Gruppen geordnet, die der Handlung des Spieles entsprachen, und sogar auch ibre Rollen vortragend. Etwas ähnliches waren die in Bozen gebräuchlich gewesene Fronleichnamsprozession**) und die Umzüge der kostümierten Darsteller anderer Volksschauspiele von der Bühne in die Kirche und zurück, die erst zu Ende des 18. Jahrhundertes verboten wurden.

Bis zum Jahre 1751 erfreuten sich die Volksschauspiele und mit ihnen die Passionsspiele und Karfreitagsprozessionen einer vollständig ungestörten Pflege. Als aber Kaiserin Maria Theresia von diesen Spielen und namentlich davon Kenntnis erhielt, daß sie »aus einer eingebildeten Andacht oder Verlobnus« aufgeführt würden, erließ sie am 5. Juni 1751 das Verbot solcher Schauspiele und befahl, »daß die

*) Siehe eine Schilderung von A. Perntbaler in den „Mitteilungen und Forschungen zur Geschichte Tirols und Vorarlbergs", II, 2.

**) Siehe „Ferdinandeums-Zeitschrift", 49. Bd., „Fronleichnamsbräuche in Altbozen".

Geistlichkeith guete Predigen und Kinderlehren anstatt derselben halten, folgpar andurch die Leuthe zur wahren Andacht anhalten solle«, weil es ein »Jrrwohn« und »sindlicher Aberglauben« sei, solchen Spielen die Abwendung der Strafen Gottes zuzuschreiben, und daß derartige Gelübde von der Geistlichkeit in wahre Andachtsübungen umzuändern seien.

Damit ist der Standpunkt Maria Theresias bereits charakterisiert: ihr Verbot richtete sich damals nicht so sehr gegen die Aufführungen der Volksschauspiele selbst, als gegen ihre Auffassung als religiöse Handlungen, und betraf vielleicht sogar, obwohl sie nicht speziell genannt sind, in erster Linie die Passionsspiele, weil in einer Verordnung vom Jahre 1752 über die Tage, an denen überhaupt keine Theatervorstellungen stattfinden durften, auch die ganze Fastenzeit bis zum Mittwoch nach Ostern ausgenommen ist.*) Das Volk jedoch wollte den Begriff der Passionsspiele und Karfreitagsprozessionen nicht mit den »Bauernkomödien« zusammengeworfen wissen und suchte sich trotz dieses Verbotes immer noch die Erlaubnis dazu auszuwirken, wodurch die Landesbehörde veranlaßt wurde, folgende Verordnung im Sinne des kaiserlichen Verbotes am 14. März 1752 aus eigener Machtvollkommenheit zu erlassen:

Einige Städte und Gemeinden seien in »dem irrsamen Wahn«, daß das Erlösungswerk nur durch »einen offenen theatralischen Aufzug in Begleithung deren Geißleren und Creutzzicheren einichen Eindruck wirken« könne, darauf verfallen, sich gegenseitig in der prunkvollen Ausstattung der Zeremonien übertreffen zu wollen, wozu die Zinsen von kirchlichen Stiftungen und das Geld der Leute verwendet würden. Dabei seien an dem Tage, welcher der andächtigsten Betrachtung des Leidens Christi gewidmet sein sollte, die Kirchen leer gestanden, weil sich das Volk von nah und fern »mehrers aus Vorwiz alß innerlichen Andachtstrieb« herandrängle, um den Aufzug zu sehen, dagegen aber die Wirtshäuser mit desto mehr Gästen angefüllt gewesen, so daß dort und auf den Straßen sehr oft »theils anstößig, theils unanständige Äußerungen« vorkamen, was ebenso wie das »iherflüßig eußerliche Gepränge und die theatraliscben Vorstellungen« dem »wahren Dienst Gottes« nicht förderlich sein konnte. Deshalb werde »allgemeinen Ernstes« bereits für den nächsten Karfreitag im Einverständnis mit der geistlichen Vorstehung »die üblich geweste Exhibition nebst denen Geißleren und Creutzziecheren auch anderen zu Fus gehenden oder berittenen verklaydten Persohnen ein für allemal« verboten und sei durch einen ganz einfachen Betgang, an dem sich wie zu Innsbruck sämtliche Bewohner zu beteiligen hätten, zu ersetzen.

*) Auch der Umstand, daß in der Verordnung vom Jahre 1765, mit welcher die Volksschauspiele wieder allgemein erlaubt wurden, ausdrücklich alle „comischen Auftritte, in welchen von Glaubensgeheimnissen einige Vorstellung geschichet, in Verfolg deren bereits bestehenden kaiserlichen Verbothen" ausgenommen wurden, beweist die Stellungnahme Maria Theresias gegen die Auffassung der Spiele als Andachten.

Mit dieser Verordnung, die, wie wir sehen werden, beim Volk auf kräftigen Widerstand gestoßen ist, begann der Kampf um die Passionsspiele zwischen dem Volk und der Behörde, der sich als kulturhistorisch äußerst interessant erweist und manch tiefen Einblick in die Seele des Volkes gewährt. Bis zum Ende des 18. Jahrhundertes ist keine von beiden Parteien zum endgiltigen Siege gekommen, und wenn sich das Volk da und dort den Maßregeln der Behörde gebeugt hat, so war dies doch nur ein Waffenstillstand, nach welchem der Kampf immer wieder von neuem entbrannte.

Zumeist begnügte sich wohl das Volk damit, beharrlich fast jedes Jahr bei der Landesbehörde um die Erlaubnis zu den Passionsspielen anzusuchen, wenn es auch immer wieder mit dem Hinweis auf die Verbote abgewiesen wurde. Aber in einzelnen Fällen kam es sogar zu ernsteren Übertretungen, indem sich das Volk einfach über die bestehenden Verordnungen hinwegsetzte oder sie gar mit Trotz und Hartnäckigkeit mißachtete und sich selbst nach Bestrafungen denselben nicht fügte. Gerade dieser letzteren Umstände wegen teilt sich der Kampf in zwei große Abschnitte: im ersten haben sich nur zwei Gemeinden (Nauders 1754/55 und Kaltern 1760/61) daran in hervorragender Weise beteiligt und die Behörde hat den Widerstand mit strengen Mitteln zu unterdrücken gewußt, der zweite Abschnitt ist dagegen durch eine ganz sonderbare Nachsicht, Unentschlossenheit und Ratlosigkeit der Behörden und durch die überaus zähe und hartnäckige Beteiligung mehrerer Gemeinden (1791 bis 1798) charakterisiert. In der Zwischenzeit hatte sich das Volk ruhiger dem Verbot gefügt; namentlich während der Regierung Kaiser Josefs II. schien der Hang des Volkes zum Theaterspielen im allgemeinen fast ganz eingeschlafen zu sein, freilich nur um gleich nach des Kaisers Tode zu neuem und im Verhältnis zu früher noch viel regerem Leben zu erwachen.

Es gab nur ganz wenige Orte, die sich durch das Verbot sofort veranlaßt sahen, nicht mehr an die Aufführung der Passionsspiele zu denken. (Das Spiel wurde zum Beispiel in Fiß und Silz 1748, zu Arzl im Oberinntal 1749 zum letztenmal abgehalten.) Dagegen haben die übrigen Gemeinden zäher an den alten Bräuchen festgehalten, wie wir sehen werden.

Die oben zitierte Verordnung sprach eigentlich mehr von den »figurierten Karfreitagsprozessionen« als von dem Passionspiele selbst. Die nächste Folge davon war die, daß das Volk meinte, nur die ersteren, nicht aber die letzteren seien verboten, und deshalb wiederholt bat, anstatt der Prozession nur das Passionsspiel abhalten zu dürfen (zum Beispiel Lana 1755, Imst 1756, Schwaz 1757, Kufstein 1759 und mehrere Orte im Pustertal 1765). Diese Umänderung wurde in den meisten Fällen nicht erlaubt; bei den Städten aber machte die Landesbehörde darin und überhaupt bezüglich der

Bewilligung der Volksschauspiele durch einige Jahre eine Ausnahme, die vielleicht auch viel dazu beigetragen hat, daß die Landgemeinden nicht zur Ruhe gekommen sind.

Schon bald nach der Publizierung des kaiserlichen Verbotes hatten sich nämlich verschiedene Städte auf den Wortlaut der Verordnung berufen, die nur die »Bauernkomödien« verboten hätte. Anfangs ließ die Landesbehörde diese Ausnahme nicht gelten. Doch schon in dem Gesuche der Bürgerschaft und Salzbeamten zu Hall von 1754 heißt es, obwohl keine weitere amtliche Nachricht darüber zu finden ist, daß sie durch zwei Jahre die Karfreitagsprozession in der vorgeschriebenen Weise abgehalten und »der Erlaubnis gemäß das bittere Leiden Christi in einen eingeschrankten Ort vorgestellt« hätten. In der Tat wurde ihnen auch diesmal das Gesuch, »anheur wieder am h. Weichenpfinstag (Gründonnerstag) und Charfreutag in einen eingeschränkten Orth den Passion Christi, welcher nicht von gemeinen Paursvolkh, sondern bloß von denen Bürgern, Salz- und Münzamtsbeamten dependieret, ohne allen strepitu oder offentlichen Aufzug, vornemblich aber mit Vermeydung aller Ärgernuß oder Anstoßigkeit und zu einer solchen Zeit, da im mindesten in Dienst Gottes was verhinderet werden solte, vorstellen zu dürfen«, sogleich bewilligt. In der gleichen Weise, nur mit der Abänderung, daß wohl in der Fastenzeit, nicht aber in der Karwoche gespielt werden dürfe, erhielten auch im nächsten Jahre die Städte Hall und Rattenberg die Erlaubnis, während aus nicht angeführten Gründen die Stadt Sterzing und die Passionsbruderschaft zu Schwaz abgewiesen wurden, welche Entscheidung auch noch eine kaiserliche Verordnung bestätigte. Trotzdem berief sich die Landesbehörde noch in ihrem Gutachten vom 23. April 1755, durch das sie versuchte, die Kaiserin zur Aufhebung des Schauspielverbotes zu bewegen, darauf, daß »die Einbiethung solch theatralischer Übungen außdrücklich nur auf das Land und den gemeinen Baursmann vorgeschrieben, denen Städten aber niemahlen dißfällige Bewilligung entzochen ware«. Obwohl nun darauf eine kaiserliche Verordnung auf die früheren Verbote hinwies und sie aufrechterhalten wissen wollte, verharrte die Landesbehörde dennoch bis 1759 noch bei ihrem Grundsatze, die Schauspiele, selbst diejenigen religiösen Charakters wie die Passionsspiele, den Städten zu erlauben. Der Stadt Hall wurde es 1756 unter den früheren Bedingungen bewilligt, im Jahre 1759 baten die Leute nachher noch, die Passionsspiele so wie zu Schwaz aufführen zu dürfen, worauf den Städten Hall, Schwaz, Kufstein und Sterzing gestattet wurde, nach dem vorgeschriebenen einfachen Umzug »die Vorstellung des Leidens und Sterbens Christi mitlest deren ansonst gewohnlich gewest redenden Figuren, auch symbolischer Aufzügen« so abzuhalten, daß aber dadurch der kirchliche Gottesdienst nicht vernachlässigt werde. Doch schon 1760 und 1762 wurden die Städte Kufstein und Kitzbichl wegen

der »Anwesenheit der preysischen Prisonnieurs« abgewiesen, und obwohl 1764 die Karfreitagsbruderschaft zu Schwaz in ihrem Gesuche darauf hinwies, daß für die Aufführung der Passionsspiele »Ablässe und Privilegien von mehreren Päpsten« und auch eine Stiftung vorhanden seien, und daß durch die Passionsspiele »mancher Seele großer Nuzen zu deßen Heyl verschaffet worden ist, welchen der gemeine des Lesens unkundige Mann durch dergl. mit nassen Augen ansehend persöhnlichen Vorstellungen mit einer ohnvergeßlich lebendigen Einprägung des Leidens und Sterbens Christi das Jahr gleichwohlen einmahl hindurch zu schöpfen Gelegenheit findet«, und daß ferner das Volk des Verbotes wegen »ganz trostlos und mißvergnügt« sei, ärgerliche Reden deshalb geführt und selbst seine Einlagen zurückgefordert habe, wurde die Abhaltung des Spieles weder in Schwaz noch in Kufstein erlaubt, um diesen Vorstellungen überall »auf einmahlen den Weg abzuschneiden«. Es ist hier also, ein Jahr bevor die allgemeine Spielerlaubnis wieder gegeben wurde, ein Umschwung in der Stimmung der Landesbehörde eingetreten, die, wie gerade das Ausnehmen der Städte von dem Verbot beweist, die Volksschauspiele eher begünstigt hatte, wenn sie auch jedes von Landgemeinden eingereichte Gesuch ohneweiters abzuweisen pflegte.

Der Abweisung haben sich wohl auch viele Gemeinden ohne Widerstand gebeugt: Patsch 1752, Zirl 1755, Imst und Hötting 1756,*) Niederdorf 1757, Arzl bei Innsbruck 1759, Fiß und Folgareith 1772, Deutschmetz 1777, Sillian 1792, Hötting 1792 und 1797**) und Mils bei Hall (Gesuch des Pfarrers) 1799.

Aber nicht überall nahm das Volk das Verbot so ruhig und widerstandslos auf, oder es kümmerte sich in einigen Fällen überhaupt weder um das Verbot noch um die schon 1746 erlassene Vorschrift, daß die Erlaubnis zu den Spielen von der Behörde zu holen sei. Letzteres scheint aber darin seinen Grund gehabt zu haben, daß man die Passionsspiele als religiöse Handlung nicht unter den verbotenen »Bauernkomödien« verstanden hat oder verstehen wollte; so hat zum Beispiel Ried im Oberinntal 1760 angesucht, das Spiel »wiederum am Charfreytag« vorstellen zu dürfen, und 1753 wurde zu Matrei das Spiel und die Prozession »gleich vorhin« abgehalten. Obwohl dort bei dieser Gelegenheit das Verbot neuerlich kundgemacht worden war, wollte im nächsten Jahre der dortige Pfarrer unter dem Vorwande einer mündlichen Erlaubnis das Spiel am Palmsonntag und Karfreitag wieder aufführen, nachdem er bereits zwei öffentliche Proben im Rathaus abgehalten hatte. In Kurtatsch haben 1754 die Leute, weil auch zu Salurn gespielt worden war, das Passionsspiel aufgeführt und rechtfertigten sich, als sie an das Verbot erinnert wurden, damit, daß weder von der Gemeinde noch von Stiftungen

*) In Hötting pflegte man das Passionsspiel alle sieben Jahre aufzuführen.

**) Das Spiel sollte zugunsten der Armen und der Kirche aufgeführt werden.

das Geld dazu genommen und auch die Gottesdienste dadurch nicht verhindert worden seien, wodurch sie also den Vorschriften Genüge geleistet hätten. In Lana und Passeier wurde noch 1764, weil die Leute »auf dieser vollkbomenen Procession sehr verseßen, auch die Geistlichkeit sehr vieles zur Aufmunterung beytraget«, Spiel und Prozession, ohne um Erlaubnis zu fragen, aufgeführt, und 1770 hat der Pfarrer zu Lana bei der Landesbehörde die Erlaubnis erwirken wollen, während man in Passeier den Richter darum bat und, weil dieser keine bestimmte Antwort erteilte, das Spiel einfach aufführte, worauf dem Richter eine Strafe von fl. 10 auferlegt wurde. Zu Jenbach veranstaltete 1767 ein »verabschiedeter Feldjäger« ein Passionsspiel, nachdem er sich die Erlaubnis dazu vom Pfleger zu Rotholz geholt hatte. Hier wurde aber nicht dieser, sondern der Veranstalter mit einer Strafe von fl. 30 belegt; da er jedoch weder diese noch das eingenommene Geld, das natürlich für die Auslagen aufgegangen war, zahlen konnte, gab sich das Gubernium schließlich mit fl. 15 zufrieden und drohte für den Wiederholungsfall mit einer dreiwöchentlichen Zuchthausstrafe.

Es ist übrigens nicht zu verwundern, daß das Verbot so wenig Gehör fand, namentlich in der Zeit, in der alle anderen Volksschauspiele erlaubt waren und fast allerorten gespielt wurden (zum Beispiel 1765 bis 1772 und 1790 bis 1800); da diese erlaubten Spiele zumeist aus Stoffen aus den Heiligenlegenden bestanden, konnte das Volk noch viel weniger zwischen ihnen und den Passionsspielen unterscheiden und auch nicht diesen Unterschied verstehen. Wie wir gesehen haben, daß die Landesbehörde durch einige Zeit den Städten trotz des Verbotes die Passionsspiele erlaubte, so haben auch die letzten Beispiele gezeigt, daß sich die Obrigkeiten auch nicht immer an das Verbot hielten. Dazu kommt noch, daß die Landgeistlichkeit aus begreiflichen Gründen sich nicht mit dem Verbot befreunden konnte, da es ja auch bloß von der weltlichen Behörde erlassen worden war, während die Ordinariate den Spielen damals noch kein Hindernis entgegensetzten. Deshalb war es namentlich im Pustertal sehr schwierig, die Leute zum Gehorsam zu bringen, da in dem Brixner Territorium, zu dem auch die Stadt Bruneck gehörte, wie der dortige Kreishauptmann 1765 klagte, »noch immer die in vielen Stücken einer Faschung gleichende Charfreytagsprocessionen abgehalten werden, ich geschweige andere mit unterlauffende Unanständigkeiten, ja darff wohl sagen, Ausgelassenheiten, welche von denen masquierten Juden und Teuffeln, auch Poenitenten verübet werden, so jeden ehrliebenden Manne ohne sich viel herumzusehen, alsogleich in die Augen fallen«. Bis 1783 waren dort diese Spiele noch nicht verboten, und das Beispiel von Brixen und Bruneck, wohin die Leute von allen Seiten zusammenströmten, ließ das Volk in den tirolischen Gemeinden nicht zur Ruhe kommen,

so daß noch zu dieser Zeit das Kreisamt »mit ungestimen« um die Erlaubnis angegangen wurde, namentlich von den Gemeinden Toblach, Innichen, St. Lorenzen und Kiens. Erst damals scheint sich das Ordinariat Brixen auf das Ersuchen des Guberniums hin den Intentionen und Ansichten der weltlichen Behörden angeschlossen und auch in seinem Bezirk die Spiele eingestellt zu haben, was namentlich deshalb vorteilhaft war, weil das Volk nicht begreifen konnte, daß etwas, was im fürstbischöflichen Lande als erlaubt galt, bei ihnen gegen die ganz gleiche Religion verstoßen sollte.

Deshalb finden wir auch gerade im Pustertal eine gewisse Hartnäckigkeit. Trotz der Abweisung eines Gesuches (1756) hielten die Mühlbacher im nächsten Jahre, ohne erst um Erlaubnis zu fragen, das Passionsspiel »jederzeit bey früeher Tagstundt« ab, während 1765 die Behörde noch rechtzeitig die Vorbereitungen abbrach. In Mühlen (Tauferertal) wurde 1765 das Passionsspiel aufgeführt, ebenso, vom dortigen Pfarrer geleitet, in Sillian, wohin die neuerliche Verbotskundmachung zu spät gekommen war. Die Leute aus diesem und anderen benachbarten Orten hatten nämlich vorher Deputierte zur Kaiserin geschickt, welche die Erlaubnis hätten auswirken sollen. Maria Theresia verwies sie aber an die Landesbehörde, und weil von dieser keine Entscheidung einlangte, bedienten sie sich der »Erleichterung, die ihnen der Erzbischof von Migazi gegöben, das, da und sofern der ordinarius loci in derley Begehren kein Bedenkhen finden würde, ein solches eo ipso consentiert sein solle«, bolten sie sich die Erlaubnis einfach vom Ordinariat in Brixen. Da der Richter zu Sillian das Spiel »in Anbetracht ein so anderen Umstandes weder verwehren, noch approbieren« wollte, diktierte ihm die Landesbehörde eine Strafe von 20 Talern, »weil der Einbott verfänglicher hätte geschechen sollen«.

In allen diesen Fällen hatten sich die Leute ruhig verhalten und es war auch für die Landesbehörde nicht notwendig, energischer einzuschreiten. Aber in Nauders und Kaltern nahm die Sache einen ernsteren Charakter an; hier erst kann man im eigentlichen Sinne vom Kampf um die Passionsspiele sprechen.*)

Weil 1753 auf die Abweisung des Gesuches zu Nauders die Aufführung des Passionsspieles unterblieben war und dann noch im Juni darauf ein Reif die Feldfrüchte vernichtete, sahen dies die Leute für eine Strafe Gottes an und führten, aufgemuntert von ihrem Pfarrer, 1754 das Spiel wieder auf, nachdem sie die Gemeindevorsteher, die sie warnen wollten, verspottet, ja einem sogar nächtlicherweile die Fenster

*) Ausführlicher habe ich diese beiden Fälle bereits in einem Aufsatz „Das Verbot der Volksschauspiele (1751) und seine Folgen“ („Mitteilungen und Forschungen zur Geschichte Tirols und Vorarlbergs“ II, 3) dargestellt. Obwohl ich inzwischen noch reicheres Material aufgefunden habe, erlaubt der beschränkte Raum nicht, noch einmal mit Benützung desselben näher darauf einzugehen.

eingeworfen hatten. Nachdem der Pfleger lange Zeit nicht gewagt hatte, die von der Landesbehörde befohlene Untersuchung anzustellen, zeigte er endlich achtzehn Leute an, worauf die einen davon mit Geldstrafen von fl. 12, 8, 6, 4 und 3 belegt wurden und die anderen, jeder für sich, drei Tage Kerker abbüßen mußten. Auch im nächsten Jahre (1755) übten die Furcht vor dem Reif als Strafe Gottes und der Eifer, dadurch calvinistische Engadiner zu bekehren, einen solchen Zwang auf die Leute aus, daß das Spiel trotz der vorangegangenen Bestrafung und trotz der obrigkeitlichen Ermahnungen sogar von den schon Bestraften wieder abgehalten wurde. Obwohl der Kreishauptmann bei Übersendung der Untersuchungsprotokolle eine milde Bestrafung (den Ersatz der Gerichtskosten) vorschlug, erhöhte die Landesbehörde diese Strafe noch um fl. 150, wenn nicht vorgezogen würde, die Rädelsführer zur Bestrafung mit dem Zuchthaus binnen vier Wochen einzuliefern. Die Gemeinde wandte sich aber anstatt dessen an die Kaiserin, welche schließlich die Strafe auf fl. 50 (die Gerichtskosten) milderte. Trotzdem mußte noch 1758 auf den Rat des Pflegers das Spielbuch abverlangt werden; dies war zwar kein sicheres Mittel, die Leute vom Passionsspiele abzubringen, weil die Gemeinden einander die Texte zu leihen pflegten, aber in diesem Falle half es doch; denn erst 1766 und 1790 versuchte man wieder die Erlaubnis dazu auszuwirken.

Etwas ernster gestaltete sich die Sache zu Kaltern (1760), wo das wiederholte Gesuch der Gemeinde mit dem Hinweis abgewiesen worden war, daß sie sich den Segen Gottes durch wahre Andachtsübungen, nicht aber »mit dergleichen Blendwerk« erwerben könnte. Durch diese Entscheidung entstand, von zwei Geistlichen angefacht, ein Aufruhr gegen die Obrigkeit, wobei auch der Richter durch Schüsse in die Wohnung verletzt und selbst dem Kreishauptmann nach dem Leben getrachtet wurde. Bei dieser erregten Stimmung, die vielleicht mit Ursache war zu dem späteren Meraner Bauernaufstand (1762), zog man es vor, die Untersuchung hinauszuschieben, während indessen vom Ordinariat — erfolglos die Bestrafung und Versetzung der beiden Priester verlangt wurde. Die Untersuchung und Bestrafung der Rädelsführer wurde von der o. ö. Regierung geleitet, und die Landesbehörde berichtete, erbittert durch den Widerstand des Ordinariats, den ganzen Hergang an die Kaiserin, die sich allerdings nicht sehr lobend über die Vorkehrungen aussprach, aber doch die Genehmigung mit dem Beisatz erteilte, daß denjenigen Bestraften, die einen Rekurs einbringen würden, eine Strafmilderung zu gewähren sei.

In der zweiten Periode des Kampfes, die erst mit dem letzten Dezennium des 18. Jahrhundertes beginnt, gab es wohl keine solchen Gewalttätigkeiten. Das Volk befleißigte sich im Gegenteil eines ruhigen und tadellosen Benehmens gegen die Obrigkeiten; aber es war, als

ob die Verbote nicht bestünden, als ob sie nicht kundgemacht würden und als ob sich das Volk vor den angedrohten Strafen gar nicht fürchtete. Aus dem zähen Festhalten an den alten Bräuchen war ein fanatischer Eifer dafür entstanden, der die Leute alles andere eher ertragen ließ, als den Verzicht auf die als Andachten aufgefaßten Passionsspiele. Von der Seite ist gerade diese Periode kulturhistorisch sehr interessant, während wieder das befremdende Verhalten der Landesbehörde weniger erfreulich auf uns wirken muß.

Zu Ende des Jahres 1790 war die Anzeige gemacht worden, daß das Volk zu Kastelruth*) und im Sarntal**) im nächsten Jahre das Passionsspiel und die Prozession abhalten wolle, und daß die bereits wiederholt kundgemachten Verbote »bei dem großen Hang des Volkes zu derley Vorstellungen« kaum etwas fruchten dürften, wenn nicht die Geistlichkeit in gleichem Sinne mitwirke. Darauf wurde in den deshalb verdächtigen Orten allen, die sich unmittelbar oder mittelbar an den Spielen beteiligen würdon, und den Obrigkeiten, welche nicht rechtzeitig die Anzeige machen würden, mit »empfindlichen« Strafen gedroht, und die Ordinariate zu Brixen und Trient wurdon ersucht, durch zweckmäßige Belehrung der Geistlichkeit und durch diese des Volkes bei Unterdrückung und Abschaffung der Passionsspiele mitzuwirken.

Bei allen diesen Vorkehrungen mußte das Kreisamt Bozen dennoch befürchten, daß namentlich das besonders fanatische Volk im Sarntal kaum von den weltlichen und geistlichen Vorgesetzten zum Gehorsam zu verhalten sein werde, »da des Volkes fanatischer Eifer soweit geht, daß sich viele geäußeret haben, daß das ganze Glück des Gerichts von den Passionsvorstellungen abhange«, und daß die Aufführung »mit Gewalt versucht werden könnte, da Volksfanatismus und übel verstandener Religionseifer besonders in einer von der kultivirten Menschenklasse entfernten Gegend alle Mittel vereiteln, die einen mit den irrigen Begriffen des gemeinen Volks nicht übereinstimmenden Entzweck erreichen sollen«. In der Tat fand, wie von mehreren Seiten behauptet wird, durch »das schädliche Beispiel« der Gerichte Mühlbach, Sterzing und Kastelruth, die unbekümmert um die Ermahnungen und Drohungen die Vorbereitungen fortgesetzt hatten, aufgemuntert, auch im Sarntal die Aufführung statt (1791), weil der »gemeine Mann vermöge seiner Denkungsart vor Gott schlechter zu sein befürchtet, wenn er einem solchen Beispiele nicht folgt und

*) Ein Gesuch war 1763 mit der Weisung abgeschlagen worden, „sich das, so ihnen von dem leydenden Heylandt von der Cantzl vorgetragen wirdt, zur Lehr und Auferbauung dienen zu lassen"; als aber dennoch Vorbereitungen gemacht wurden, drohte man dem Spielführer, einem „Umgeldsweinschreiber", mit der Strafe der Kassation, worauf das Spiel unterblieb. Ein zweites Gesuch im Jahre 1766 wurde ebenfalls abgewiesen.

**) Das Gesuch vom Jahre 1782, das „wegen Wassergefahren" verlobte Spiel halten zu dürfen, wurde abgewiesen.

hierdurch eine seinem Wahne nach gottgefällige Handlung unterläßt, wovon andere, die er eben deßwegen für eifrige Christen hält, durch die besorgte Lauigkeit der Welt sich nicht abhalten ließen«.

Das Gubernium schloß sich dem Vorschlag des Ordinariats zu Trient an, die Leute »dermalen mit aller Glümpfigkeit zu behandeln und bis auf das zukünftige Jahr ihres Irrthums zu belehren«, und ersann, um den Ungehorsam »nicht so ganz ungeahndet hingehen zu lassen«, einen ganz raffinierten Plan: während die weltliche Obrigkeit die Untersuchung gegen die Rädelsführer vornehme, sollte die Geistlichkeit dem Volke nahelegen, daß es, um der Bestrafung zu entgehen, »eine aus solchen Männern, die bei der Gemeinde Ansehen und Zutrauen besitzen, bestehende Deputation von drei oder vier Köpfen an das Kreisamt schicken« solle, welche im Namen der Gemeinde den Ungehorsam abbitten und feierlich versprechen müßte, sich in Zukunft den Verordnungen zu fügen, und dann sollte der Kreishauptmann der Deputation bedeuten, daß er es zwar nicht bei dieser Abbitte bewenden lassen könne, weil ihm befohlen worden, die Untersuchung gegen die Anstifter behufs ihrer Bestrafung vorzunehmen, daß er sich aber für sie verwenden wolle. Und dann wollte die Landesbehörde durch die Nachsicht der verdienten Strafen das Volk »auf dem gelindesten Wege« zur Folgsamkeit bringen.

Das alles war recht schön und fein ausgedacht und hätte vielleicht auch Erfolg gehabt, wenn nicht die Hauptsache ausgeblieben wäre: die Deputierten erschienen nämlich nicht!

Das richtigste wäre wohl gewesen, gleich auf die erste Anzeige hin bestimmte Strafen für die Übertreter festzusetzen. Anstatt dessen war, auch noch viel zu spät und zu einer Zeit, in der die Vorbereitungen zum Spiele schon im besten Gange sein mußten, wie oben schon erwähnt, nur ganz allgemein gedroht und anbefohlen worden, die Anstifter ausfindig zu machen. Gerade dieses letztere war, wie alle Obrigkeiten übereinstimmend melden, ein Ding der Unmöglichkeit, weil alle Bauern eines Sinnes waren und sich schon bei Gelegenheit eines Viehmarktes in Bozen verabredet hatten, die Passionsspiele abzuhalten, weil auch zu Bozen und Innsbruck sehr oft Komödien und Opern »mit allerhandt weltlichen Unterhaltungen« aufgeführt wurden, während sie »die Vorstellung des Leiden Christi nur aus Andacht, ohne mindesten Interesse vornehmen, dadurch ein gutes Werk ausführen, die Ehre Gottes befördern und die Sünder bekehren, weil diese Vorstellungen viel mehr auf ihre Sinne würken, als die übrigen Andachten in den Kirchen und die gemahlene Vorstellungen daselbst«. Es war der Geistlichkeit und den Obrigkeiten unmöglich, die Vorbereitungen zu verhindern, ja der Pfleger zu Völs und seine Frau sowie die Frau Gerichtsschreiberin zu Kastelruth und andere Personen mußten sogar Kleider herleihen, weil es »nicht ratsam gewesen wäre, dergleichen Bitten zu versagen, da diese Leute

einen immer verfolgen würden und die Amtierung wegen Mangels an Zutrauen gewiß sehr erschwert würde«. Und so hatten die Aufführungen zu Mühlbach am Palmsonntag und den Freitag vorher, zu Kastelruth am Palmsonntag und Gründonnerstag, zu Völs am Gründonnerstag und Ostormontag und im Sarntal am Karfreitag und Osterdienstag stattgefunden.

Welche Schwierigkeiten es machte, die Leute aufzuklären, mag der Bericht des Kuraten zu Mühlbach zeigen, der sich, um das Zutrauen seiner Gemeinde nicht ganz zu verscherzen, kurzweg weigerte, seine Bemühungen fortzusetzen, da er damit nichts anderes ausgerichtet hatte, »als daß die Anstalten noch eifriger fortgesezet wurden, und er bald ein Halb-Luther, bald ein Freymaurer heißen mußte, der die Verehrung des Leidens Christi zu verhindern sucht«. Auch das Volk zur verlangten Abbitte zu bewegen, war sehr schwer. Obwohl in Kastelruth das Versprechen gegeben worden war, wurde es nicht erfüllt, und die Leute zu Völs antworteten trotzig ihrem Pfarrer, »daß sie als das kleinste Gericht nicht wollen die erste sein, abzubitten, indem sie auch die leztn gewesen, dieses Spiel aufzuführen«. Weil nun das Brixner Domkapitel mit dem Hinweis auf diese Schwierigkeiten den Vorschlag machte, in Zukunft erst nach Kundmachung des Verbotes die Mitwirkung der Geistlichkeit zu verlangen, damit »die Geistlichkeit nicht Gefahr läuft, sich bey dem Volke verhaßt, die Befehle aber unwirksam zu machen, bloß weil sie mit ihren Belehrungen den politischen vorausgeht«, antwortete das Gubernium ziemlich empfindlich, daß die Passionsspiele »bereits vorlängst, und zwar schon unter der Regierung Maria Theresias selbst nach dem Wunsch der Herrn Bischöfe und der vernünftigen Seelsorger allgemein verbothen worden«, und fügte diesen Passus von nun an allen Erlässen bei.

Da also die Deputierten nicht eintrafen und die Landesbehörde doch nicht darüber hinweggehen wollte, »weil der unbestrafte und ungeahndete Ungehorsam überhaupt nie Gutes, in dem vorliegenden Falle aber auch sicher die allgemeine Übertretung der Verordnung in der Folge wirken würde« und weil man die von einigen Geistlichen und Obrigkeiten vorgeschlagene Wiedereinführung des Brauches nicht gestatten wollte, ließ das Gubernium den Gemeindevorstehern kundmachen, daß »für dieses erstemal mit Verhängung der Strafe rückgehalten« werde, weil man die Übertretung auf eine irrige Auffassung der Erlaubnis zu den Volksschauspielen und auf »eine übel verstandene Gattung von Andacht« zurückführe, daß aber in Zukunft »gegen die Anführer, und zwar allvorderst gegen die Gemeindevorstoher und selbst gegen die Obrigkeit, wenn sie sich einem diesfälligen Antrage nicht gehörig widersetzt, mit unnachsichtlicher Strafe fürgegangen werden würde«. Dem Auftrage gemäß mußten die Gemeindevorsteher nach Verlesung dieser Verordnung ihre Äußerungen

zu Protokoll gebon und versicherten überall, an den Spielen weder teilgenommen zu haben noch auch in Zukunft teilzunehmen; aber bezüglich des Verhaltens der übrigen Gemeindegenossen wollten sie durchaus keine Garantie übernehmen.*)

Es war also, da das Volk an seinem Brauche festzuhalten entschlossen war, die Gemeindevorsteher keine Verantwortung übernehmen wollten und weder die Obrigkeit noch das Kreisamt zu ihrem Schutze und zur energischen Durchführung der Befehle die nötige Macht hinter sich hatten, durchaus keine Gewähr dafür vorhanden, daß zu Ostern 1792 die Verbote respektiert würden; und man sollte demnach glauben, daß dies alles schon genügt hätte, schärfere Maßregeln zu ergreifen, um dem Volke die Lust zu verringern oder zu nehmen, sich in dieser Art und Weise über die bestehenden Gesetze hinwegzusetzen.

Bis zum Anfang des März war wirklich nichts von Spielvorbereitungen zu entdecken. Dann aber kam der Pfleger zu Völs darauf, daß dort ganz geheim die Anstalten getroffen wurden, und lud sofort die beiden Spielführer vor, um sie zum Gehorsam zu ermahnen. Die Stimmung des Volkes charakterisiert sich am besten dadurch, daß sich nicht nur diese zwei Männer, sondern auch die meisten Mitspielenden vom Vorjahre im Pfleggericht einfanden und nachdem sie sich vorher dahin geeinigt hatten, erklärton, daß sie das Verhalten der übrigen Orte abwarten und falls auch dort gespielt würde, auch das Spiel abhalten wollten. Obwohl ihnen der Kreishauptmann noch auseinandersetzen ließ, »daß es ihnen nie eine Straflinderung machen würde, wenn sio das Spiel auch nur dann aufführen würden, wenn es von andern aufgeführt werden sollte, da rechtschaffene Männer und Unterthanen sich doch nie mit dem allenfälligen Vergehen eines andern entschuldigen, oder ihr Vergehen andurch bedecken können«, wurde das Passionsspiel zu Völs, Kastelruth und im Sarntal tatsächlich wieder aufgeführt. Die Berichte der Obrigkeiten geben über die näheren Umstände interessante Aufschlüsse.

In Völs waren die Gemeindevorsteher von den Spielenden stürmisch aufgefordert worden, ihnen im Falle einer Bestrafung zu helfen, was auch alle bis auf zwei versprachen. Im Sarntal hatten die Leute ihre Spielvorbereitungen so geheim zu treffen gewußt, daß der Pfleger erst am Tage vorher erfuhr, daß am Karfreitag die Aufführung stattfinde. Die Spielführer dieser drei Orte und ihre

*) Die einen (Sarntal) erklärten, daß ‚man einerseits eine ausnehmende und allgemeine Neigung des ganzen Volkes zu dieser Andacht verspührt, andererseits aber keine Fehler oder Unanständigkeiten entdecket hat', die anderen (Kastelruth) machten zur Bedingung, daß auch anderswo nicht gespielt werden dürfe, und zu Völs gaben sie zu Protokoll, daß sie sich bei einer allfälligen Wiederholung der Übertretung ‚nicht weniger als zu Executores brauchen lassen, sondern alles dieses zur weiteren Vorkehrung anheim stellen'.

unzähligen Anhänger waren einverstanden, mit diesem Passionsspiele »zu ihrer und aller Nachbarn, ja so vieler auswärtigen Zuschauer unbeschreiblichen Freude jährlich fortzufahren«, und jeder von ihnen war »ganz sichtbar sehr stolz darauf, eine oder mehrere Personen mit unermüdeten Eifer bestmöglichst vorzustellen, und sich gleichwohl bey den meisten Zuschauern ungeheichelten Beyfall öffentlich zu erwerben«. Einesteils hatte das Volk die Anschauung, daß es durch diese Spiele »zur Vermehrung der christlichen Andacht und Ehre Gottes sehr vieles beitrage«, weshalb niemand zu überzeugen sei, »daß jemand durch derley so übertriebene, theils unanständige, ja zimlich abgeschmackte Vorstellungen geärgeret werden könnte, wenn er anders ein katholischer Christ, und nicht ein Ketzer oder gar Freymaurer und Freygeist wäre«, andernteils stützten sie sich darauf, daß bei den Aufführungen kein Geld verschwendet werde, da die Requisiten bereits vorhanden seien, daß im Gegenteil der Gemeinde nur Vorteile daraus erwachsen, weil mehr bares Geld, »absonderlich bey den 3 Dorfwirten« als bei jedem Viehmarkte von den Auswärtigen im Gerichte zurückgelassen werde.

Übrigens war doch ein schwaches Zögern der Leute vor der Verbotsübertretung vorhanden, indem nämlich eine Gemeinde auf die andere mit dem Beginne wartete. Im Sarntal endlich machte man den ersten Schritt, indem dort schon am Karfreitag die Hauptaufführung stattfand, während man in Völs erst nach langem Bedenken und einiger Unentschlossenheit am Gründonnerstag (von 1 bis 5 Uhr) eine Hauptprobe abhielt, bei der nach des Pflegers Schätzung zirka 1400 Zuschauer »aus allen nächstgelegenen Gerichten, auch vielen von der Stadt Bozen, wo die meisten Kleidungsstücke bereitwilligst geliehen worden«, anwesend waren. Die eigentliche Aufführung des »die vorzüglichsten Theile des von den Evangelisten beschriebenen Leidens und Sterbens Christi« umfassenden Passionsspieles »nebst den hergebrachten Vor- und Zwischenspielen aus dem alten Testamente« fand erst am Ostermontag auf dem Platze vor der Pfarrkirche statt »bey einem sonst hier ungewöhnlichen Zulaufe von wenigst 2500 Menschen aus verschiedenen Standesklassen, und meist auswärtigen Ortschaften«. Aber Ausschreitungen wie »Streit und Raufhändel oder gar Beschädigungen an Leibsgliedern« etc. haben sich dabei nicht ereignet, wie der Pfleger beobachtete, der sich »deswegen gleichwohl stäts in der Nähe, um den allenfalls ausbrechenden Unordnungen mit den anwesigen Gerichtsverpflichten behend zu steuern, aufhielt, obschon er selbst heuer von beyden Vorstellungen geflissentlich weder was sah, noch hörte, hauptsächlich seine Ohren mit dem widerwärtigen Anhören des sehr ekelhaften Singens oder Reimens bey den sogenannten Knittelversen (aus welchen der meiste, folglich elende Spieltext oder Aufsatz zusammengeschmiedet ist) zu verschonen«.

Als auch in Kastelruth das Gerücht von den übrigen Aufführungen eintraf, wurde dort schnell die Bühne errichtet und am Osterdienstag das Spiel »mit unvergleichlich größerer Pracht und Kostenaufwande« als zu Völs vor zirka 4500 Zuschauern aufgeführt, woran sich noch eine Prozession der Spielpersonen, teilweise zu Pferd, schloß. Der Pfleger von Völs, der diese Schilderung gibt, bemerkte dann noch, »daß wahrscheinlichst wenigst noch ein halbes Jahrhundert zu verstreichen hätte, bis bey dem gemeinen Volke nach verfeinerten Geschmacke dergleichen ererbte und verjährte Vorurtheile, oder eingeschlichene Misbräuche, vielleicht am ehesten durch eine in den nun verbesserten Trivial- und Dorfschulen zu hoffende Aufklärung der noch minder verdorbenen Landjugend gehemmt und wo nicht gänzlich, doch meistentheils abgestellet werden können«.

Es ist nun nach all dem Vorangegangenen unbegreiflich, wie das Gubernium in diesem Jahre wieder von der Geistlichkeit verlangen konnte, auf die Leute so einzuwirken, daß diese binnen sechs Wochen Deputierte zur Abhitte ihres Ungehorsams zum Kreisamte schicken sollten, was im Vorjahre bereits so kläglich fehlgeschlagen hatte, anstatt nunmehr andere Maßregeln zu ergreifen oder sich wenigstens der an und für sich guten Idee des Kreishauptmannes anzuschließen, daß die Geistlichen, als die besten Kenner und doch gewissermaßen auch Vertrauten des Volkes, den Ordinarien Vorschläge machen sollten, auf welche Weise das Volk von seinem Hange am besten abgebracht werden könnte. Obwohl man schon im Vorjahre mit ernstlichen Strafen gedroht hatte, griff man wieder zu dem gleichen Mittel und befahl auch wieder die Untersuchung gegen die Anstifter (!).

Der Erfolg dieser Maßregeln ist nach jeder Richtung hin natürlich wieder ausgeblieben. Die Deputierten erschienen nicht und niemand leistete Abbitte, die Anstifter und Rädelsführer konnten nicht erhoben werden, ohne eine förmliche Untersuchung anzustellen, was die Obrigkeiten »wegen des allgemeinen Aufsehen und großer Gehäßigkeit keineswegs ratsam« fanden. Nur der Pfleger von Völs nahm sich der Sache ernster an, indem er Verhöre anstellte und für den Fall, daß dem Wunsche des Volkes nicht nachgegeben werden und die Passionsspiele verboten bleiben sollten, der Behörde den Vorschlag machte, gleich zu Anfang der nächsten Fastenzeit ein neuerliches Verbot mit Festsetzung der Zuchthausstrafe auf einige Wochen für die Hauptspielführer und der mindestens dreitägigen Kerkerstrafe »bey schmaler Azung für die Mithelfer und meist nur Figuranten ohne Unterschied des Geschlechts, Standes und Alters, für die zum Militärdienste anwendbare Bursche aber derselben ungesäumte Übergehung an das nächstgelegene Militärkommando« zu erlassen und mit dessen Beistand auch wirklich unnachsichtlich durchzuführen. Wollte man also das Verbot aufrechterhalten, so

waren diese Vorschläge gewiß sehr vernünftig und ließen noch am ehesten einen Erfolg hoffen. Doch schon das Kreisamt wollte davon nichts wissen, »da doch im Wiedrigen immer das gemeine Volk in der Widersezlichkeit sich Verdienst für den Himmel zu erwerben glaubet, und vielleicht auch von manchen Geistlichen, besonders im Brixnerischen darin bestärkt werden dürfte«. Und das Gubernium verlangte diesmal, »weil man noch einmal versuchen will, die strafbaren Gemeinden durch gütige Wege zu den schuldigen Gehorsam zurückzuführen«, von den Gemeindevorstehern eine schriftliche Abbitte und das Versprechen, fortan dem Verbote Folge zu leisten, wofür man ihnen Verzeihung angedeihen lassen wolle. Zu gleicher Zeit hatte sich aber das Kreisamt »auch mit den betreffenden Seelsorgern in das Vernehmen zu setzen, und ihnen diese Gnadensbezeigung mit deme zu eröfnen, daß sie die Vorsteher der Gemeinden durch ihren Zuspruch erinnern wollen, damit sie diese Gnade dankbarst anerkennen und sich zum Gehorsam fügen sollen«.

Auch diesmal lauteten die Erklärungen der Gemeindevorsteher nicht anders als im Vorjahre, weshalb das Kreisamt seine bereits gemachten Vorschläge aufrecht erhielt; dennoch ließ es das Gubernium bei dem Ersuchen an die Ordinariate bewenden, durch die Geistlichkeit auf das Volk belehrend einwirken zu lassen, obwohl die Bewegung in diesem Jahre noch an Verbreitung zugenommen hatte.

Denn die Mühlbacher, welche im Vorjahre bereits das Verbot übertreten hatten, waren wieder nahe daran, das Passionsspiel aufzuführen, und wurden ebenso wie die Leute zu Mühlen nur durch das strenge Vorgehen des Kreisamtes Pustertal und der untergeordneten Obrigkeiten daran verhindert; freilich dürfte künftighin auch anderswo kein solches Spiel stattfinden, wenn man die Leute in den Grenzen des Gehorsams erhalten wollte. — In Sterzing dagegen hatten die Ermahnungen nichts genützt; obwohl sich anfangs die Zünfte der Schmiede und Schuhmacher dem Verbote fügen wollten, hielten dennoch die Bäcker eine Probe ab, und als die Obrigkeit alle zusammenrufen ließ, um ihnen nochmals das Spiel zu verbieten, wollten einige die Erlaubnis erpressen, und »einige sind den Seelsorger mit Grobheiten und empfindlichen Reden begegnet; kurz, es war ein hartnäckiger Zusammenhang deutlich wahrzunehmen, kraft welchen miteinander gespielt und auch miteinander den sich welch immer erfolgenden Strafen unterworfen werden wollte«, wobei man sich auch darauf berief, daß nicht alle zusammen gestraft werden könnten. Die Obrigkeit vermochte nur durchzusetzen, daß sich vom Magistrat bis auf den Ratsdiener und einen Rat und von den angeseheneren Leuten niemand aktiv an der Aufführung beteiligte, und mußte zusehen, wie die Vorbereitungen eifrig betrieben wurden, wozu »Exempte und Honoratiores den Spielenden Kleidungsstücke etc. liehen und

selbst aus Kirchen Paramenten verabfolget wurden; ja, die Deutschordenshausverwaltung, die selbst eine Gerichtsobrigkeit ist, hat ihre Pferde hergelieben, ihren Knecht der Schmiedezunft zum Vorreiter gelassen, Harnische aus der Ristkammer erlaubet, sogsr nach dem Spiele einen Jausen gegeben«. Die Leute gingen selbst auf dem Lande herum, um die Bauern gegen die »Akatholiken« aufzuhetzen und beschimpften und mißhandelten jene Mitbürger, die sich gegen die Aufführung aussprachen. Und so wurde, obwohl in früheren Jahren gegen dreibundert Leute mitspielten, diesmal mit zirka hundert Darstellern am Gründonnerstag auf einem »auf öffentlichen Blatze errichteten Theater« das Spiel begonnen »und selbes Tags darauf mit Durchziehung der ganzen Stadt um 11 Uhr Vormittag continuiret, sohin Nachmittag gegen 4 Uhr geendigt«. Nach der anbefohlenen und »nur nach und nach bey guten Gelegenheiten« vorgenommenen Untersuchung schlug der Stadtrichter »körperliche Züchtigungen« für die Hauptteilnehmer als abschreckendes Beispiel für die anderen vor; jedoch auch hier hat sich das Gubernium, »da aus der Untersuchung erhellet, daß kein böser Vorsatz, sondern vielmehr eine übelverstandene Gattung von Andacht und zum Theil die von dem dortigen Dechant versprochene Assistenzleistung dieselben zum Ungehorsam und Begehung dieser gesetzwidrigen Handlung verleitet habe«, und weil die Leute vor dem Kreishauptmann Abbitte geleistet hätten, »bewogen gesehen, für diesmahl Gnade vorwalten zu lassen, somit den Übertrettern lediglich durch ihre Obrigkeit, dem Dechant aber durch das Ordinariat dieses ihr Vergehen nochmahls mit allem Ernste vorweisen« und die verdiente Strafe mit Androhung der Verdoppelung derselben im Wiederholungsfalle nachsehen zu lassen.

Im nächsten Jahre beschlossen die Mühlbacher, durch Deputierte beim Gubernium um die Erlaubnis zu bitten, und gaben den anderen Gerichtern den Tag an, an welchem diese abgehen sollten, damit sie sich ihnen anschließen könnten, worauf zu Kastolruth zwölf bis vierzehn Bauern den Pfleger bestürmten, ihr Gesuch bei der Landesstelle zu befürworten, obwohl er ihnen vorstellte, daß er dies nicht tun könne und dürfe.

Gleichzeitig wurden auch wieder überall die Vorbereitungen getroffen; und der Fürstbischof zu Trient klagt, daß, da von seite der Geistlichkeit alles gotan worden sei, »es nicht seine Schuld ist, wenn anheut die Ordinariatsmacht sogar bey diesen überhaupts dummen Volke so geringschätzig und unwirksam geworden«. Alle Ermahnungen fruchteten nichts, weil, wie der Pfleger im Sarntal ganz richtig bemerkte, noch keine bestimmten Strafen festgesetzt worden waren und weil »die allgemeine Stimmung des ganzen Volkes doch so sehr für den Passion lautet, daß man ohne Gefahr, als Martyrer der Wahrheit gesteiniget zu werden, seine Gesinnungen nicht öffentlich am Tage legen darf«.

Den Deputierten wurde zwar ihre Reise verboten und den übrigen jede Strafe nachgesehen, wenn sie von der Aufführung abständen. Dies hatte aber nur in Kastelruth einen Erfolg, obwohl die dortigen Leute in großer Anzahl dem Spiele im Sarntal beiwohnten; die übrigen ließen sich aber wieder nicht einschüchtern.

Nun sollten die Gemeindevorsteher vom Kreisamte vorgeladen und zur Anzeige der Anstifter gezwungen werden, wogegen sich aber der Kreishauptmann mit Anführung einer Reihe von Gründen, darunter, daß es den unschuldigen Vorstehern nur Kosten verursachen würde und diese kaum ihre Mitbürger zum Zwecke der Bestrafung anzeigen würden, wenn sie diese überhaupt angeben könnten, aussprach. Obwohl nun die Landesbehörde der Ansicht war, daß es Pflicht der Gemeindevorsteher gewesen wäre, die Übertretung hintanzuhalten, und daß diese für die Vergehen ihrer Gemeinde verantwortlich und also nicht so ganz schuldlos seien, gab sie doch für diesmal den Kampf auf: »Man will darüber als eine geschehene Sache hinausgehen, folglich dem Kreisamte hiemit auftragen, daß es in Rücksicht der vorgestellten Kosten von Einberuffung der Ausschüsse abkommen, die weitere von dem Kreisamte vorgeschlagene, nur Mismuth und Unzufriedenheit unter den Leuten verbreitende Untersuchung und Bestraffung unterbleiben, und lediglich mit einer durch die Obrigkeit in der Gemeinde öffentlich zu verlautbarenden scharfen Ahndung die Sache gegen dem abgethan seyn solle, daß bey einem künftig derley verbothswidrigen Unternehmen immer die Gemeindevorsteher zur Haftung und unnachsichtlichen Strafe würden gezogen werden.«

Die Wirkung dieser Nachgiebigkeit blieb natürlich, wie vorauszusehen war, nicht aus: Im Jahre 1794 versuchten die Gemeinden zu Kastelruth und Mühlbach, mit einem Majestätsgesuch für sich und die übrigen Gemeinden die Erlaubnis zu den Passionsspielen auszuwirken. Obwohl sie abgewiesen wurden, führten sie dennoch bis auf Mühlbach, wo anstatt dessen die erlaubte »Komödie vom Martertod des heiligen Kassian« vorgestellt wurde, das Passionsspiel auf (im Sarntal am Karfreitag, zu Kastelruth am 16. und 17. April). Die eindringlichen Mahnungen der Obrigkeiten waren in die Luft gesprochen und die beabsichtigte Beschlagnahme der Kostüme, Requisiten etc. war daran gescheitert, daß die Leute sich selbst die Kostüme anschafften und alles andere von den verschiedensten Seiten ausliehen.

Daraufhin erörterte der Kreishauptmann zu Bozen in einem interessanten Gutachten, das hier leider seines Umfanges wegen nicht wiedergegeben werden kann, mit großem Scharfsinn und auf Grund seiner Erfahrungen und Beobachtungen, daß diesen wiederholten Übertretungen die Eigenschaften eines Verbrechens, als böser Vorsatz und freier Wille, fehlen, und welche Strafen festgesetzt werden müßten, um sich einen Erfolg versprechen zu können, indem er vorschlug, den Gemeinden »durch ein ganzes Jahr nur die Hälfte der

sonst gewöhnlich zu vertheilenden Viehausfuhrpässe zu verabfolgen«, oder, da körperliche Züchtigung nicht möglich sei, Geldstrafen von fl. 100 bis fl. 150 zugunsten der Ortsarmen oder der Pfarrkirchen zu diktieren. Doch das Gubernium fand diese Vorschläge von »im Verhältniß gegen das Verbrechen zwar sehr mäßigen Strafen in der Ausübung einiger Unbilligkeit und besonderen Bedenken unterworfen«, weil solche Geldstrafen von der Gemeinde durch »Wüstungssteuern« aufgebracht würden und deshalb auch Unschuldige darunter zu leiden hätten und weil durch Einschränkung der Viehausfuhrpässe das Wirtschaftswesen geschädigt und nur zu »Ausschwärzungen« Anlaß gegeben würde. Und gegen den neuerlichen Auftrag zu einer Untersuchung an Ort und Stelle gegen die Rädelsführer und diejenigen, welche Kostüme besitzen oder hergeliehen haben, protestierte der neue Kreishauptmann zu Bozen, weil dadurch »das ganze Gericht unruhig, unzufrieden und vielleicht gar zu Ausschweifungen und Excessen verleitet würde, was bey dermaligen Zeiten und bey seiner sonst guten Denkungsart von sehr bedenklichen Folgen seyn könnte«, zudem auch durch eine solche Untersuchung, »wobey der Unterthan sich nie als schuldig erkennen, sondern sich vielmehr in seinen standhaften und, wie er glaubt, guten Religionsbegriffen gekränkt halten würde, das Kreisamt das in gegenwärtigen Zeiten so sehr nötige Zutrauen gänzlich verlieren, in anderen wichtigern Gegenständen nichts bewirken und zuletzt sich gar kompromittieren würde«. Deshalb wurde den Gemeinden wieder nur gedroht, im Wiederholungsfalle die Anzeige an den Kaiser zu machen und sie dann der allerhöchsten Ungnade auszusetzen, während die Ordinariate ersucht wurden, darauf zu sehen, daß die Geistlichkeit, welche »die ihr zugekommenen Ordinariats-Anordnungen nicht mit dem gewünschten Eifer in Erfüllung zu bringen gesorget haben dürfte«, bei der Abhaltung des Volkes von solchem Ungehorsam kräftiger mitwirke und auch Vorschläge zum Ersatz der Passionsspiele mache.

Diese Maßregeln blieben auch im Jahre 1795 größtenteils erfolglos. Die Mühlbacher hatten sich zwar mit einem Gesuch um Erlaubnis begnügt, dagegen wurde zu Kastelruth wieder und neuerdings zu Unterinn auf dem Ritten das Passionsspiel aufgeführt, obwohl der letzteren Gemeinde vom Kreisamt im Falle der Unterlassung versprochen worden war, dahin zu wirken, daß ihre bereits wiederholt abgewiesene Bitte um Nachsicht der Summe, welche ihre Pfarrkirche dem Bruderschaftenfonds schuldete, bewilligt werde, damit sie die Kirche reparieren lassen könnte. Obwohl also der Kreishauptmann die Leute bei einer sehr empfindlichen Seite gepackt hatte — denn er wußte gut, »wie viel der Gemeinde an der Gewährung dieser Bitte gelegen war« — »wollten sie lieber ihre Kirche unrepariert, und dem Fonde ein Kapital von 601 fl., als der Religion diesen nach ihrem Sinne heiligen, und für ihre Familie und ihren Gütern so

zuträglichen Dienst schuldig bleiben«, indem sie »die auch den Thallsbewohnern vollends bekannten französischen Gesinnungen, die Hartnäckigkeit des Krieges, die Theuerung der Lebensmittel, kurz alle gegenwärtig sich häufenden Plagen der Vernachlässigung der äußerlichen Religionsgebräuche zuschrieben, unter welchen das Passionsspiel einer der ersten und auch der löblichsten ist«.

Das Gubernium erstattete nun einen ausführlichen Bericht an den Hof und erörterte darin eingehend die Frage der Bestrafung: Körperstrafen könnten dazu führen, daß die Gestraften »von der ganzen Gemeinde als Opfer der gemeinschäftlichen guten Sache und als Märtyrer der Religion angesehen und wohl gar ihre Vertheidigung, oder wenn es nöthig seyn sollte, ihre thätige Beschützung zur Pflicht der Gemeinde gemachet werden dürfte«; andererseits würde den Hauptanführern »eine Geldstrafe von dem ganzen Gericht vergütet werden, die sich am wenigsten eine Strafe verdienet haben«. Ein Hofdekret vom 15. Mai 1795 gab nun folgende Verhaltungsmaßregeln: »Straflos gebliebener öffentlicher wiederholter Ungehorsam ist von dem schlimsten Beispiele. Es sind daher 2 oder 3 der vorzüglichsten Rädelsführer bey den in dem Gericht Kastelruth und zu Unterinn lezthin aufgeführten Passionsschauspielen auf eine schickliche Art zu gleicher Zeit vor das Kreisamt zu rufen, und in der Kreisstadt bei dortigen Landgerichte mit 2tägigen Gefängniß bei Wasser und Brod, wenn letzteres das Alter und die Gesundheit der Frevler erlaubet, abzustrafen, und sofort mit einem ernstlichen Zuspruche zu entlassen. Man findet für gut, diese Strafe in der Kreisstadt aus der Ursache vollziehen zu lassen, weil bey Vollziehung derselben in dem Wohnorte dieser Rädelsführer ein Zusammenlauf von fanatischen Menschen sich ereignen könnte. In der Folge ist dem Ausschusse beyder Gerichte das diesseitige Mißfallen über ihren Ungehorsam gegen die geistlichen und weltlichen Behörden, wovon sie nicht Seegen, sondern Strafe des Himmels zu gewarten hätten, zu erkennen zu geben, und dann ist darauf zu denken, diesen Passionsspielen eine andere mit den reinen Religionsbegriffen vereinbarlichere Andacht, z. B. eine Predigt, oder eine Betrachtung über das Leiden des Erlösers, einverständlich mit der Geistlichkeit zu substituiren. Den gehorsamen Gemeinden Mühlbach und Sarnthal aber ist das diesseitige Wohlgefallen über ihre Folgsamkeit zu erkennen zu geben.«

Welche Folgen nun die Ausführung dieser Verordnung hatte, werden wir gleich sehen. Vor allem konnte der Gemeinde Sarntal nicht das allerhöchste Wohlgefallen ausgedrückt werden, weil es erst jetzt aufkam, daß auch dort das Passionsspiel wieder aufgeführt worden sei, und daß der dortige Pfleger wahrscheinlich »mehr aus Furcht vor dem Unterthan, als wegen Abgangs eines dießfallsigen bestimmten Auftrages« die Anzeige unterlassen habe. Dem Gericht Sarntal wurde deshalb vom Gubernium aufgetragen, »die Rädelsführer

anzuzeigen, den Ungehorsam abzubitten und feyerlich zu versprechen, sich von diesem Passionsspiel in Zukunft ganz zu enthalten, widrigenfalls man auf die Kassierung ihrer Markts- und anderen Freyheiten antragen werde«.

Und die äußerst vorsichtig eingeleitete Bestrafung der Rädelsführer in den zwei anderen Gerichten schlug auch gewissermaßen fehl. Das Kreisamt hatte nämlich je zwei Leute aus jedem Gericht (Kastelruth und Ritten) vorgeladen, wovon einer nicht erschien, weil er einen auswärtigen Viehmarkt besuchte, und dem Auftrage gemäß die übrigen drei eingesperrt, zugleich aber auch durch Eilboten die Gemeinden von der Art und Ursache der Arretierung unterrichten lassen. »Dem ungeachtet hatte sich der Ruf verbreitet, daß diese 3 Bauern in der Nacht entweder aus dem Wege geräumet, oder nach Innsbruck abgelieferet wurden. Es erschienen daher gleich Nachmittags bey dem Kreisamte einige Deputierte der Gemeinde Unterinn, die die Loslassung der Arretierten verlangten und, obschon sie von dem Kreishauptmann mit der schicksamsten Belehrung und mit der Äußerung, daß diese Loslassung nicht in seiner Macht stehe, nach Hause geschickt wurden, kehrten sie doch spät Abends um 9 Uhr zurück und meldeten, daß sie von der Gemeinde, welche sich haufenweise vor den Häusern zusammengerottet, und die Deputierten mit Schimpf und Schmähungen überhäufet hätte, gezwungen worden, neuerlich nach Botzen sich zu begeben und die Arretierten zu befreyen. Sie versicherten, daß sie das Vergehen der Gemeinde erkennen, und alles anwenden wollen, damit in Zukunft die Passionsvorstellungen unterbleiben, sie getraueten sich aber ohne die Arretierten nicht nach Hause zu gehen, weil die aufgebrachte Gemeinde weit bedenklichere Schritte wagen dürfte. Allein sie wurden von dem Kreisamte mit nachdrücklichster Erinnerung und Warnung und mit dem Beysatze entlassen, daß sie am folgenden Tage sich neuerlich melden könnten, wo sie denn auch schon um 6 Uhr früh erschienen, und als sie auf die gewöhnliche Amtszeit beschieden wurden, um 8 Uhr wiederkamen. In Erwegung, daß die Gemeinde in ihren Deputierten ihren Fehler mit Reue bekannte, und in der weiteren Rücksicht, daß das Kreisamt mit keinen Mitteln versehen war, um einem bedenklicherem Versuche der Gemeinde, der sich allerdings besorgen ließ, zu wiederstehen, hielt der Kreishauptmann es für nöthig, die zum 2tägigen Arreste verurtheilten Bauern um $^1/_2$10 Uhr des 2. Tages unter Anhoffung der höchsten Genehmigung mit ernstlichster Erinnerung und mit dem Beysatze zu entlassen, daß dieses blos ihrer geleisteten Abbitte halber und wegen der für die Zukunft zugesicherten Folgsamkeit geschehe.« Dieser Vorgang wurde mit Hofdekret vom 17. Juli 1795 genehmigt.

Große Schwierigkeiten bereitete der Ersatz der Passionsspiele durch andere geeignete Andachten. Die Geistlichen hatten 1791 bereits

versucbt, an den sonst gewöhnlichen Passionsspieltagen (namentlich Karfreitag) durch den ganzen Tag währende Andachten in der Kirche dem Volke zum Spiel keine Zeit zu lassen, wesbalb die Aufführungen auf andere Tage der Karwocbe verlegt wurden. Obwohl ein Geistlicher den vernünftigen Kompromißvorschlag, mit dem am besten beiden Teilen geholfen gewesen wäre, machte, die Spieltexte einfacb von allen »Unanständigkeiten« etc. zu reinigen und dann die Spiele unter Aufsicht der Geistlicbkeit und Obrigkeit zu erlauben, nahm doch das Gubernium den Vorschlag des Ordinariats an, am Karfreitag und Karsamstag das böcbste Gut auszusetzen, und gab den Auftrag, eventuelle Vorbereitungen sofort zu unterdrücken.

Welches von diesen Mitteln die Gemeinden, welche sicb nahezu fünf Jahre lang kräftig gegen alle Verbote gewehrt hatten, endlich doch zum Gehorsam gebracht haben mag, ist aus den Akten nicht mehr zu ersehen; von da an ist wenigstens in diesen Orten von keinen Passionsaufführungen mebr die Rede. Dafür machten aber noch andere Gemeinden der Behörde zu schaffen.

Sterzing hatte sich, wie wir gehört haben, schon einmal an dem Widerstande beteiligt. Im Jahre 1798 nun wurde ein neuerliches Gesuch mit einer Warnung vor der Strafe abgewiesen. Als aber die Bürger dennoch das Spiel abbalten wollten, »es möchte kosten, was es wolle«, setzte das Kreisamt im Pustertal alle Hebel, freilich viel energischer als in den früher behandelten Fällen, in Bewegung, um das Spiel zu verhindern, und bracbte es endlich auch dahin, daß es wirklich unterblieb. Die Drohung, daß der Magistrat und die Vorstehungen der Zünfte bei einer nochmaligen Widersetzlichkeit zur Verantwortung gezogen würden, scheint hier den Widerstand niedergeschlagen zu haben.

Viel länger aber währte wieder der Kampf mit den Bürgern von Kitzbicbl, deren erstes Gesuch 1762, nocb fast zur Zeit, als den Städten anstandslos die Bewilligung gegeben wurde, »aus seinen wohlerwogenen Ursachen für dermablen« abgewiesen worden war. Im Jahre 1770 war eine Aufführung auf dem »alhieigen ordinari theatro« geplant, doch erhielten die Leute nicht die Erlaubnis dazu, wesbalb sie den Brauhaussaal dazu benützen wollten. Nur desbalb, weil die Aufführung zur Nachtzeit geschehen sollte und weil der Ort der Bühne nicht mit »der Ehrnbietigkeit eines so großen Geheimnus« zusammenpaßte, auch sogar wegen der deshalb entstehenden Feuersgefahr machte das Gericht davon die Anzeige, weshalb dem Magistrat im Falle der Abhaltung des Spieles vom Gubernium eine Strafe von 100 Talern in Aussicht gestellt wurde; diese Maßregel hat gewirkt. Erst im Jahre 1792 wollten die Bürger wieder das Passionsspiel am dritten, vierten und fünften Sonntag in der Fastenzeit auf dem »städtischen Theater« zugunsten der Armen aufführen, »mit Beseitigung aller sonst bey derley Vorstellungen gewöhnlichen

Mißbräuchen, wobey die vorkommenden Geheimnüße blos unter Musik besungen werden«; dieses und noch ein zweites Ansuchen wurden nicht bewilligt. Im Jahre 1795 wurde ein von der Obrigkeit und dem Kreisamt (Unterinntal) unterstütztes Gesuch, »das Passionstrauerspiel in der Fastenzeit gegen einen Beitrag von 24 fl. für das städtische Armeninstitut« vorstellen zu dürfen, mit einer strengen Ahndung des Kreisamtes, weil es das verbotswidrige Gesuch nicht sofort zurückgewiesen habe, und mit Androhung strenger Strafen abgewiesen. Obwohl diese Erledigung bedeutend energischer aussah als die geradezu schwächlichen Verordnungen für Sarntal etc., bat derselbe Spielführer, befürwortet vom Magistrat und dem Richter, im nächsten Jahre doch wieder um die Erlaubnis für dieses und die künftigen Jahre angesucht, indem er anführte, daß das Passionsspiel das Volk bei der »unverfälschten Religion erhalte«, die Moralität befördere und daß in der »Angelegenheit des wienerischen Professors Theologiae Jahn« entschieden worden sei, »daß man das Volk bey seinen sinnlichen Religionsbegriffen belassen soll und daß der sinnliche Kultus zur Erhaltung des Katholicismus höchst nothwendig und dem Staate nützlich, keineswegs aber schädlich seye«. Trotzdem wurde dieses Gesuch sowie das vom nächsten Jahre wieder abschlägig beschieden. Und im Jahre 1798 kam die Nachricht, daß die Kitzbichler trotz des wiederholt kundgemachten Verbotes und »zuwider des obrigkeitlichen Einbothes zu zweymahlen ein Passionsspiel, wie sie vorgeben, zu Erholung der schon vor dem Verboth aufgewendeten Unkosten aufgeführt« hätten. Die Obrigkeit stellte sofort eine Untersuchung an und schlug dann für die Hauptpersonen Geldstrafen von je fl. 3, für die »übrigen bemittleten Akteurs aber je 1 fl. 30 kr. zur städtischen Armenkasse« vor. Doch das Gubernium schien noch nicht genug Erfahrungen mit seinen Verfügungen in früheren Jahren gemacht zu haben; denn es sah auch hier die »wohlverdienten« Strafen unter der Bedingung nach, daß die Darsteller ihre Abbitte und ihr Versprechen, in Zukunft gehorsam zu sein, zu Protokoll geben würden, und drohte, sie im nächsten Falle »nach aller Schärfe der Gesetze unnachsichtlich zu züchtigen«. Hier herrschte aber nicht ein solcher Fanatismus wie bei den schon besprochenen Leuten, weshalb auch die Darsteller die Abbitte leisteten; nur ein Bäckermeister wurde erst durch die Drohung, daß sonst »sein Gewerbe gesperrt« und er außerdem noch gestraft würde, dazu vermocht.

Dies war der letzte Fall einer Widersetzlichkeit bis zum Beginn des neuen Jahrhundertes. Obwohl man nun glauben sollte, daß der Kampf um die Passionsspiele endlich doch sein Ende gefunden haben müßte, so scheint dennoch dem nicht so zu sein, weil noch 1816 ein Verbot der Passionsspiele erlassen werden mußte. Leider fehlen aus dieser Zeit sehr viele Akten, so daß eine weitere ausführlichere Darstellung kaum mehr möglich werden dürfte.

Volkstümliche Überlieferungen aus Nordböhmen.

Von Robert Eder, Mödling.

I.

In Neustadtl bei Friedland (Böhmen) lebte ich fünfundzwanzig Jahre und habe im Laufe dieser Zeit mancherlei in betreff daselbst früher üblicher volkstümlicher Gebräuche, Aberglauben, Volksmedizin, Sympathiemittel, Zaubersegen, Kinderreime, Sagen u. s. w. gesammelt. Die Notizen, die ich mir damals darüber gemacht habe, lasse ich nun folgen. Das Städtchen Neustadtl, das zirka 5000 Einwohner zählt, führt heute den Namen »Neustadt an der Tafelfichte«; sonst erwähne ich die näher oder entfernter liegenden, ebenfalls im Friedländer Bezirk befindlichen Dörfer Heinersdorf, Rückersdorf, Wünscbendorf, Schönwald, Hegewald, Lusdorf, Weisbach etc.

Hochzeit. Dieselbe fand meist nach der Feldarbeit statt. Freitag und Sonntag war für Hochzeiten ausgeschlossen, auch sollte sie nicht im Mai stattfinden und das Gespann des Hochzeitswagens durfte nicht aus zwei Schimmeln bestehen. Vor der Hochzeit war das »Einbetten« Brauch; die Freundinnen der Braut richteten das Bett der künftigen jungen Frau ein, wobei viel Spaß gemacht wurde, Kuchen und Wein durften nicht fehlen. Sobald die Hochzeitsgäste im Elternhause der Braut erschienen waren, wurde ihnen ein Frühstück, Kuchen, Wein, Schnaps, verabreicht; vor Abgang in die Kirche setzten sich Vater und Mutter inmitten des Zimmers, Braut und Bräutigam knieten vor den Eltern nieder und wurden gesegnet. In der Kirche hatte die Taufpatin der Braut, »Salzmeste« genannt, die Obliegenheit, dicht hinter dem Brautpaar zu stehen und beiden das »Rautenkränzchen« aufs Haupt zu legen. Nach der Trauung wurde ein Opfergang um den Altar gemacht und Geld auf einen Teller gelegt. Mittlerweile wurde das Hochzeitsmahl vorbereitet. Im Garten oder Hof war schon früher ein Bretterverschlag errichtet und in diesem geschlossenen Raum wurden in großen Kesseln auf offenem Feuer Rindfleisch, Gemüse und Obst gekocht, indes im Backofen des Hauses die Braten zubereitet wurden. Das Fleisch wurde schon vor dem Kochen in Halbpfundstücke geschnitten; jeder Gast bekam ein- oder zweimal ein halbes Pfund von jeder Fleischspeise außer den obligaten Wurstzulagen. Zu jedem Gast stellte die Hochzeitsmutter einen großen irdenen Topf, in den er die von ihm nicht genossenen Speisen gab, als: »süße und saure Tunke«, Kraut, »Apern« (Kartoffeln), Würste, Kalbs- und Schweinebraten, Rindfleisch, gebackene Pflaumen u. s. w., jedes Gericht durch eine Schichte Brot getrennt. Diesen zum Schluß der Mahlzeit angefüllten Topf nahm nach dem Hochzeitsmahl jeder Gast mit nach Hause; aber auch während des Essens gedachte er seiner Freunde und sandte ihnen von seinem ihm zugewiesenen Teil auf einem Teller ein oder das andere Gericht als »bescheidenes Essen«. Aufzutragen hatte der »Plumppatsch«, so heißt jene wichtige Persönlichkeit

bei Bauernhochzeiten, die als Hochzeitsbitter die Freundschaft und »Nobernschaft« zur »Huchst« einzuladen, bei der Hochzeit Spässe zu machen, wohlgesetzte Reden zu halten, bei dem Gastmahl zu servieren, die Gäste zu den Hochzeitsgeschenken zu animieren, den Dank auszusprechen, die Gaben der Braut mit ernsten oder schalkhaften Worten in den Schoß zu legen hatte u. s. w.

In älterer Zeit war dies eine der Obliegenheiten des Dorfschullehrers und bestand für diese Leistung ein eigener Tarif. In einer »Spezifikation« in betreff des »Salario« für den Schulmeister in Schönwalden anno 1740 finden wir folgende diesbezügliche Ansätze: »Von einer zusage oder Freyt, den Tag zuvor die Gäste einzuladen, und anselben die Werbung, Abdankung und andere gewöhnliche Bedienung zu verrichten 1 kr. Von einer Hochzeit den Tag vorher die Gäste einzuladen, anselber durch 2 oder 3 Tage, so lange sie währet die Werbung, Abdankung, motivierung und gebräuchlichen Verrichtung zu thun 30 kr. Die Brauth giebt nach altem Gebrauch ein Tüchel sambt einem einge Binde (Eingebinde). Und von Aufwartung nach der Mahlzeit von denen Gästen, die gebräuchliche auflaage den halben Theil. Wenn die Heirath- oder Hochzeit-Gäste eingeladen und zuletzt im Kretschamb kommen, nach dem Uralten gebrauch wie ander orthen, ein Vä-sel oder Kanne Bier zu trinken.« Später wurde das Amt des Hochzeitsbitters in eine Profession umgewandelt und ein hierzu geeigneter Mann fand hiermit einen Erwerb. Dem Brautpaare wurden je ein »Brotränftl« gegeben, und die Braut band diese mit roten Bändchen zusammen, um sie aufzubewahren; wenn sie nicht schimmelten, war dies ein Zeichen, daß die Ehe glücklich bleibe. Bei dem Herumreichen des Schweinebraten durch den Plumppatsch wurde durch ihn das mit einem roten Bändchen verzierte Schweineschwänzchen der Braut überreicht, was ihm Anlaß zu Scherzreden gab. Nach dem Mahle sammelte derselbe die Geschonke für die Braut von den Gästen ein, die zumeist in Geld bestanden, und übergab diese der Braut, dann ging er zu den Fenstern mit den Worten: »Nun muß ich amol sahn, ob die draußen, die unterm Fanstern stahn, o woas bracht hon«, und nimmt von den Freundinnen der Braut, die nicht geladen waren, die Geschenke entgegen; es sind dies meist kleine Gaben für den Haushalt, aber auch schon für den künftigen Kindersegen, als Häubchen, Strümpfchen u. s. w., wozu der Plumppatsch bei Übergabe an die Braut seine Witze gut anbringen konnte. Schon während des Essens aber war er für sich bedacht, indem er mit dem Teller von Gast zu Gast um ein Trinkgeld bat; schließlich sammelte er bei den Gästen nochmals ein, er trug einen Teller mit einem »Sandwischel« und war diese Gabe für die Aufwaschfrauen bestimmt.. Anderwärts entfiel diese Sammlung und mußte er, wie wir aus der gebrachten »Spezifikation« ersehen, das Trinkgeld teilen. Häufig zog nach dem Hochzeitsmahle die Gesellschaft ins Gasthaus (Kretscham) zum

»Huchstbierabend« und wurde die Hochzeit mit Tanz beendet. Eine Besonderheit unter den Hochzeitsgeschenken von seiten einer außenstehenden Freundin war das »Papierene Wiegenband«, ein zweites konnte ich in dortiger Gegend trotz eifrigen Forschens nicht mehr auffinden.

Heiratsverträge wurden in Bürgerkreisen in aller Form abgeschlossen. Ein »Heurats Contract« aus dem Jahre 1781 beginnt mit folgenden Worten: »Ich Frantz Reßler und Johanna Riedelin beyde in unsern ledigen Stande bekennen andurch und geben zu wissen Jedermännlich besonders aber da, wo Vonnöthen, daß wir gegen ein Ander aufrichtige Liebe und Affection spühren lassen, sofort aber auch mitsammen sich zu verehligen Völlig intentioniren und entschlossen haben, Weßentwegen wir uns auch mitsammen zur Vorhabenden Ehe sich festtäglich unter einander Verloben und Versprechen, die Zeit unseres Lebens sich zu lieben, Gebührendes Hand zu haben, in keiner Noth zu verlaßen, auch alles Glück und Unglück getreulich mitsammen Auszusteben und beysammen zu Verharren.«

Nun folgt die gegenseitige Zuschreibung des Vermögens und zum Schluss die Unterschriften des Brautpaares und der fünf Zeugen. Jede Unterschrift ist durch ein Siegel bekräftigt, so daß dieses den ersten Buchstaben der Unterschrift linkerseits etwas berührt. Die Petschaften zeigen die fünfzackige Krone, darunter Figuren oder Embleme, zum Beispiel: ein Würfel mit den Initialen steht unter der Krone, links und rechts befinden sich Dreschflegel, Rechen, Sensen und Wetzstein. Dieses Siegel gehörte einem Kretschamsbesitzer.

Heiratete die Braut nach auswärts, wurde der Hochzeitswagen in aller Ordnung gepackt, vornehin aber mußten die Betten zu stehen kommen und darauf das Spinnrad, das oft schön geschnitzt war.

Ungefähr acht Tage nach der Hochzeit, an einem Sonntag, findet sich das junge Paar bei der Mutter der jungen Frau ein, um dort das »Mutteressen«, eine Nachfeier der Hochzeit, zu begehen.

Geburt, Taufe. In Neustadtl sagt man den Kindern, die jüngeren Geschwister kommen aus dem »Zipfelbusch«, einem dortigen Waldteile, durch den ein Bächlein fließt; in Heinersdorf aber aus dem Teiche.

Die Frau in gesegneten Umständen darf auf dem Dachboden nicht unter den Wäschleinen gehen, da sonst der Embryo durch die Nabelschnur erwürgt wird.

In das erste Kinderbad legt man Geld. Die leere Wiege darf man nicht in Bewegung setzen, da sonst das Kind nicht Ruhe findet. Nach der Taufe findet ein Taufschmaus statt. Das Kind bekam früher vom Taufpaten meist ein Geldgeschenk, verschlossen in einem »Patenbriefel«.

Solch ein »Patenbriefel« besteht aus einem mehrfach zusammengefalteten Papier, außen ist es mit farbigen Bildern, biblische Szenen darstellend, ausgeschmückt, innen an den Rändern sind Bibelsprüche, in der Mitte ein Vers, für den Taufakt passend, gedruckt und dieser von dem Paten unterschrieben. Es scheint der Brauch der »Patenbriefel« aus dem benachbarten Preußen gekommen zu sein, und da solche »Patenbriefel« nicht häufig vorkommen, mögen einige Verse angeführt werden.

(Geschrieben.)

Das Wasser und das Blut, so floß aus Christi Seiten
Soll liebstes Patchen dir die Seeligkeit bereiten.
Das erste macht dich von allen Sünden rein,
Das andere wird das Pfand der Gnade Gottes seyn.

1785.

HERR JESU Deine Lust ist bey den Menschen-Kindern;
Wann sie nicht selber dich in ihrer Lust verhindern.
Ach wasche dieses Kind von aller Unlust rein
Und laß stets Deine Lust bey diesem Kinde seyn.

Anno 1786.

Wie hoch ich schuldig bin, dich Christo fürzutragen.
So gerne thu ichs auch. Ich wills auf Glauben wagen,
Und das Gelübde zwar statt deiner Lippen thun,
Doch mußt du selbst, so viel die Menschheit wird zulassen,
Dein Leben und dein Thun nach dem Versprechen fassen.
Der Bund der wird gewiß auf deiner Seelen ruhn.
Ich will sonst ledig seyn, der Bürgerschaft entnommen,
Was ich GOtt zugesagt. Kann ich nach dieser Zeit
Dir wo an Handen gehn, und läßt mir GOtt das Leben,
So will ich gleichsam dir hier Hand und Siegel geben,
Daß ich dir dienen will nach aller Möglichkeit.

Anno 1786.

(Geschrieben.)

Mein Patchen
Trifft an dir, mein
Treues Wünschen ein
Solst du der Mutter Trost
Des Vaters Freude sein.

1815.

Mein Kind! du bist getauft, du kannst die Hoffnung fassen,
Dein Heiland werde dich auf ewig nicht verlassen,
Das Wasserbad im Wort legt dich in Jesu Schoos,
Dein Heiland liebet dich, ja, seine Gnad ist groß.
Wirst Du nun früh und spat an deinen Taufbund denken,
Dich von der Sündenbahn christgläubig abzulenken
So wisse, daß dich einst dein Heiland Jesus Christ
Zur Seeligkeit erwählt, weil du getaufet bist.
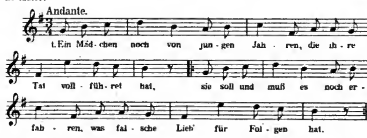
Anno 1815.

Versäume nie, mein Kind, als wahrer Christ zu leben,
So wird Dich Gottes Geist auch immerdar umschweben,
Dich leiten, wenn Du irrst, Dich stützen, wenn Du sinkst,
Dich stärken, wenn Du einst den Kelch des Todes trinkst.

1818.

B. Kahle stellte in der Zeitschrift „Alemannia“ VI. (1905), Heft 1, zwei den 1902 von E. Marriage herausgegebenen „Volksliedern aus der badischen Pfalz“ entnommene Varianten dieses Liedes aus Handschuhsheim (Vorstadt von Heidelberg) und aus Kirchardt bei Mosbach der Urform gegenüber und beleuchtete die nicht geringen Veränderungen, welche das Lied im Verlaufe der Wanderung von Mund zu Mund und von Ohr zu Ohr erfahren hat.

Dieses Stück neuerer Volksdichtung ist nun auf seinem Wanderfluge auch in die abgelegenen Dörfer des Böhmerwaldes gekommen, wo es, und zwar im Gerichtsbezirk Oberplan, allgemein bekannt ist und von vielen Leuten bereits als ein „altes“ Lied bezeichnet wird. Nähere Nachforschungen haben ergeben, daß vor etwa fünfzehn Jahren ein gewisser Wilhelm Schneider aus Uhligstal bei Salnau dieses Lied in Prag während seines Militärjahres gelernt und nach seiner Heimkunft Freunden und Bekannten überliefert hat, von welchen es wieder weiterverbreitet wurde, so daß es heute eines der beliebtesten und bekanntesten Lieder zwischen Wallern und Höritz ist. Doch wird es nicht mehr nach der Melodie von „Seht ihr drei Rosse vor dem Wagen“, sondern nach einer ähnlichen, etwas bänkelsängerisch klingenden Weise gesungen, welche mir Herr Hans Brazda aus Oberplan in zuvorkommendster Weise aufgezeichnet hat. Das Lied selbst wurde nach dem Gesange der Dienstmagd Marie Köchl aus Deutschhaidl niedergeschrieben. Es lautet:



2. Das Mädchen war ja hingerichtet
Durch eines Jünglings Heuchlerei;
Ihr Herz, das war ja ganz zerrissen,
Sie fühlte, daß sie Mutter sei.

3. Von ihren Eltern ganz verstoßen.
Ging sie des Sonntags einmal aus;
Sie hat sich's fest ins Herz geschlossen,
Nicht mehr zu kehr'n ins Elternhaus.

4. Sie ging von Ecken bis nach Bremen,
Von dort an ging sie auf der Bahn,
Wo sie ihr Haupt auf Schienen legte,
Bis daß der Zug von Hamburg kam.

5. Die Schaffner hatten sie gesehen,
Sie bremsten mit gewaltiger Hand;
Allein der Zug, der bleibt nicht stehen,
Ihr Haupt rollt blutig in den Sand.

6. Als ihre Eltern dies erfahren
Von ihrer Tochter Schmerzenstod,
Da rangen beide sich die Hände
Und schrien laut: Verzeih' es Gott!

7. Sie haben ihr die Tür geöffnet
Und haben sie verzagt gemacht.
Weil sie des Jünglings Wunsch erfüllet,
Hat ihr das bitt're Grab gebracht.

In einem Hefte, in welches die Bäuerin Anna Wagner aus Böhmischhaidl bei Oberplan im Jahre 1904 alle von ihr gesungenen Lieder eingeschrieben hatte, fand ich dasselbe Lied mit folgenden kleineren Abweichungen: Gesätz I, Zeile 3, jetzt (es); III, 3, ihr's (sich's); IV, 1, Etern (Ecken); IV, 2, von Stunde an ging's auf der Bahn; V, 4, fiel (rollt); VI, 1, Und wie die Eltern . . .; VI, 2, . . . Tochter sehnellsten Tod; VI, 3, sie rangen; VI, 4, es (uns); VII, 1, Wir (Sie); VII, 4, der (hat).

Unser Lied (B) hat die meiste Ähnlichkeit mit der Variante aus Kirchardt (K), doch finden sich auch Einzelheiten, die es nur mit der Urform (U) oder der Handschuhsheimer Fassung (H) gemeinsam hat, zum Beispiel B III, 1. Von ihren Eltern . . .; H II, 1. Vom Elternhaus . . .; dagegen U IV, 1 und K III, 1. Vom Mutterherzen . . .

Ähnlich B IV hat H III. Sie ging von Hamburg bis nach Bremen,
Sie faßte sich den harten Plan,
Sie wollt' ihr Haupt auf d' Schienen legen,
Grad' wo der Zug von Hamburg kam.

K IV. Sie ging gerad' nach der Stadt Gesen,
Wo grad' der Zug von Hamburg kam,
Auf d' Schienen tut sie sich hinlegen,
Daß ihre Schand ein Ende nahm.

Dagegen U V. Von Sulza ging sie bis nach Kösen
Und bei Schulpforta auf die Bahn,
Sie tät ihr Haupt auf Schienen legen,
Weil eben der Zug von Naumburg kam.

Schließlich B V, 2 mit U VI, 2 (sie bremsten mit gewaltiger Hand), während H IV, 2 (sie bremsten ein es mit Gewalt) und K V, 2 gar statt „gewaltiger Hand" „mit Gewalt heran" schreibt.

Bemerkenswert ist noch, daß die Schlußstrophen der einzelnen Varianten ganz verschiedene sind, die letzte (8.) von U ist ganz verlorengegangen, die vorletzte (7.) in veränderter Gestalt nur mehr in K, während in H eine im Zusammenhang ganz sinnlose Wanderstrophe angeschlossen wurde, und in unserer Fassung zwei später hinzugedichtete Gesätze, die aber, weil sie den Schmerz und die Reue der Eltern schildern, einen ganz guten Abschluß bilden.

Zur Krainer Volkskunde.

Von Prof. Johannes Koštial, Capodistria.

Im letzten (IV.—V.) Hefte des XII. Bd. dieser Zeitschr. veröffentlicht Herr Oberlehrer W. Tschinkel in Morobitz eine hübsche Sammlung von Sprichwörtern, Vergleichen, bildlichen und scherzhaften Redensarten aus dem Gottscheerländchen. Unter den volkstümlichen Vergleichen (es sind deren 105 angeführt) finden sich viele, die den Deutschen in Obersteiermark, Niederösterreich und Kärnten gänzlich unbekannt sind, sich jedoch mit volkstümlichen Vergleichen der den Gottscheern unmittelbar benachbarten Slowenen wörtlich oder fast wörtlich decken, woraus man wohl auf Entlehnung schließen darf, die uns angesichts der jahrhundertelangen Berührung wohl nicht wundernehmen kann. Der Gefertigte hat in den Ferien 1905 und 1906 in Unter- und Weißkrain über 130 volkstümliche Vergleiche aufgezeichnet, deren einige, mit den gottscheerischen verglichen, obige Behauptung vollauf bestätigen dürften. Es sind folgende:

1. Suh ko vetrnica.
(Mager [dürr, trocken] wie der Stroh wulst auf dem Dache.)
2. Suh ko trska.
(Mager wie ein Span.)
3. Suh ko preklja.
(Mager wie ein Stecken.)
4. Suh ko konjska smrt.
(Mager wie ein Pferdeskelett.
5. Uren (hiter) ko frtavka.
(Rasch [behend] wie ein Kreisel.)
6. Uren (hiter) ko veverica.
(Rasch [behend) wie ein Eichhörnchen).
7. Uren (hiter) ko blisk.
(Rasch [behend) wie der Blitz.)
8. Hitro, ko bi na oblak pozvonil.
(Rasch [behend] wie das Wetterläuten.)
9. Zvit ko kozji rog.
(Verschmitzt [wörtlich: gewunden] wie ein Bockshorn.)
10. Zvit ko lisica.
(Pfiffig [schlau] wie ein Fuchs.)
11. Sit ko krava.
(Satt wie eine Kuh.)
12. Sit ko boben.
(Satt wie eine Trommel.)
13. Mrzel ko curek.
(Kalt wie ein Eiszapfen.)
14. Mrzel ko pasji gobec.
(Kalt wie eine Hundsschnauze.

einen Fehlschuß an. Der beste Schütze war König. Die Neustadtler Schützengesellschaft besitzt noch ein Best aus alter Zeit, das insoferne interessant ist, weil es aus dem aus dem Neustadtler Zinnbergwerke gewonnenen ,Zinn roh hergestellt ist. Nach einer darauf befindlichen Prägung dürften dieses Best die Herrschaft, die Stadt und die Kirche gespendet haben. Der Schützenkönig wurde mit Musik, bei Begleitung der Schützen und der Gäste, ins Rathaus geführt, dort pflegte er die Schützenbrüder zu bewirten. Als König war er nun für ein Jahr kontributionsfrei, erhielt ein Schwein und den Nutzgenuß der Königswiese.

Johannesfest. Die Kinder machen abends vor Johanni eine sogenannte »Johannesbocht« oder »Johannesstreu«. Diese wird auf dem Estrich untergebracht und besteht aus abgezupften Blättern der »Johannesblume« = Margarithlume, worauf die Figur des heiligen Johannes, in Ermangelung dessen ein Heiligenbild gelegt wird. In der Früh hofft das Kind eine Gabe unter oder auf den Blättern zu finden.

Walpurgisnacht. Am »Walpernabend« gehen die Knaben »walpern«, schon vorher haben sie alte Besen gesammelt und diese tragen sie nun auf Anhöhen, zünden sie an und schwingen sie im Kreise.

Die »Kirms« wird allerorten mit Essen, Trinken und Tanzen gefeiert. Kirmskuchen fehlen in keinem Hause. Früher wurde auch an diesem Feste der Hahnenschlag geübt. Ein Hahn wurde mittels einer Leine an einen Pfahl gebunden. Einer der Burschen, dem die Augen verbunden waren, mußte sich dreimal im Kreise drehen und nun den Hahn, der hin- und herflatterte, zu erschlagen suchen. Traf er ihn mit drei Schlägen nicht, kam ein anderer an die Reihe. Später wurde ein Topf als Ersatz für den lebenden Hahn auf einen Stock gestülpt.

Nikolausfest. Dieses Fest wurde in früherer Zeit mehr als das Christfest gefeiert. Die Kinder hingen den Strumpf abends an das Fenster mit dem Wunsche, daß Nikolaus etwas bescheere.

Christfest. In älterer Zeit hatte man am Weihnachtsabend drehbare Holzpyramiden mit Etagen aufgestellt, auf diesen standen Lichter, Flitterwerk zierte das Ganze; später kamen die geputzten Christbäume an deren Stelle. In den meisten Häusern hatte man Krippen und man setzte einen Stolz darein, eine recht große Krippe zu besitzen. Die Figuren waren meist aus Holz geschnitzt. Vor Weihnachten zogen Kinder von Haus zu Haus und führten, um eine kleine Gabe zu erhalten, ein Weihnachtspiel auf. Das eine stellte das Christkind, das zweite den Petrus, das dritte den Ruprecht, das vierte einen Schäfer dar. Alle waren entsprechend kostümiert. Der Text lautet wie folgt:

Vor der Türe wurde gefragt: »Darf das Christkindl herein?«

Christkindl oder Engel:
Guten Abend, guten Abend, zu jeder Frist,
Herein schickt mich der heil'ge Christ,
Soll fragen, ob gute Kinder hier sind,
Oh sie fleißig beten und singen,
So werden wir eine große Hucke bringen.
Wenn sie aber nicht fleißig beten und singen,
So werden wir eine Rute bringen.
Doch ich bin nicht alleine hier,
Ich hab' den Petrus auch bei mir.
Petrus, Petrus, komm herein
Zu den kleinen Kinderlein.

Petrus:
Petrus, Petrus werd' ich genannt,
Ich trage die Schlüssel in meiner Hand;
Ich schließe den Himmel auf und zu,
Maria, Maria, peitsche zu,
Peitsche nicht zu geschwind,
Verschone das arme Kind,
Verschone das junge Blut,
Das Vater und Mutter nicht kränken tut.
Doch ich bin nicht alleine hier,
Der Ruprich steht schon vor der Tür.
Ruprich, Ruprich, komm herein
Zu den guten Kinderlein.

Ruprecht (der zur Türe hereinfällt):
Plietz, Platz, Fladerwiesch,
Mit der Katze unter'n Tisch,
Mit der Maus in de Hölle,
Is die ale Weiberstelle.

Schäfer (singt):
Ob ich gleich ein Schäfer bin, Schäfer bin,
Hab' ich doch recht frohen Sinn, frohen Sinn,
Frohen Sinn und heit'res Leben, heit'res Leben,
Bin von lauter Lust umgeben.
Morgens wenn die Sonn' aufgeht, Sonn' aufgeht
Und der Tau im Grase steht,
Treib' ich mit vergnügtem Schalle, vergnügtem Schalle,
Meine Schäflein aus dem Stalle,
Nach der grünen Wiese hin, Wiese hin,
Wo ich ganz alleine bin, wo ich ganz alleine bin.
Und der Hund, das treue Tier, treue Tier,
Bleibt den ganzen Tag bei mir.
Und dann greif' ich in die Taschen, in die Taschen,
Wo ich etwas find' zu naschen.
Eil' ich dann zur Quelle hin, Quelle hin,
Wo ich ganz alleine bin.
Lang' mir Brot und Käs' herfür, Käs' herfür,
O, wie lieblich schmeckt das mir.

Christkind:
Guten Abend, guten Abend, das geb' Euch Gott,
Herein komme ich ohne Spott,
Vom hohen Himmal komm ich her
Und bring' auch eine gute Lehr'!
Eine gute Lehr' ist soviel
Als was man wissen und sagen will.
Drauß vor der Türe steht ein Wagen,
Der ist geziert mit edlen Gaben,
Er ist geziert mit Äpfel und Nüss',
Daraus besteht der fromme Christ.

II. Kleine Mitteilungen.

Das Volkslied vom Eisenbahnunglück.

Mitgeteilt von Gustav Jungbauer.

Welch schnellen Flug ein Volkslied in kurzer Zeit über weite Gaue Deutschlands zu nehmen imstande ist, möge im folgenden ein bezeichnendes Beispiel dartun. M. Adler hat 1901 in der „Zeitschrift des Vereines für Volkskunde“ XI., S. 450 f., unter „Zwei Volkslieder aus dem Geiseltal bei „Merseburg“ ein Lied: „Hört, Jungfrau'n, welch ein' Schreckenskunde“ veröffentlicht und durch die beigegebenen Anmerkungen Aufschluß über die Entstehung dieser Volksdichtung gegeben. Um 1870 herum hatte sich Marie S... aus Bergsulza, ein von einem bereits verheirateten Manne verführtes Mädchen, zwischen Sulza und Kösen einem heranfahrenden Zuge unter die Räder geworfen und so auf diese vor sechsunddreißig Jahren wohl noch neue, jetzt aber schon ganz gewöhnliche Art den Tod geholt. Diesen traurigen Vorfall behandelte eine Frau Schlegel, Bäuerin aus Auerstedt, in einem Liede, welches nach der Weise von „Seht Ihr drei Rosse vor dem Wagen“ gesungen wird.

93. Smeja sa ko eigan belemu kruhn.
(Er lacht wie ein Zigenner beim Anblick weißen Brotes.)

94. Sili se ko muha konjn v rit.
(Er drängt sich anf wie eine Fliege in den After eines Pferdes.)

95. Lazi ko potolčena kura.
(Er schleicht wie eine zerschlagene Henne.)

96. Toliko zna ko krava na beben.
(Er kann soviel, wie die Kuh trommeln kenn.)

97. Ima toliko besed ko šestogubee drékov
(Er macht soviel Gerede, als Kot im Blättermagen ist.

98. Toliko pomage, ko bi juda v pekel vrgel
(Es gibt soviel aus, wie wenn man einen Juden in die Hölle würfe.)

99. Tako mi je štat (ko>) ko žaba orehn.
(Er kommt mir so leicht bei wie ein Frosch einer Nuß.)

100. Gode ko medved v brlogu.
(Er brummt wie ein Bär in der Höhle.)

101. Gode ko polh v duplji.
(Er brummt wie ein Bilch [Siebenschläfer] im Baumloch.)

102. Ošaben je (nosi se) ko pav.
(Er ist boffärtig wie ein Pfau.)

103. Pripravlje se ko holan sret.
(Er macht solche Umstände wie ein Kranker, wenn er die „große Not“ verrichten will.)

104. Obire se ko mokra vrana.
(Er klaubt sich ab wie eine nasse Krähe.)

105. Drži se me ko tat hiriča.
(Er ist mir so enhänglich wie der Dieb dem Schergen.)

106. Živi na svetu ko keplja na veji.
(Er lebt auf der Welt wie ein Tropfen auf einem Zweige.)

107. Goni (drevi) se ko merjasec.
(Er ist läufig [brünstig] wie ein Eber.)

108. Goni (drevi) se ko kuzla.
(Er ist läufig [brünstig] wie eine Hündin)

109. Ropota ko star malen.
(Er klappert [spricht viel] wie eine alte Mühle.)

110. Laža se, ko pes teče.
(Er lügt, wie ein Hund läuft.)

111. Pušča vse ležati ko krava drek.
(Er läßt alles liegen wie die Kuh ihren Kot.)

112. Z gobeem opleta ko krava z repom.
(Er treibt's mit dem Mnnd wie die Kuh mit dem Schweife.)

113. Jé, ko bi v prepad metal.
(Er ißt [so gierig], wie wenn er die Speise in den Abgrund würfe.)

114. Hvali se ko berač malho.
(Er lobt sich selbst wie der Bettler seinen Bettelseck.)

115. Ohena reč mu ni prav kot obešencu galge.
(Nichts ist ihm recht, wie dem Gehenkten der Galgen [nicht recht ist].)

116. Tako hlane (hlastne) za besedo ko pes za kost.
(Er hascht [schnappt] nech den Worten wie der Hund nach dem Knochen.)

117. Boji se me ko budič križa.
(Er fürchtet mich wie der Teufel das Kreuz.)

118. Vpije, da se ne sliši gorečega Boga.
(Er schreit so, daß man den brennenden Herrgott [Donner und Blitz] nicht hört.)

119. Tepeta se ko dva petelina.
(Sie prügeln sich wie zwei Hähne.)

120. Rad me ima ko belega grilja v zelju.
(Er hat mich so gerne wie eine weiße Grille im Kraut.)

121. Brez njega ni nič ko brez babe na grmedi.
(Ohne ihn gibt es nichts, wie es auf dem Scheiterhaufen ohne Hexe nichts gibt.)

122. Tišči se dome ko grilj za lajšto.
(Er steckt immer zu Hause wie eine Küchenschabe hinter der Leiste.)

123. Kolne ko lički Vlah.
(Er flucht wie ein Uskok aus der Like.)

124. Ti si pri hiši ko Markov pes.
(Du bist im Haus [sowenig angesehen] wie Markos Hund.)

125. Ima tak vrat ko vranger.
(Er hat einen Hals wie ein Reiher.)

126. Toliko ge je sram ko volka strah.
(Er kennt keine Scham, wie der Wolf keine Furcht)

127. Gleda ko čuk.
(Er blickt wie ein Uhu.)
128. Spi ko klada.
(Er schläft wie ein Klutz.
129. Potrebujemo te ko peto kolo pri vozu.
(Wir brauchen dich so wie das fünfte Rad am Wagen.)
130. Snče se ko muha v vreli kaši.
(Er dreht sich wie eine Fliege im heißen Brei.)
131. Hodi okoli ko deseti brat.
(Er geht umher wie der „zehnte Bruder“.)
132. Postavi se ko petelin na gnoju.
(Er stolziert einher wie der Hahn auf dem Kehrichthaufen.)
133. Ona je taka gospodinja, da ima za plotom škrinjo pa v riti pinjo.
(Sie ist eine solche Hausfrau, daß sie hinter dem Zaun den Schrein und im Hintern das Butterfaß hat.)
134. Vozi se ko sveti Elija.
(Er fährt einher wie der heilige Elias.)
135. Tak je ko afna.
(Er sieht wie ein Affe aus.)
136. Tako sta se kušnila, ko bi pes psa v rit povohal.)
(Sie küßten einander so, wie wenn die Hunde einander rückwärts beschnüffeln.)
137. Vleče se ko kravja pizda.
(Es zieht sich [in die Länge] wie der Geschlechtsteil einer Kuh.)
138. Okoli ust je tako umazan ko koza pod repom.
(Er ist um den Mund so schmutzig wie eine Ziege unter dem Schwanze.)
139. Hodi, ko bi bila vsa cesta njegova.
(Er [der Betrunkene] geht, als ob die ganze Straße ihm gehörte.)

III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

Deutsche kulturhistorische Ausstellung für den Böhmerwald zu Eisenstein 1906. Der Verein „Deutsche Heimat“ in Wien, der unter der tatkräftigen Führung Dr. Eduard Stepans schon in kurzer Zeit große Erfolge bei der Wiedererweckung alter Festbräuche und des Sinnes für die angestammte Art zu verzeichnen hat, veranstaltete unter dem Protektorat Seiner Hoheit des Fürsten Wilhelm von Hohenzollern und des Bürgermeisters der Stadt Budweis Josef Taschek in der Zeit vom 6. August bis 2. September 1906 in Eisenstein eine überaus reich beschickte kulturhistorische Ausstellung, in welcher das volkstümliche Leben der deutschen Böhmerwaldbewohner und teilweise auch ihrer slawischen Nachbarn zur Darstellung gelangte. Dank der emsigen Arbeit des Ausstellungskomitees, an dessen Spitze sich Herr Adolf Edler v. Schepre, Gutsbesitzer in Eisenstein, befand, gelang es, über 1600 Gegenstände, durch welche das alte volkstümliche Leben von Bürger und Bauer nach seinen verschiedensten Seiten abgespiegelt erschien, aus dem Besitze von Museen und Sammlern sowie aus den ländlichen Kreisen selbst, welche ihr altes Erbgut mit Treue bis auf den heutigen Tag bewahrt haben, zusammenzubringen, über welche der ausgegebene Ausstellungskatalog die wünschenswertesten Aufschlüsse beibrachte. Das Museum für österreichische Volkskunde in Wien beteiligte sich nur aus dem Grunde nicht an dem Ausstellungswerk, weil seine verhältnismäßig geringfügigen Bestände an Böhmerwaldsachen voraussichtlich von anderer Seite in analogen Stücken genügend ersetzt werden würden und weil unser Museum in Übereinstimmung mit einem auf der letzten Verbandskonferenz der österreichischen Kunstgewerbemuseen gefaßten Beschlusse sich an temporären Ausstellungen, die nicht einen rein wissenschaftlichen Zweck verfolgen, im Hinblick auf die sich häufende Zahl solcher Einladungen, nicht zu beteiligen vermag. Mit dem wärmsten Interesse verfolgte aber unser Museum sonst die Eisensteiner Veranstaltung und der Berichterstatter hat sie persönlich durch einige Tage mit hohem Interesse studiert. Man kann von einer nur kurze Zeit

währenden Ausstellung billigerweise keine museale Anordnung, keine erschöpfende Vertretung der einzelnen Gebiete verlangen: das Dargebotene war in hohem Grade beachtenswert und gab über die Verbreitung zahlreicher volksmäßiger Dinge und Einrichtungen auch im Böhmerwalde lehrreiche Aufschlüsse. So interessierte den Berichterstatter das Vorkommen der aus Holz gearbeiteten und mit Bast gebundenen Hirtenschalmeien (Nr. 448 aus dem Museum in Zwiesel), das häufige Vorkommen der gewöhnlich für tschechische Sitte in Anspruch genommenen Heiligen Geist-Tauben in Glaskugeln über dem Speisetische des deutschen Böhmerwaldhauses, die zahlreichen prächtigen Trachtenstücke, die schönen und wertvollen Exemplare alten Hausrates, wie der sub Nr. 1195 ausgestellte Bauerntisch mit eingelegten Figuren und Sprüchen, bezeichnet 1706 (mit Schwalbenschwanzkonstruktionen). Wenn wir uns auch nicht verhehlen können, daß der alten volksmäßigen Hauskultur auch im Böhmerwalde, wie anderwärts, bereits die zwölfte Stunde geschlagen hat, so ist es doch erfreulich, zu sehen, wieviel treu bewahrter alter Besitz noch im Volke selbst schlummert und wie man dies alte Gut im Volke selbst wieder zu achten lernt, nachdem die letzten Jahrzehnte dem Bauer die Freude an sich, seiner Art und seinem Leben wie seinem Können systematisch zu verleiden bemüht waren. In dieser Hinsicht einen neuerlichen wohltätigen Wandel für den deutschen Böhmerwald angebahnt zu haben, ist das größte Verdienst dieser Ausstellung und seiner Veranstalter. Dr. M. Haberlandt.

Die Wiener Tagung der 5. Abteilung des Gesamtvereines der Deutschen Geschichts- und Altertumsvereine (24. bis 27. September 1906).

Die 5. Abteilung des Gesamtvereines der Deutschen Geschichts- und Altertumsvereine dient bekanntlich der Pflege der Volkskunde. Unter Vorsitz des Prof. Dr. Oskar Brenner (Würzburg) hatten sich zu der Wiener Tagung zahlreiche Gelehrte eingefunden. Unser Verein war durch Herrn Vizepräsidenten Hofrat Dr. V. Jagić, Ingenieur Anton Dachler und Dr. M. Haberlandt vertreten. Gegenstände der Beratung bildeten am ersten Verhandlungstage die Anlegung einer allgemeinen volkskundlichen Bibliographie, wofür von mehreren Rednern Herr Oberlehrer Wossidlo in Waren als besonders geeignet ins Auge gefaßt wurde. Allgemein anerkannt wurde die Notwendigkeit einer Arbeitskonzentration auf diesem Gebiete. Ein von köstlichen Vortragsproben durchwürzter Vortrag von Prof. Dr. J. Pommer über die Jodler und Juchezer der österreichischen Alpenländer beschloß den ersten Tag in erfolgreichster Weise. Die Fortschritte der Bauernhausforschung, ihre Methode und Ziele bildeten den Gegenstand der Verhandlungen des zweiten Tages, an welchem Prof. Dr. O. Brenner ein Referat über die eingeleitete Statistik der deutschen Bauernhausformen erstattete, während Ingenieur A. Dachler, Dr. M. Haberlandt und Prof. Dr. R. Meringer verschiedene Probleme der Bauernhausforderung erörterten. Als Festgabe empfingen die Verhandlungsteilnehmer seitens unseres Vereines die als Festschrift ausgestaltete Doppelnummer IV—V des laufenden Jahrganges der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde".

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Besprechungen:

12. R. Meringer: Das deutsche Haus und sein Hausrat. Aus Natur und Geisteswelt, 116. Bändchen. Mit 106 Abbildungen. B. G. Teubner. Leipzig 1906.

Der Verfasser hat die hauptsächlichsten Ergebnisse der Bauernhausforschung, zu deren ältesten und fruchtbarsten Forschern er zählt, in gedrängter Weise zusammengestellt. An hervorragender Stelle ist das deutsche Haus in seinen verschiedenen Abarten behandelt, nebstbei werden auch das französische, die südslawischen und rumänischen Häuser gestreift, der Inhalt der Räume, Hausrat und Wirtschaftsbauten, Heizungs- und Beleuchtungsanlagen

und Bauweise geschildert. Es folgen noch Absätze über vorgeschichtliche Wohnbauten und deren Beziehungen zur späteren Zeit, die Besprechung des Klosterplanes von St. Gallen, der Landgüterordnung Karls des Großen, des Hauses vom 12. bis 15. Jahrhundert, unserer städtischen Wohnung, des bulgarischen und rumänischen Hauses und ein Verzeichnis der lateinischen Lehnwörter über Hauswesen. Nachdem das Büchlein in erster Linie zur Einführung für Mindererfahrene bestimmt ist und daher dem vorgeschrittenen Forscher nur wenig Neues bieten kann, wäre es angezeigt gewesen, manche noch im weiten Felde stehende Ansichten, wie die über den vom Verfasser vermuteten römischen Kachelofen und seine Verknüpfung mit den erst im 14. Jahrhundert sicher nachgewiesenen Kachelöfen wegzulassen. Das hierüber vom Verfasser mit großer Mühe herbeigeschaffte Material kann nebst den geistreichen Vermutungen die Tatsache nicht entkräften, daß in keinem der großen deutschen Museen auch nur ein Stück einer sicher römischen Kachel vorhanden ist, während sonst alle Bedürfnisse des menschlichen Lebens in reichster Auswahl und vielen Exemplaren vorhanden sind. Man denke nur an Lampen! Dagegen vermißt man eine Darstellung von Einheitshäusern und Hofanlagen. Daß diese kleinen Mängel der Arbeit des im Gegenstande wohlbewanderten Verfassers wenig Eintrag machen, ist einleuchtend. Sie wird dazu beitragen, die Bauernhausforschung in weiten Kreisen bekannt zu machen. Zahlreiche tüchtige Abbildungen sorgen für gutes Verständnis. Anton Dachler.

13. H. Wolfsgruber (Linz): Volkstümliche Kunst aus Oberösterreich. 36 Blätter in Lichtdruck. Folio. Anton Schroll & Ko., Wien.

36 Ansichten von Häusern, Plätzen und Portalen aus Linz und einigen oberösterreichischen Städten in sorgfältiger Ausführung nach prächtigen Photographien in großem Maßstabe. Der größte Teil besteht aus Rokokoarbeiten, wenige sind in Barock, je eine Tafel ist im Stil des 17. Jahrhunderts (11) und der Art Louis XVI. Die Mauern sind wohl meist älter und es scheinen alle Häuser mit runden Eckerkern aus dem 16. Jahrhundert zu stammen. Es war offenbar nicht die Absicht des Herausgebers, Schulbeispiele des Barock zu geben, da nur wenige Portale aus Linz hier annähernd entsprechen würden. Es war ihm darum zu tun, zu zeigen, wie das Barock von den Gewerksmeistern dem Geschmack der damaligen Bauherren mundgerecht gemacht wurde, daher der Titel. Die Dachgiebel gegen die Gasse sind durch Geschosse vortäuschende Blendmauern verdeckt, wodurch stattliche Schauseiten entstehen (Tafeln 1 bis 5, 26 und 30), die Ornamente, meist verschlungene Ranken, bestehen sehr oft nur aus riemenartigen, wenig vorstehenden, verschlungenen, reinweiß gefärbten Ranken, welche sich von dem dunkeln Spritzwurf scharf abheben (besonders Tafel 30). Tafel 10 zeigt in dem Hause links die Bauweise wohlhabender Provinzstädte, wie Steyr. Das Erscheinen des Werkes ist sehr zu begrüßen, da die hier vorgeführte malerische Abart des Barocks geeignet ist, unter halbwegs geschickten Händen anheimelnde, dem örtlichen Geschmacke und dem Städtebild entsprechende Schöpfungen hervorzubringen und damit der zu befürchtenden weiteren Verbreitung der in den großen Städten herrschenden Moderne, welche den vollständigen Verfall der Kunst bei Architekten und im harmlosen Publikum beweist, wirksam entgegenzutreten. Anton Dachler.

14. Bibliographie der Volkskunde. (Aus den Jahresberichten für neuere deutsche Literaturgeschichte XIV, zusammengestellt von Oskar Arnstein.) S. 36—75.

Nicht weniger als rund 1500 Arbeiten zur Volkskunde aus dem Jahre 1903 sind in dieser vortrefflichen, Vollständigkeit anstrebenden bibliographischen Übersicht, nach einem sehr umfassenden Schema geordnet, zusammengestellt. Das Schema umfaßt: Allgemeines (Grundlagen, Prinzipien und Methode, Museen und Vereine, Zeitschriften, Bibliographie). — Zusammenfassende Darstellungen und Sammlungen der Volksüberlieferungen einzelner Stämme, Land- und Ortschaften. — Einzelne Glieder und Stände der Gesellschaft (Frau, Adel, Bauern, Bürger, Handwerker, Verbindungen und Bruderschaften, Schützen, Juden, Fahrende und Zigeuner, Arme und Bettler, Prostitution). — Realien (Hausbauforschung, Körperpflege und Trachten

Nahrungswesen, kleinere Denkmäler, Glocken, Gerätschaften, Spielsachen, Verschiedenes). — Sitten und Bräuche (Allgemeines, Spinnstuben, Kirchliche Feste, Ländliche Feste und Bräuche, Volksfeste, Tanz, Familienleben, Rechtsbräuche: Privatrecht, Dorfrecht, Stadtrecht, Rechtsprechung und Strafrecht. Trinksitten und Gasthofwesen, Badewesen, Krankheiten und Epidemien, Religiöse Bräuche. Vermischtes. — Volksglauben (Mythologie, Hexenwesen und Zauberei, Christliche Religion (Heiligenverehrung). Natur: Tiere, Pflanzen, Mineralien, Naturerscheinungen, Volksmedizin, Segen- und Zaubersprüche, Himmelsbriefe und Höllenzwang. — Aberglauben: Allgemeines, Besondere Gebiete: Schicksalsglaube und Wahrsagerei, Zahlen, Schatzgräberei, Alchimie, Astrologie, Blutaberglaube, Tod und Totenreich, Mordkreuze und „Tote Männer", Verbrecheraberglaube, Kabbala, Sexuelle Verirrungen, Verschiedenes). — Volksdichtung: (Allgemeines, kleinere Gattungen: Sprüche, Sprichwörter und Redensarten, Volksreime und Vierzeiler, Lautausdeutungen, Inschriften, Ortsneckereien, Rätsel, Arbeitslieder und Sprüche einzelner Stände, Kinderlied und -Spiel). — Volkslied: Allgemeines, musikalische Seite, Quellen und Geschichte, Liedersammlungen einzelner Landschaften, Festlieder, Einzeluntersuchungen. — Volkstümliches Lied. — Volksschauspiel. — Volksepos. — Sagen. — Legenden. — Märchen. — Volkshumor. — Namenkunde: Orts- und Flurnamen, Bergnamen, Straßen- und Häusernamen, Personennamen, Verwandtschaftsnamen, Pflanzennamen.

Wie man aus dieser Zusammenstellung ersieht, die hier angeführt wurde, weil sie mir als ein nachahmenswertes Muster für volkskundliche bibliographische Übersichten erscheint, ist der gesamte Stoff der Volkskunde berücksichtigt. In geographischer Beziehung erstrecken sich die Zusammenstellungen in erster Linie auf das deutsche Volksgebiet, doch sind auch die ethnographischen Grenzgebiete, soweit sie in deutsch geschriebenen Arbeiten Erforschung erfahren haben, mitberücksichtigt. Die Volkskundeforscher seien mit größtem Nachdruck auf diese überaus verdienstlichen bibliographischen Zusammenstellungen aufmerksam gemacht, da das Bedürfnis nach solchen, wie auch bei der Tagung des Deutschen Geschichts- und Altertumsvereines (V. Abteilung: Volkskunde in Wien, 24. bis 27. September 1906) lebhaft hervorgetreten ist, allgemein besteht. Persönlich möchte ich die Mitarbeiter unserer Zeitschrift, welche in früheren Jahrgängen höchst dankenswerte, regelmäßige bibliographische Übersichten über die österreichische Volkskunde geliefert haben, auf das wärmste bitten, sich dieser Arbeit im Interesse der Mitforscher neuerlich unterziehen zu wollen. Dr. M. Haberlandt.

15. Dr. Max Höfler: Das Herz als Gebildbrot. (Archiv für Anthropologie. Neue Folge, Band V, Heft 3—4. Mit 20 Abbildungen.) Der vielverdiente Spezialforscher auf dem Gebiete der Gebildbrote, der im Rahmen dieser Zeitschrift bereits in mehreren grundlegenden Arbeiten über die Rauchnachtgebäcke und Neujahrsgebäcke (Bd. IX, 15, 185) Weihnachtsbrote (Supplementheft III), Ostergebäcke (Supplementheft IV) sowie anderen Ortes über die Dreikönigsbrote, Brezelgebäcke u. s. w. gehandelt hat, liefert im vorliegenden Aufsatz eine Studie über das Herz als Gebildbrot, eine im Volksbrauch heute noch alltägliche Erscheinung. Der Verfasser kommt dabei zu dem Schlusse, „daß sich ein Zusammenhang des Herzens als volksmedizinisches Material mit dem Opferkult aus dessen Stellung als Votivgabe und Gebildbrot ergibt", und daß wir es hierbei sicher mit einer der vielfachen abgeblaßten Ablösungsformen des ursprünglichen Menschenopfers zu tun haben. So sehr man den sonstigen Resultaten des Forschers bezüglich der eingangs erwähnten Gebildbrote beipflichten muß, so skeptisch möchte ich mich seinen Ausführungen über das Herz als Gebildbrot gegenüberstellen. Die wenigen wirklich alten nachgewiesenen Herzgebildbrote entstammen dem 15. Jahrhunderte, die wenigsten der verbreiteten Herzgebäcke gehen über das 17. Jahrhundert zurück. Sie sind meines Erachtens alle nur symbolische Liebespfänder, von der Herzform als dem ornamentalen Sinnbild der Liebe ausgehend. Der geschätzte Verfasser stellt ja selbst fest, daß sich das Herzgebäck niemals bei der Totenfeier findet, was doch in erster Linie der Fall sein müßte, wenn es Substitut eines uralten Menschenherzenopfers sein sollte. Auch der Umstand, daß fast alle gebräuchlichen Herzformen flächenhafte, nach schematischen Umrißzeichnungen entworfene und

gebildete Model- oder Ausstichgebäcke, nicht plastisch runde Formen nach dem Vorbilde des natürlichen Herzorgans selbst sind, spricht doch auf das deutlichste dafür, daß es sich in den Herzkuchen und Herzbroten um nichts handelt, als um das in alten Liebesbriefen, in textiler Verwendung, auf Holzschnitzwerk u. s. w. überaus häufig auftretende gewöhnliche Herzbild oder Herzsymbol, mit dessen Herleitung aus der frühchristlichen Kunst durch koptisch-ägyptische Vermittlung der gelehrte Verfasser sicher das richtige gesehen hat, ohne daß ich in der Lage wäre, den übrigen von ihm behaupteten Verbindungen unseres Herzbrotes mit dem altägyptischen Kult Wahrscheinlichkeit zuzuerkennen. Die Studie ist im übrigen anregend und inhaltsvoll, wie alles, was wir Hofrat Dr. Höfler bereits verdanken. Höchst lehrreich ist die Tabelle der Herzformen aus antiken Darstellungen in ihrer Fortleitung bis auf den heutigen Tag. Dr. M. Haberlandt.

16. Dušan Jurkovič: Slowakische Volksarbeiten. (Prace lidu našeho.) Heft 2. Folio. Verlag von Anton Schroll & Ko., Wien.

Auf das Erscheinen dieser prächtigen, der reich entwickelten slowakischen Volkskunst gewidmeten Veröffentlichung ist in dieser Zeitschrift gelegentlich der Besprechung des 1. Heftes bereits mit Nachdruck hingewiesen worden. Das vor kurzem ausgegebene 2. Heft bestätigt den überaus günstigen Eindruck, den das Unternehmen des bekannten Herausgebers, eines hochbegabten slowakischen Künstlers, von allem Anfang an auf volkskundliche Kreise geübt hat. Den Inhalt dieses Heftes bilden zehn zum Teil in prächtigem Farbendruck ausgeführte Tafeln, deren Verzeichnis hier folgen möge: 11. Bemalte Möbel aus Kostic. 12. Bemaltes Bett aus Landshut. 13. Rathaus in Rožnau. 14. Haus am Ringplatz in Rožnau, alter Laubengang in Wsetin. 15. Glockenturm in Unter-Bečva. 16. Bemalter Herdraum in Čataj. 17. Bemaltes Vorhaus und Herdraum in Čataj. 18. Teil von bemaltem Herdraum in Čataj. 19. Rollbretter, Spannschiene und Klöppel. 20. Messing- und Perlmutterspangen. Von diesem Werke werden, wie der Verlag ankündigt, jährlich vier Hefte erscheinen, jedes 10 Blätter enthaltend. Das ganze Werk wird zirka 20 Hefte umfassen. (Preis pro Heft *K* 7·—.) Mögen die versprochenen textlichen Erläuterungen nicht allzulange auf sich warten lassen. Dr. M. Haberlandt.

17. Dr. J. Zemmrich: Sprachgrenze und Deutschtum in Böhmen. Mit vier farbigen Kartenblättern und einer Textkarte. VII. 116 S. Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Wenn auch schon vor längerer Zeit erschienen, so sei doch noch nachträglich an diese Schrift aufmerksam gemacht, deren Kern die vielbeachteten Aufsätze über die Zustände an der böhmischen Sprachgrenze bilden, die der Verfasser in den Jahren 1900 und 1901 im „Globus“ veröffentlicht hat. Es handelt sich aber nicht um einen einfachen Neudruck der Aufsätze, es sind mehrere Kapitel ganz neu hinzugekommen, die übrigen teilweise umgearbeitet. Von besonderem Werte sind die beigegebenen vier farbigen Sprachenkarten, durch welche die Sprachgrenze von Westböhmen, Nordwestböhmen, Nordostböhmen und des Südens und Ostens von Böhmen festgelegt scheinen.

Dr. M. Haberlandt.

18. Franz Andress: Denkmäler und Sagen im Bezirk Dobrzan. Ein Beitrag zur deutschen Volkskunde. 1906. Selbstverlag des Verfassers.

Der um die Heimatkunde von Dobrzan verdiente Verfasser bringt hier ein topographischen Leitfaden eine Reihe volkskundlich bemerkenswerter Denkmäler, Sühnkreuze, Marterln seines Wohnbezirks u. s. w. mit den sich daran schließenden Sagen aus dem Volksmunde zur Kenntnis, und liefert damit einen schätzenswerten Beitrag zur Topographie und Geschichte dieser Denkmäler in Westböhmen, um deren Aufhellung sich gegenwärtig die Volkskunde auf allen Gebieten mit Erfolg bemüht. —ah—

V. Mitteilungen aus dem Verein und dem Museum für österreichische Volkskunde.

a) Verein.

1. Subventionen und Spenden.

An Subventionen und Spenden sind außer den bereits ausgewiesenen eingelaufen: *K* 300·— von Seiner Durchlaucht dem Herrn reg. Fürsten Johann von und zu Liechtenstein, *K* 100·— von der Ersten österreichischen Sparkassa, *K* 100·— von Herrn Hofrat Doktor Steindachner, *K* 150·— von Herrn Alfred Walcher Ritter v. Molthein, *K* 150·— von Herrn Jaroslav Czech v. Czechenherz, *K* 50·— von Herrn Oberkurator Robert Eder in Mödling, *K* 100.— von Herrn Dr. Albert Figdor.

Sämtlichen Spendern wird der ergebenste und wärmste Dank auch öffentlich ausgesprochen.

2. Der Schriftentausch wurde eingeleitet mit:

1. Verein „Deutsche Heimat“, Wien.
2. Gesellschaft für Geschichte des Protestantismus in Österreich.

3. Mitgliederbewegung 1906.

Verstorben sind 9 Mitglieder, ausgetreten 8 Mitglieder.

Neu eingetretene Mitglieder:

Baar Jakob, Spediteur, Wien.
Bau H., Prof. Dr., Tarnow.
Bachmann Johann, Prof., Leitmeritz.
Benesch Fritz, Dr., Wien.
Fischer Karl, Bürgerschullehrer, Gablonz a. d. Neisse.
Glaser Karl, Prof. i. P., Dr., Wien.
Haagen Anna, Hanau a. M.
Hellwig Albert, Dr., Köpenick bei Berlin.
Himmel Rudolf, Oberingenieur, Wien.
Howorka Oskar v., Dr., Chefarzt, Wien.
Koch Julius, Baurat und Architekt, Wien.
Knziela Zeno, stud. phil., Wien.
Lukasek Josef, k. u. k. Feldkurat, Zara.
Mautner Jeny, Wien.
Mautner Konrad, Wien.
Medinger Hans Edler v., Brauhausbesitzer, Wien.
Mitteregger Emma, Zentraldirektorsgattin, Klagenfurt.
Museum für Völkerkunde, Berlin.
Museum für Völkerkunde, Hamburg.
Neuman Alexander, öffentl. Gesellschafter, Wien.
Österreicher C., Ingenieur, Wien.
Pfanhauser Wilh., Fabrikant, Wien.
Pick Karl, Ingenieur und k. k. Bauadjunkt, Lusttal.
Sikora Adalbert, Schriftsteller, Mühlau bei Innsbruck.
Volkov Theodor, Prof. Dr., St. Petersburg.
Zingerle Oswald v., Prof. Dr., Czernowitz.
Zovetti Ugo, Wien.

b) Museum.

1. Museumsarbeiten.

Im Anschluß an die bereits auf Seite 184 dieses Jahrganges besprochenen Neuaufstellungen in den beiden Hauptsälen des Museums wurden im Spätherbst noch die drei kleineren Nebenräume des Museums einer durchgreifenden Neuaufstellung unterzogen, so daß nunmehr die alpenländische Trachtenabteilung sich unmittelbar an die Darstellung der alpenländischen Hauskultur anschließt und die Sammlung von Kopfbedeckungen, Hauben, Gürteln und Schmuck unmittelbar neben den um mehrere Figurinen bereicherten Trachten zur Aufstellung gelangen konnte. Demnächst wird nunmehr an die Ausarbeitung eines neuen Führers gegangen werden, da der gegenwärtige — ohnedies fast gänzlich vergriffen — bei der gänzlich veränderten Aufstellung der Sammlungen nicht mehr entspricht. Die Etikettierung der Sammlung für das Publikum ist in vollem Zuge.

4. Vermehrung der Sammlungen 1906.

Ethnographische Hauptsammlung.

17. *Sammlung Franz Schenner* aus Aussee und Umgebung: Verschiedene Haus- und Feldgeräte, Kacheln, Krüge, Bilder etc., zusammen 51 Stück. Ankauf.

18. *Tischtuch, Brusttuch, Kragen, Frauenmieder.* Ankauf von Frau *Emilie Fechler* in Platz.

19. *Kruzifix, Holzkrug, 5 Tonkrüge, Godenschale, 2 Schüsseln, Branntweinflasche, geschnitztes Holzbild, Kupferstich in Rahmen, Bauernhosenträger, Halstuch, 12 Holzlöffel.* Ankauf von Herrn Magistratsrat *Ludwig Linsbauer.*

20. *Sammlung von Herrn Alfred Walcher Ritter v. Molthein:* Gefäß mit Zinnverschluß, Topf, sehr groß. Flasche, vierseitig, 3 Weihbrunnen, Platte von einem Weihbrunnen, Feldflasche, Krug, Flasche mit Zinnverschluß, 16 Kacheln, Tintenzeug, Tonabdruck eines Marzipanmodels. Ankauf.

21. *6 Figuren aus Teig, 6 Figuren und 9 Bildchen aus farbigem Papier, Wallfahrtsmünze.* Geschenk von Herrn *J. Czech v. Czechenherz.*

22. *2 Leintücher mit Stickerei, Kopftuch, Taufhäubchen, Tabakbeutel, Aufschürzband, 4 Klöppelspitzen, Verlobungsring aus Silber, 4 Färberdruckmodelle, Löffel, Messer, Gabel samt Kette aus einem Stück Holz geschnitzt, Begleitschein für Handwerksburschen.* Ankauf von Herrn *Josef Stele* in Stein in Krain.

23. *Obersgefäß aus Holz.* Geschenk des Herrn Pfarrers *Demeter Dan* in Straža.

24. *2 Brauttücher,* gestickt, *Kirchengangtuch, Hemdchen, Umschlagtuch, Ärmelbesatz, 9 bemalte Teller, 4 Schalen, Weihbecken* aus Zinn, *Schüssel, Heiligenbild.* Ankauf von Frau *Rosa Lutowsky* in Napajedl.

25. *Muttergottes auf der Weltkugel,* geschnitzt, *Heiligenbild, bemalter Kupferstich.* Geschenk des Herrn *Robert Eder* in Mödling.

26. *Große Schüssel.* Geschenk des Herrn *Jakob Jaworek* in Fahrafeld.

27. *19 Abdrücke von Lebzeltenmodeln.* Ankauf.

28. *Krug (Fußwaschungskrug).* Tausch.

29. *Taufwindel, Hochzeitskamm, Ranfring, Tabakbeutel, Brillenfutteral, Godenbüchse. Hirtentaschenschloß* aus Holz, *Pulverschlägel, Sterbekreuz, Schürzenglätter, Haarnadel, Wollbläuel, Haartschmoggele, Buttermodell, Maske* aus Schaffell, *Weihbrunnen, Tabakdose, Löffel, Gabel, Augengläser, Pinzgauermesser, 3 Feuerschlageisen, Schlüsselanhänger, Sichelmesser, Ampel* aus Holz, *Fliegenhimmel, Mirakeltäfelchen, 2 Leibgurten.* Ankauf von Herrn *Karl Wohlgemut* in Bruneck.

30. *6 Votivbilder* aus der Wallfahrtskirche „Maria im Grübel" bei Gröbming. Geschenk des Herrn *Pfarrers* in Gröbming.

31. *Sammlung* von Herrn *Robert Eder* in Mödling: *2 Wallfahrtsbecher* aus Glas mit Wachsüberzug, *Wallfahrtsmedaillon* mit Wachsbossierung aus Reichenhall. — *2 Kästen, Truhe* und *Wiege* aus Nordböhmen.

32. *Zunftsiegel* der Wagner und Sattler aus Grein. Ankauf.

33. *Pestmünze* aus Bronze. Geschenk des Herrn *Alfred Wolfram.*

34. *Kinderspielzeug „Kalusch".* Geschenk des Herrn Pfarrers *Demeter Dan* in Straža.

35. *Drei bemalte Schüsselchen* aus Klattau. Ankauf durch Herrn *Dr. M. Haberlandt.*

Photographien und Bilder.

11. Drei Aufnahmen von Bereitung und Gebrauch des *Brisil-Tabaks.* Geschenk des Herrn *Josef Blau.*

12. 36 Photographien *„Salzburger Bauernhochzeit".* Ankauf von Herrn *Karl Hinlner.*

13. *Pinzgauer Trachten* mit der „Gsellin", den Spielleuten und den schiachen Perchten.

14. *Neuere Salzburger Trachten* (12 Personen).

15. *Österreichisch-ungarische Nationaltrachten.* 24 Blatt. Ankauf.

16. Zwei Aufnahmen von *Alpenhäusern.* Geschenk von Herrn *Robert Eder.*

17. 9 *Photographien* von Volkstypen, Hochzeitszügen etc. aus dem Lungau. Geschenk von Frau *Marietta Thirring.*

18. 9 *Ansichtskarten* von Amberg. Geschenk von Herrn *Klemens Schinhammer,* Lehrer in Amberg.

19. *Ruhstein* bei Hagensdorf, Bezirk Komotau. Geschenk des Herrn *Prof. Franz Wilhelm* in Pilsen.

20. *Stachelgut* in Vigann. Geschenk der *Fachschule* in Hallein.

21. 6 *Aufnahmen* von Engelfiguren und einem Liebesbrief aus dem Museum für österreichische Volkskunde.

22. 5 *Aufnahmen* von Scheibenbildern. Geschenk des Herrn *J. R. Bünker.*

Bibliothek.

Die Vermehrung der Bibliothek betrug seit dem letzten Ausweis 51 Nummern. Darunter Geschenke der Herren Oberingenieur Anton Dachler, Martin Gerlach, Domitius Stradil, Alfred Walcher Ritter v. Molthein, Karl v. Zimmermann, Dr. O. Laufler, Stadtgemeinde Mödling, Heinrich Ankert.

Zu Beginn des nächsten Jahres wird in der Zeitschrift ein Katalog der Einzelwerke und der Fachzeitschriften zum Gebrauch der Mitglieder veröffentlicht werden.

5. Besuch des Museums.

Korporative Besichtigungen erfolgten durch:

14. Gewerbliche Fortbildungsschule für Mädchen, IV. Alleegasse 11.
15. Gewerbliche Fortbildungsschule für Mädchen, II. Weintraubengasse 12.
16. K. u. k. Artillerie-Kadettenschule.
17. Korps der k. k. Sicherheitswache.
18. Bürgerschule, XVII. Gehlergasse 31.
19. 5. Sektion des Gesamtverbandes Deutscher Geschichts- und Altertumsvereine.
20. Kunstgewerbliche Sektion des Niederösterreichischen Gewerbevereines.

Schluß der Redaktion: 30. November 1906.

I

Sachregister.

Supplement-Heft IV (zu Band XII)
der
Zeitschrift für österreichische Volkskunde.

Ostergebäcke.

Eine vergleichende Studie der Gebildbrote zur Osterzeit.

Von

Dr. Max Höfler

Hofrat, in Tölz (Oberbayern).

Mit 103 Abbildungen auf 6 Tafeln und im Text.

Preis: 3 Kronen.

Für Mitglieder des Vereines für österreichische Volkskunde bei Bezug durch die Vereinskanzlei, Wien, I/4. Wipplingerstraße Nr. 34: **2 Kronen.**

Wien 1906.

Verlag des Vereines für österreichische Volkskunde.
Kommissionsverlag: Gerold & Ko., Wien, I. Stephansplatz Nr. 8.

Buchdruckerei Helios, Wien.

Zeitschrift

für

österreichische Volkskunde.

Organ des Vereines für österreichische Volkskunde in Wien.

Redigiert von

Dr. Michael Haberlandt.

Supplement-Heft IV

zum XII. Jahrgang 1906.

Mit 103 Abbildungen auf 6 Tafeln und im Text.

Wien 1906.

Im Selbstverlage des Vereines.

Kommissionsverlag: Gerold & Ko., Wien, I. Stephansplatz Nr. 8.

Buchdruckerei Helios, Wien.

Ostergebäcke.

Eine vergleichende Studie der Gebildbrote zur Osterzeit.

Von

Dr. Max Höfler

Hofrat, in Tölz (Oberbayern).

Mit 103 Abbildungen auf 6 Tafeln und im Text.



Wien 1906.

Verlag des Vereines für österreichische Volkskunde.

Kommissionsverlag: Gerold & Ko., Wien, I. Stephansplatz Nr. 8.

Buchdruckerei Helios, Wien.



Fig. 1. Osterflecken aus Niederösterreich und Salzburg.

Bei der Besprechung der Ostergebäcke müssen wir den eigentlichen Ostertag trennen von den Tagen der Karwoche und den Tagen nach Ostern. Der Palmsonntag soll dabei ganz unberücksichtigt bleiben.

A. Die Karwoche.

(Mhd. Karwoche; zu ahd. chara Trauer, Klage aus innerem Harm; dieses zur germ. Wurzel: kar = Sorge, Kummer; Kluge [6], 196, sie heißt auch die stille, taube, gute Woche, die Marter-(Martel-)Woche und Ledelweke (Leidwoche); Westfalen: Judasweke; südd. Antlaß-Woche (wegen des Antlaßpfinztages); la semaine sainte, die grüne, große, schwarze (Trauer-)Woche; in Rußland die weiße, reine Woche (wegen der Hüttenreinigung vor dem Feste.)

Schon nach diesen Bezeichnungen hat die Karwoche den Charakter »der letzten Fasten-(Fastel-)Woche« in der Trauerzeit vor dem Osterfeste. Da dieselbe auch zum Teil in die Saatzeit fällt, so finden sich in ihr auch Saatgebräuche, die wir am Karfreitag näher besprechen und mitverbinden werden; dazu kommen noch Andeutungen aus der abgelaufenen Faschings-(Fastnachts-)Zeit wenigstens in einzelnen Gebäcksformen, die sich dann zeitlich etwas verspäten.

Der Montag in der Karwoche, selten „guter Montag", heißt in Westfalen Märgel-(Märtel-)Montag oder blauer Montag; bei den Kleinrussen: reiner Montag.

Der Dienstag in der Karwoche heißt in Westfalen der krumme oder schiefe Dienstag, (1752) der blaue Dienstag, sonst auch Antlaßdienstag; bei den Kleinrussen reiner Dienstag; man tränkt dort das Vieh bei Tagesanbruch mit Lein- und Hanfmilch, um es vor Krankheiten zu sichern oder man begießt es in der reinen Woche mit Schneewasser, in dem Donnerstagsalz aufgelöst worden war (Yermoloff, der landwirtschaftliche Volkskalender 91). In Ostfriesland heißt der Tag: geel Dingsdag (vermutlich wegen der gelben Eier).

Der Mittwoch vor Karfreitag in der Karwoche hieß in Westfalen (1386) „am krummen oder schiefen Guetentag"; 15. Jahrhundert die krumme Mittwoche. Nach Bilfinger (Zeitschrift für deutsche Wortforschung, IV) heißt dieser Tag auch der krumme oder schiefe Mittwoch, weil die Quadragesima durch diesen ungeraden, überschüssigen Tag nicht gerade mit 40 Tagen abschloß; ndl. Skortel-Woensdag; Schortel-Woensdach (Hemd-Mittwoch, Reinigungstag); Platzmittwoch (südd.), weil das Osterlamm zum Osterbraten auf den Marktplatz gebracht wurde. In Ostfriesland heißt dieser Tag: wit Midwêk = weißer Mittwoch.

An diesem Tage gab es (nach Schiller-Lübben, Mittelniederdeutsches Wörterbuch, VI, 168) in Lippe (Westfalen) Stockfisch

(Fastenfisch) und Jahrkuchen (Neujahrskuchen), ein sogenannter Eiserkuchen, lokales Festgebäck zwischen Eisenplatten gebacken und vermutlich da und dort mit christlichen Symbolzeichen ausgestattet (vergl. Abbildung 102).

Der Gründonnerstag in der Karwoche, Coena Domini, mlat. Dies viridium. Um 1200 tritt nach Kraus (Realenzyklopädie der christl. Altertümer, I, 636) der deutsche Name Gründonnerstag auf (Wetzer und Welte, Kirchenlexikon, V, 1308). Du Cange, III, 110, verweist auf das Calendarium germanicum v. Haltaus; demnach ist mlat. Dies viridium wahrscheinlich nur Übersetzung des deutschen „Gründonnerstag"; im Mittel- und Niederrhein Mengel-, Mendeltag (angeblich zu ahd. mendilôn = scherzen und mande = Freude; mitten in der traurigen Zeit der Karwoche war an diesem Tage das Fasten angeblich unterbrochen und so ein Freudentag eingelegt. Aber schon Birlinger in Alemannia, I, 156, war mit Recht gegen diese Deutung); wahrscheinlicher wegen des Mandaten- oder Mändelbrotes (s. u.); ndd. Witteldach (Tag in der weißen Woche); Witte Dornadach = weißer Donnerstag (Dies panis albi); in Bayern heiliger Pfinztag (fünfter Tag in der Woche), Speis-Pfinztag (Armenspeisung); Michel Pfinztag (im Gegensatz zum Christi Himmelfahrtstag); Weihen-Pfinztag; Antlaß-Pfinztag; Antlaßtag (Dies absolutionis = Sündenerlaß, das heißt Entlassung der Täuflinge aus der Kirchenbuße); Pfinztag in der Märtelwoche; 1470 am hohen Dunstag; 1781 der gute Donnerstag in der guten Woche; der große Donnerstag, der hohe Donnerstag; im Elsaß: fetter Donnerstag. In den Niederlanden der Suppen-Donnerstag, an dem die Armen mit Suppen gespeist wurden. Schweiz: Judasmahl. franz.: Jeudi saint; engl.: Maundy Thursday (vom Mandaten-, Mändelbrot = Dies mandati); engl.: Shere Thurs-Day; skandinav.: skirdagr; dän.: Skjær-tors dag. (eigentlich Scheretag, Badetag, Reinigungstag, vielleicht an die biblische Fußwaschung anknüpfend oder als Vorbereitungstag der Katechumenen und Täuflinge). Bei den griechisch-orthodoxen Russen der weiße, reine Donnerstag.

Der kirchliche Dies azymorum, wie der Gründonnerstag auch heißt, hat Beziehung zu den ungesäuerten Osterbroten der Judenchristen, worüber unten noch gesprochen werden wird.

Hierbei ist zu berücksichtigen, daß dem Donners-(Thor-)Tage als solchem schon eigenartige germanisch-heidnische Festgebräuche anhafteten, da der Donnergott Thor im Bauernvolke der Germanen so großes Ansehen genoß, daß sein Tag zeitweilig der „höchste" Tag gewesen zu sein scheint. Am Gründonnerstag darf man zum Beispiel in Mecklenburg nicht hacken. Nach Kuhn (Märkische Sagen, 387) galt der Volksspruch: Wenn man am Gründonnerstag hackt (wie die Heiden vor einem großen Feste), so regnet es das ganze Jahr (zur Strafe) nicht mehr.

Das Gründonnerstagbrot sollte andererseits, wie das Neujahrs- und Christbrot (siehe meine Abhandlungen in der Z. f. ö. V. K., X, 1904 und XI, 1905, Supplementheft) nicht schimmeln, galt also wie ein festliches Osterbrot.

Man sollte nicht schlachten oder waschen, weil sonst alle Regenschauer und Sommergewitter wegziehen; aber eifrig wird gesäet und gepflanzt und man ißt grünen Kohl. Diese Bedeutung des „Donnerstag" erhallt besonders am Fronleichnamstag und Christi Himmelfahrtstag, die im Volksglauben mit dem Donner in Beziehung gebracht werden und immer auf einen Donnerstag fallen. Die schwedischen Bauern schossen ehemals an diesem Tage auf die nach dem Blå-Kulla, dem nordischen Blocksberge fahrenden (Wetter-)Hexen (Meyer, Mythol. d. Germ., 361); auch im dänischen Seelande fahren die Hexen auf den Blocksberg an diesem Tage (Feilberg, Danske Bondeliv, I, 270). In Böhmisch-Neuhaus erscheint an diesem Tage „die weiße Frau". Auch bei den Russen setzte man in früheren Jahren an diesem Tage Stroh in Brand am frühen Morgen zur Dämonenvertreibung und rief dabei die Toten an (Yermoloff l. c. 93). Daß nach dem

russischen Volksglauben im Gouvernement Smolensk Seelengeister in dieser Nacht umgehen, erhellt aus dem dortigen Brauche, ein Stück Brot und ein Häufchen Salz ins Freie zu legen; wenn das Brot über Nacht gefriert, so wird das kommende Getreide unterm Frost leiden. Dieses Brot selbst aber soll für die Gesundheit des Verzehrenden sehr vorteilhaft sein, wenn man es noch an demselben Tage ißt (Yermolof l. c. 92.) Im deutschen Volke macht sich der Geisterglaube an diesem Tage nicht so bemerkbar; nur an den slawischen Grenzen und in der Nähe der griechisch-orthodoxen Christen kann man ihn deutlicher verfolgen.

Wenn wir nun die an diesem Tage volksüblichen vegetabilischen Speisen (die Fleischspeisen fallen ohnehin selbstverständlich aus) berücksichtigen, so fällt vor allem auf, daß

1. der Seelen b r e i nur im Böhmischen als sogenannter »süßer Brei« oder Koch auftritt oder als Bröselerbsen (pučalky), welcher Genuß die Erbsen im kommenden Jahre gedeihen läßt (Reinsberg-Düringsfeld, Festkalender, 93). Wer im deutschen Böhmen an diesem Tage Linsenbrei ißt, dem geht das Geld nicht aus (John, Sitten und Bräuche im deutschen Westböhmen, 61); es ist dies ein Neujahrsglauben, der auf die Osterzeit, beziehungsweise den Ostertag (s. u.) übertragen wurde.

Der »Weckbrei« oder die »Wecken in der Milch«, die in Antwerpen an diesem Tage üblich sind, sind ein Frühlingsbrauch ohne eigentlichen Bezug auf den Gründonnerstag als solchen. Nach Scheible (Das Kloster, VII, 70) geht in Böhmen die Sage, die Perchta von Rosenberg, »die weiße Frau« von Neuhaus, soll eine Fundation hinterlassen haben, aus welcher alljährlich die Kosten des Honigbreis (Hirsebrei mit süßem Honig begossen), der dort in Neuhaus (und in Jeltsch in Mähren) seit urvordenklichen Zeiten öffentlich verteilt wird, bestritten werden. Die Bauern der Umgebung müssen denselben am Gründonnerstag verzehren. Unterbrechungen dieser Observanz soll »die weiße Frau« schwer gerügt haben (Lippert, Christentum, 422 ff.); wir werden aber auf diesen Honiggenuß auf Ostern noch unten zurückkommen. Im übrigen Deutschland fehlt der Hirsebrei an diesem Tage.

2. Charakteristisch für den Gründonnerstag sind die g r ü n e n S p e i s e n. Im Elsaß gibt es ein »Neunkräutel-Gemüse«; in Bayern und Deutschböhmen die »Kräutelsuppe« mit sieben- oder neunerlei Kräutern; im Voigtlande (Köhler, Volksbrauch im Voigtland, 371) sind diese Kräuter: Bachbunge, Schlüsselblume, Brunnkresse, Holundersprosse, Merk, Frauenmantel, Lauch, Nessel und Sauerklee. Die alte »Neun-Stärke« (Braunschweig: negen-sterke; 9 = alles; Pancarpie, Panspermie) aus neunerlei glückbringenden Kräutern bestand aus: Geißfuß, Zichorie, Sauerampfer, Löwenzahn, Bibernell, Bachbunge und Fetthenne; dies ist der neumärkische »Osterkohl« (Wuttke [3], 73, Beilage Nr. 79 zur Allgem. Ztg. 1901, S. 6). Diese »9 Kräutl«-Suppe erinnert sofort an den ags. Neunkräuter-Segen, der eine verchristlichte Besegnung der im Frühjahr frisch wachsenden volksmedizinischen

Heilkräuter ist; er soll schon im alten Orient (Babylonien) üblich gewesen sein. In Böhmen wird auch der Gundermann (Glechoma hederaceum) zur Kräutlsuppe verwendet (Schmidt, Mieser Kräuterbuch, 12; Hoops, Altenglische Pflanzennamen, 55); diese sollten gegen 9 böse Geister, alle 9 Gifte und 9 ansteckende Krankheiten Abhilfe oder Stärke schaffen. »Mit dem Weihrauche und den Weiheformeln der Kirche mischt sich der Duft heiliger indogermanischer Ackerpoesie« (Meyer, Myth. d. G., 33). Das Volk lehnte leicht an seine alten Acker- und Kräutersegen den »grünen« Donnerstag an. Darum soll man nach weiterverbreitetem deutschen Volksglauben etwas Grünes am grünen Donnerstag essen, dann geht das Geld nicht aus. (Mannhardt, Mythen, 152). (1595.) »Am grünen Donnerstag im Mai (?) kocht eine Bewrin ihren Brei von 9erlei Kohlkräuterlein; solt wider alle Kranckheit sein« (Andree, Braunschweig. Volksk., 245). In Schwaben, Thüringen, Schlesien, Anhalt etc. gibt es Nißlsalat (Winter-, Wingart- oder Ackersalat = Valerianella olitoria) oder Spinat; in den Marschen Braunkohl mit anderen Kräutern; im Braunschweigischen grauen Kohl.

Die Übertragung des indogermanischen Ackersegens auf die Gemüse, beziehungsweise Gartenkräuter, wird wohl erst zur Römerzeit erfolgt sein. Die römisch-katholische Kirche in Deutschland schuf so den lateinischen Dies viridium im Mittelalter oder Dies viridis, nach exegetischer Auffassung, so genannt als Tag der Grünen, das heißt der öffentlichen Büßer, die aus dürrem Zweige wieder zu grünem Holze geworden seien, »grunender der dâ ôn sunde ist« (Eychmann). Der volkskundliche Forscher wird letztere Erklärung nur als kirchliche Umdeutung eines älteren Brauches annehmen, da in der katholischen Kirche eine solche Auffassung auch in den übrigen katholischen Ländern maßgebend gewesen sein müßte, während der »grüne« Donnerstag spezifisch deutsch, beziehungsweise germanisch ist, wo eben das Grünzeug der Gärten und Wiesen um diese Osterzeit besonders geschätzt ist.

3. Ein typisches Kultbrot des Gründonnerstages ist das sogenannte Mändelbrot, das im Westfälischen und am Niederrhein üblich ist (Alemannia, I, 156). Nach Woeste (Wörterbuch der westfälischen Mundarten, 84) war dasselbe 1380 eine Pfründeabgabe der Klöster »ad album panem in cena domini cum herbis (jedenfalls grüne Frühjahrskräuter) ad capitolium«. Schiller-Lübben (l. c. VI, 212) führt für dasselbe folgende Belegstellen auf: »Aliis nempe Coloniensibus (Kölnern) et Juliacensibus (Jülichern) mendeldagh et mengheldach dictus: et mendelbrood sive menghelbrood panis ex farragine, tritico nempe et secali, quae tunc pauperibus erogatus panis autem candidus in templo sacerdotibus distribui solitus pridie parascheues (Karfreitag) qui menghelbrood, Juliacensibus, Flandris, Bruggensibus (Brügge in Flandern) Kricke micke (siehe Karfreitag) dicitur.« Ferner:

»Auff Mendeldach pringet der Schult zum Osthoffe alhei im Kerspell 36 mendelkocke (über Mändelkuchen s. u.) und der angedeutete Kocke pringet, kriegt auch essen und drincken. Von ernennten 36 Kocke kreiget jder junfer 1, Scholle junffern 1, bades maget 1, junfer Haddewich 1, die überigen bleiben bei der Abtei« (Frankenhorst anno 1570); sowie: »Auf Mendeldach den jungfern auff chor ein mendelbroed haltend vif (5) Proevenbrot« (Pröven, Präve, Präbendbrot, auch Jungfernbrot, ein sogenanntes Deputat an die Klosterjungfrauen; im Bergischen heißen sie noch »Mengelsbrötchen« und werden am Gründonnerstag gesegnet Z. d. Ver. f. rhein. V. K. 1904, S. 214). Dieses Mändelbrot dürfte identisch sein mit dem Mandelbrot oder Mandatenbrot (1416), welches nach Alemannia, I, 156; Diefenbach, Gloss, I, 377; Staub, Das Brot, 110; Kriegk, Deutsches Bürgertum, I, 544, 169) auch in der Schweiz und in Frankfurt am Gründonnerstag üblich war und mit dem »Mandatum do vobis« (Evang. Johann, 13, 34) bei der christlichen Fußwaschung am Gründonnerstag etymologischen Zusammenhang haben dürfte. Jedenfalls ist es ein längs des Rheins übliches Gebäck, das an die Armen, welche Mangel hatten, verteilt und an die Klosterfrauen als Jungferndeputat (Praebende) gegeben wurde. Auch in England hat es sich aus dem katholischen Mittelalter bis auf unsere Tage erhalten. Nach der Vossischen Zeitung, Nr. 152, 2. IV. 1902, und nach Hazlitt, Faiths and Folklore, Dictionary, II, 395, fand dort vor Jahrhunderten die in katholischen Ländern nach biblischem Vorbilde noch übliche Fußwaschung der Apostel durch den König statt; auch die Königin Elisabeth tat dies in ihrem 39. Lebensjahre an 39 alten Leuten in Greenwich und trocknete »mit wohlriechenden Kräutern« deren Füße ab. Dieser Tag heißt in der Volkssprache noch heute Maundy-Thursday, da während der Fußwaschung der Chor die lateinische Hymne Mandatum anstimmte, was in Maundy verdorben wurde. Hazlitt l. c. II, 395, vermutet engl. maund = großer Brotkorb; allerdings gab es solche Korbbrote, die die alten Christen in lose geflochtenen Körben zur Agape brachten (Wilpert, Fractio panis. 9, 11) und die in ahd. Zeit Kanstella (aus mlat. canistrum = Brotkörbchen = panis clibanicus) hießen (Steinmayer, ahd. Gl. III, 153, 213; Heyne, Deutsche Hausaltertümer, II, 268, 277; Diefenbach, Gloss., I, 127, 93, 106, 108, II, 70, 81); aber der Umstand, daß auch am Rhein Mändeltag und Mändelbrot auf den Gründonnerstag fallen, an dem das Mandatum gesungen wurde, lassen doch die Deutung Hazlitts unwahrscheinlich machen; vielleicht haben die Maundy (Körbe) erst von letzterem Mandatumbrote ihren Namen erhalten. Nach Scheible, VII, 878, fand eine solche Brotspende an Arme in Gestalt von Oblaten (mandatum) oder Mandaten auch in Wien statt. Schon mhd. ist diu mandâte der Name eines Gebäckes; 14. Jahrhundert mandata; 1629 mandat (Augsburg), mandaten (Schmeller, Bayer. Wörterbuch,

I, 1621); franz. le mandatum = die Fußwaschung am Gründonnerstag, deren Einzelhandlung im kirchlichen Ausdrucke Mandatum heißt. Der »Mandatenhacher« (1618 crustularius hebdomadae sacrae vel pedilavii) stellte sie in der Osterwoche her, und am Gründonnerstage wurden sie seit dem 14. Jahrhundert als Brotspende an arme hochbetagte Männer (die Apostel) nach der rituellen Fußwaschung verteilt. Die Form dieses »Apostelbrotes« ist heute meist Weckengestalt, »Apostelwecken«, die in Marburg die Form der Berliner Schrüppe haben (Abbildung 1*), das heißt einen Wecken mit einer oder mehreren oberflächlichen Schrüppen (Spalt) darstellen. In Lüneburg ist das Mandatenbrot ein »Jungfernbrot«, ein feinerer, handlanger Wecken aus Semmelteig, der in der Osterzeit als Deputat (s. u. 17) oder Prähende an das Frauenkloster Lüne bei Lünehurg geliefert wurde (15. Jahrhundert junckfrouwenbrot nach einer gütigen Mitteilung des Herrn Reinecke in Lünehurg); es trägt hier zwei obere Querschrüppen (Abbildung 2). Die schwäbischen »Apostelhrocken« (Birlinger, Schwähisches Wörterhuch, 28) sind gebackene Mehlnudeln mit Apfelschnitten und Weinbeeren gefüllt (auch »Apostelkuchen« genannt), also eine Art »arme Ritter« oder »Bettelmann« (eine Speise, die allgemein hekannt sein dürfte); die Apostel, das heißt die zwölf armen alten Männer, durften dort ehemals einen Almosenrundgang in der Pfarre machen und erhielten dabei dieses Tagesgericht. In Sachsen und Böhmen heißen diese Apostelhrote auch Judaswecken, Judasbrote, tschech. Jidašek. Jedenfalls ist aus dem Ganzen ersichtlich, daß es sich hei diesem Gründonnerstagbrote um eine rein kirchliche A r m e n s p e n d e handelt, die man im Mersehurgischen aus dem Kreuzgange verteilt (Meiche, Sächs. Sagenbuch 772).

Eine Erinnerung an die Coena Domini, die am Gründonnerstag kirchlich gefeiert wird, ist auch das Herrnhuter »Liebesmahl-Brötchen«, ein einfaches, 8 *cm* Durchmesser haltendes Rundstück (Laiblein); über das zum Liebesmahl bezügliche Herzgebaeck, siehe Archiv für Anthropologie 1906.

Im böhmischen (tschechischen) Elbtal gibt es am Gründonnerstag »H o n i g b r ö t c h e n« und Honigschnitten, »Honnigsemmel«. Auch kann nach deutschböhmischem Glauben derjenige, der am Gründonnerstag Honigbrot ißt, von keinem giftigen Tiere (Impen, Flöhe

*) Die in dieser Abhandlung abgehildeten Originalgebäcke verdankt der Verfasser der Güte der nachfolgenden Damen nnd Herren: Andree-Eysn in München, Freifrau von Bechtolsheim in München, Beer in Königsharg, v. Forster in Nürnherg, Gaul in Dresden, Gantsch in Bad Tölz (früher in Frankental), Gravenhorst in Lünehnrg, Gröhner in Gossensaß, Lechner in Bad Tölz, Elisaheth Lemke in Berlin, Lorenz Meyer in Hamburg, v. Mayer in Bad Tölz, Robert in Frankfurt a. M., Exzellenz v. Stülpnagel in Frankfurt a. M., Sprengel in Brannschweig, Ebenboeck in München, V. E. Hammarstedt in Stockholm, Dr. Hingsamer in Passau, Dr. Ebermann in Berlin, Dr. Frischauf in Eggenburg, Pfarrer Wolf in Niederhrombach, Weisstein in Ortelshurg, Hofrat v. Wieser in Innshruck. Ihnen allen sei hiermit anch öffentlich hestens gedankt, ehenso Herrn Professor Baron v. Bissing für freundliche Beratung üher die ägyptischen Gebildbrote.

und Wespen etc.) gestochen oder verletzt werden (John, Sitten, 61; Wuttke [3] § 450, 620); nur im tschechischen Teile von Böhmen ist das Honigessen am Gründonnerstag allgemein volksüblich, teilweise auch in Deutschböhmen, Schlesien und Lausitz. Wenngleich nun sicher vielfach jüdische Ritus- und Kultgebräuche in den christlichen Volksgebrauch eingedrungen sind, so ist doch das Honigessen am Gründonnerstag nicht auf den jüdischen Talmud zurückzuführen (Urquell, Monatsschrift für Volkskunde, IV, 213), der dem dortigen Volke nicht bekannter ist als anderswo, sondern es ist dem Umstande zuzuschreiben, daß die wendischen Zeidler und Impker, die früheren Meister in der Honigzucht, um diese Zeit ihre Honigstöcke zu schneiden pflegen und dann der Honig dort leichter zu haben ist (vergl. Lausitzsche Monatsschrift, 1793, S. 158). In den Bauernhäusern um Reichenberg (Böhmen) wirft am Gründonnerstag vor Sonnenaufgang ein Knecht, nachdem er schweigend sich im fließenden (Oster-)Wasser gewaschen hat, ein mit Honig bestrichenes Brot in den Brunnen, ein anderes in die junge, grüne, frische Saat des Ackers, wie anderwärts Eierschalen oder Osterkuchen (s. u.). Honigsemmeln und Kümmelplätzel, das heißt mit Feldkümmelgewürz bestreute Flädlein (placentulae) sind auch das Gründonnerstagessen der Bautzener Wenden (Rochholz in Illustr. Ztg. 1868, Nr. 1293); für diese ist der Gründonnerstag ein ganz besonderer Festtag. Sie finden sich an demselben vom Lande her in den Lausitzschen Städten zahlreicher als an anderen Tagen ein, wobei für die Kinder ein Marktgeschenk (wie am Nikolaustage anderwärts) abfällt, das alle Jahre im Werte steigt und solange andauert, bis das Kind beim Abendmahle gewesen ist, das nennen sie »den grünen Donnerstag geben« (Lausitzsche Monatsschrift 1793, S. 157, Anm.). Wer an diesem Tage in der wendischen Lausitz »Kümmelplätzel« ißt, ist das ganze Jahr über vor Flöhen gesichert (l. eod. 158). Diese »Platz« (placentae), die namentlich auch im Fränkischen unter diesem Namen üblich sind und im 14. Jahrhundert vom Platzbäcker hergestellt wurden, werden natürlich im Wendischen auch mit Honig bestrichen, zu welchem Zwecke auch kleine Öffnungen in den Kuchen geritzt sind. Weit häufiger und von den gemeinen Wenden weit gesuchter ist der bloß mit Sirup (Honigersatz) überkleisterte, aus dem schlechtesten Nachmehle gebackene Platz, oder sogenannte Honigkuchen am Gründonnerstag.

4. Etwas Gemeinsames haben auch die übrigen Gründonnerstaggebäcke insofern, als sie entweder mit »grünen Kräutern« vermengt sind oder bereits vorgreifend an Ostertagsgebäcke anknüpfen, oder die Fastenzeitgebäcksformen noch einmal wiederholen.

Zu den grünen Gebäcksformen gehören zum Beispiel das Lüneburger Krautbrot, der Berner Krautkuchen (Schweizer Idiot, I, 581, III, 136) mit grünen Frühlingskräutern belegt; der Flandersche

grüne Kuchen (groenkoeken) (Volkskunde, Tijdschrift v. nederl. Folklore, XI, 174); der mit grünem Schnittlauch belegte oder gemengte Wetterauer grüne Pfannkuchen (Wolf, Beiträge, I, 228; Wuttke[3] 74) oder Berliner Eierkuchen (Omlette, Frittate s. u.), die Elsässer Sängnessel-Küchli (Elsässer Wörterbuch, I, 423; Salzburger Kochbuch, IV, 93; Saubert, German. Weltanschauung, 241), ein mit Brennesseln versetztes Gründonnerstaggebäck, wobei daran zu erinnern ist, daß die Brennessel ein uraltes Mittel gegen elbische Einflüsse, Nixenzauber, Hautwürmer, Seitenstechen und Bettnässen und sonstiges Hexenwerk ist (Mannhardt, Myth., 102, 103); ferner die böhmischen Spinatkrapfen (Reinsberg-Düringsfeld, Das festliche Jahr, S. 102), die mit Spinat gefüllt sind und im Schwäbischen wegen ihrer Farbe »Laubfrösche« heißen; auch diese sind ein Gründonnerstaggericht. Unbewußt der Bedeutung des Gründonnerstags stellen die modernen Konditoren eine »Gründonnerstagtorte« mit spinatgrüner Glasur ber (Universal-Lexikon der Kochkunst, I, 379).

In Nördlingen werden die sogenannten Tulpen, ein mutschel- oder maultaschenartiges Gebäck (siehe Abbildung Nr. 55), mit grünem Spinat gefüllt, an diesem Tage gegessen. Am hohen Donnerstag erschienen 1732 in Luzern die Bürger auf dem Rathause, um ihre verspäteten (Fasten-)Küchli in Empfang zu nehmen (Schweiz. Id., III, 132). Am »Hoh-Dunstig« backte man auch im Badischen Küchle nach dem Volksspruche: »Küchelt man am Gründonnerstag, so hat man das ganze Jahr hindurch immer Anka« (Butter). In Weizen (Bonnd.) wird am Gründonnerstag in jeder Familie ein Abendessen gehalten, zu dem Küchle aufgetragen werden. In Auenheim (Kehl) bäckt man (vorausgreifend) bereits Osterfladen, mürbe Kuchen mit einem Aufgusse von Reis, Eiern, Zucker, Weinbeeren und Zimt. In Oberaachen werden »die Apostel« und Armen mit Osterfladen (Apostelkuchen) beschenkt (Meyer, Mythol. d. G., 301 ff.). Das Apostelbrot verwandelt sich eben da und dort in einen besseren »Apostelkuchen«. Rostock steht am Gründonnerstag jeden Jahres im Zeichen der sogenannten Schwaanschen Kuchen, eines kleinen Osterfladens, der angeblich zur Zeit einer Teuerung von den auswärtigen Bäckern zuerst von Schwaan (Mecklenburg-Schwerin) zum Osterfeste in Rostock gestellt wurde; er besteht aus Semmelteig, Butter, Zucker, Zitronen, Rosinen und Korinthen. Die internationale Rundschau für Bäckerei 1903, S. 273, schreibt: »Am (Kar-)Mittwoch nachmittag etwa um 4 Uhr kamen die Schwaaner mit vielen, oft 15 und mehreren Wagen, alle hoch mit Kuchen beladen, vor dem Steintore an, dort erwartete sie der Gewettsdiener und verbot ihnen bei Strafe der Konfiskation an diesem Tage irgend etwas zu verkaufen; um 6 Uhr wurden die Wagen durchs Steintor vom Gewettsdiener zur Herberge geleitet. Sobald der Morgen angebrochen, fuhren die Schwaaner auf den Markt und verkauften hier bis mittags 12 Uhr. Mit dem letzten

Glockenschlage mußten sie bei Verlust ihres Privilegs ihre Wagen vom Markte in die Steinstraße zurückgebracht haben. Bis in die Zwanzigerjahre des 19. Jahrhundertes hinein haben die Schwaaner dieses ihr Vorrecht ausgeübt. In jeder Rostocker Familie bildet noch heute dieses kleine rundliche Osterflädlein die Zugabe zum Nachmittagskaffee, welche der zünftige Bäcker als Festkuchen ehedem herstellte«. Auch in Ostpreußen greift der Gründonnerstag bereits mit seinem Osterkuchen voraus. In der größtenteils zur griechischen Konfession gehörigen Bukowina beginnt auch an diesem Tage schon das Backen der Osterkuchen, wozu die Männer nur das trockene Holz besorgen. Die Hauptarbeit des Tages aber liegt in den Händen der Weiber; diese bereiten die das Schicksal der Familienmitglieder (wie bei einem Neujahrsbrote) bestimmenden Osterkuchen; gut ausgebacken, ohne Sprung der Oberfläche sind sie besonders glückbedeutend, eine Vertiefung oder ein Riß in der Mitte des Kuchens aber deutet auf Tod »innerhalb des nächsten Jahres«; wenn der Osterkuchen nicht aufgeht, bedeutet es Hungersnot, wird er brüchig, eine Seuche. Die heiratsfähigen Mädchen prophezeien aus dem Kuchenvorbacke (über die Bedeutung des Vorbackes im Volksbrauche muß bei anderer Gelegenheit berichtet werden), das am Ostersonntag geweiht wird, eine baldige Hochzeit. Außer einem großen Osterbrote werden auch kleine Perepiczke (Sauflaibe,* Zukost) als Geschenk an Arme oder als Weihespenden an Priester gebacken (siehe Beil. 49 zur Allgem. Ztg. 1901, S. 2).

Wie die Fastenküchlein der Alemannen, so sind auch die Brezeln und Kringeln des Gründonnerstages (und Ostertages) eigentlich nur die Fastentrauerzeit abschließende Gebäcke, an welche sich aber, wie an die grünen Frühjahrsgebäcke hie und da ein volksmedizinischer Glaube knüpft. Praetorius (Blocksberg, 114) schrieb 1668: »Wie groß gefallen muß der Teufel haben, wenn er ihm die Christen sihet so häuffig folgen im Aberglauben, sonderlich ... am grünen Donnerstage mit den Pretzeln oder Krengeln oder Ringen, wie sie an unterschiedlichen Orten genant werden, auß dem warmen Backofen für Fieber, Kranckheiten, Zauberey und andere Plagen im Hause auffgehenkt.« Wir haben schon in unserer Abhandlung über das Brezelgebäck im Archiv für Anthropologie (Neue Folge, III. Bd., Heft 2, S. 101) auf den volksmedizinischen Glauben an die antifebrile Wirkung der Gründonnerstag-Kringel (»Gnappekrengel« in Braunschweig genannt) aufmerksam gemacht und dieselbe aus dem übernommenen Trauerkult in der Fastenzeit erklärt. Auch in Hamburg, Königsberg, Kurland gibt es am Gründonnerstag solche Knabbekrengel (Abbildung siehe dort Fig. 32); in Luzern sind es »Kümmelbrezel«. Im Schwäbischen hilft nüchternes (Salz- oder Kümmel-)Brezelessen an diesem Tage gegen kaltes Fieber

*) Vergl. den angels. gesufelne hlâf (10. Jahrhundert).

und im schwäbischen Marbach bringt der Bursche seinem Mädchen an diesem Tage Laugenbrezel (in Lauge oder Salzwasser gesotten) (Birlinger, Aus Schwaben, Sagen, Sitten etc., II, 71; Jahn, Deutsche Opfergebräuche, 45; Witzschel, Sagen aus Thüringen, 195; Meyer, Badisches Volksleben, 501; Perger in den Mittlg. d. k. k. Zentralkommission Wien, XIV, 1869, S. V; Beilage zur Allgem. Ztg. 1879, S. 611). In Dürrenbach (Bretten) werden die gesalzenen Fastenbrezel an diesem Tage ins Haus gebracht, die man nüchtern essen muß, dann bleibt man ein Jahr fieberfrei (Meyer, Badisches Volksleben, 501). Sogar im evangelischen Königsbach (Durlach) werden sie frühmorgens vor dem Gottesdienste als erste Speise verzehrt (l. eod.). Dieser volksmedizinische Glaube haftet aber an den Gründonnerstagbrezeln nicht etwa wegen der kommenden Osterzeit, sondern wegen des Seelenkults der Trauer- und Fastenzeit, welche die Karwoche beschließt. Über die volkskundliche Bedeutung des Fastens haben wir uns schon in jener Abbandlung »über das Brezelgebäck« ausgesprochen. Das Trauerfasten war eine Folge der Furcht vor der Rache der Verstorbenen, denen man durch das Essen bestimmter Speisen oder während bestimmter Fristen nicht zu nahe treten durfte. Die Brezeln, Bäugeln oder Kringel sind die Teigsymbole des Totennachlasses (Brasseletts, Baugen, Ringe), der zwar dem Verstorbenen gehörte, aber durch das Ringsymbol aus Teig abgelöst worden war. Es sei gestattet, hier zu den schon erwähnten volkskundlichen Beiträgen über die volksmedizinische Bedeutung der gesalzenen Brote (und des sogenannten »gerösteten Salzes«) noch einige Ergänzungen anzufügen. Bei den Niederländern half im Mittelalter geröstetes Brot und Salz darauf gestreut gegen das Sodbrennen (De Vreese, Middelnederlandsche Geneeskundige Recepten, 137).

Gesalzenes Brot mit gedörrten und gepulverten Haselnußzäpfchen (Blüten) gibt man im Isartal den Kühen, wenn sie die Milch verlieren wollen, als Kraftmittel, andere solche Salzgebräuche siehe Z. d. V. f. V. K. 1905, 137; Archiv f. Relig. Wiss., VIII, Beiheft, S. 33 ff.; Beilage zur Allgem. Ztg. 1905, Nr. 197.

Daß an Stelle des Salzes und des uralten Kümmels auf solchen Zeitgebäcken auch Zucker oder Zimmet erscheinen kann, bedarf keiner Erwähnung. Volksüblich sind in der Fastenzeit aber nur die gesalzenen Brezeln bislang gewesen, die mit der Osterzeit ihr Ende nehmen. Die österreichisch-schlesischen »Bäugeln« und die preußisch-schlesischen »Bägeln« (Gallenau, Kr. Frankenstein), welche die sogenannten Klapperjungen (Klöpfelbuben) am Gründonnerstag heischen, sind ein ringförmiges Gebäck der Fastenzeit (siehe Blätter f. hessische V. K., I, 243). Daß solche Brezeln an manchen Orten wegen des um diese Osterzeit gebotenen Eivorrates, eisatter oder durch Safran gelber gemacht werden, wie zum Beispiel in Straßburg, erklärt sich ebenfalls, denn das Gründonnerstag-, Antlaß-,Karfreitag- und Osterei sind identisch.

»Anis- und Kümmelplätze« sind, wie schon erwähnt, hauptsächlich in wendischen und fränkischen Gegenden üblich, nur sind sie in den wendischen Gegenden noch häufiger mit Honig bestrichen. »Niemand greift noch jetzt (1792) eifriger nach diesem durch seinen Anblick eben nicht sehr einladenden Gebäck als die hochaufgeschürzte, dicke, wendische Bauerndirne; denn es ist ihr von Jugend auf gesagt worden, daß, wer an diesem (Gründonners-)Tage Kümmelplätzel ißt, das ganze Jahr über vor den Neckereien des Flohs (und anderen Plagegeistern) verschont und befreit sei.« »Kümmelplätze werden zu Bautzen am Gründonnerstag, wo(!) daselbst die gewöhnlichen Fastenbrezen aufhören, allenthalben den Hausgenossen verteilt; es ist ein kleiner Kuchen, dessen Oberfläche eingeritzt gebacken und mit Honig ausgefüllt wird. Daher sagen die Leipziger (die Nachbarn der Wenden), wer am Gründonnerstag nicht Honig esse, laufe Gefahr, in einen Esel verwandelt zu werden.« (Rochholz, Deutscher Glauben und Brauch, II, 270.) Die in der sächsischen Oberlausitz zwischen Löbau und Zittau üblichen sogenannten »Patensemmeln« (Abbildung Nr. 32) sind braune, mit Mohn bestreute, runde, flache Fladen, deren Oberfläche über Kreuz eingeteilt ist, um etwaigen Fruchtsäften Halt zu geben. Sie werden alljährlich dort an diesem Tage an die Patenkinder verschenkt als alter Ostermarktbrauch. In Gallenau, Kr. Frankenstein (Schlesien), beschenken die Paten ihre Kinder mit dem »Gründornschtig« (analog zur Christbürde, Klausenzeug), das heißt mit dem am Gründonnerstagmarkt gekauften Gebäcke (Blätter für hessische V. K. II, 243). Die volksübliche Tendenz, die herkömmlichen Fasten-, beziehungsweise Ostergebäcke mit der biblischen Legende des Tages in Zusammenhang zu bringen, schuf nicht bloß die später zu erwähnenden böhmischen »Judaswecken« (= Brezel, siehe Archiv für Anthropologie, III. Bd., S. 101, Fig. 36), sondern auch die deutschböhmischen »Judaszelten« (Krumau) sowie die Hamburger »Judasohren«, Osterflädchen mit einem das Ohrläppchen andeutenden keilförmigen Ausschnitte, wodurch das ganze Kuchengebilde absichtlich entstellt wird (siehe Abbildung Nr 31). Volksmedizinischer Glaube aber haftet an diesen Judasgebäcken nicht; es sind nur christliche Spottgebilde. In Bretzenheim bei Mainz wurden sogar die »Judenmazzen« von den Juden geheischt durch die umziehenden Jungen (Blätter f. hess. V. K., III, 162).

Auffällig ist, daß am Gründonnerstag auch die »Maultaschen« (Maulschellen, Mundschellen, Mutscheln, Mutzeln), ein die rima vulvae andeutendes Fruchtbarkeitssymbol wieder auftreten. Mit Honig bestrichene Maultaschen gibt es in Westböhmen (A. John). Das stets gerne etymologisierende Volk bringt sie natürlich mit dem Backenstreiche Christi in Verbindung (wie man auch in der Brezel eine Christusfessel sah). Die Nördlinger Spinsttulpen (siehe Abbildung Nr. 55) haben wir schon erwähnt; sie geleiten uns zu den alemannischen »Mutscheln« (Mutschli, Mützschi), welche zum Abschlusse der

Fastenzeit, in der die »Mutzen« (siehe Z. f. ö. V. K., XI, 1905, Suppl. III, S. 47) eine Rolle spielen, wie Fastenkücheln verteilt wurden. 1604 wurden am hohen Donnerstag gesegnete Mutzschli in Luzern ausgeteilt. 1611 traten dafür schon die (Fasten-)Küchli auf. Sogenannte Spend-Mutzschi teilte bis 1798 das Gotteshaus St. Urban alle hohen Donnerstage an die Armen aus dem Amte Aurwangen und Bipp aus, welche Spende (ursprünglich wohl an die armen Seelen) heute mit Geld abgelöst ist (Schweizer Id., III, 132; IV, 600, 602). Solche Armenspenden sind nicht etwa durch den kirchlichen Einfluß erst aufgekommen, sondern nur viel zahlreicher und geregelter gegeben worden; rein christlich aber waren sie nicht, da sie schon bei den heidnischen Römern angegeben wurden.

In die letzte Fastelwoche oder stille Woche fällt ferner der zur Vorbereitung der österlichen Speisen (parasceue, parascepe, Diefenbach, Gloss. nov., II, 412*) bestimmte

Karfreitag. 15. Jahrhundert. Der gude ffridage: Diefenbach, I, 412; (1752) der blutige Jüdische Kreystag (Kreuztag) (J. P. Schmidt, Fastelabendsgebräuche, 37); Westfalen: guter oder stiller, langer Freitag, Martertag, Todestag Christi. Saetag, Chartag, groner Fridach, ein für die Fruchtbarkeit und Gesundheit im deutschen Volksglauben entscheidender Tag. Engl.: Good Friday, Goddes Sontay, Long-Rope Day (wegen des langen Reifseils oder Taus, das die Kinder vom Bache aus durch die Straßen schleppen, das Navigium Isidis, den carro navale nochmals am Schluß der Fasten nachahmend, Hazlitt, l. c. II, 307); schwed.: Långfredag; franz.: Vendredi Saint; bei den Russen großer Freitag, im Kaukasus roter oder schöner Freitag (Yermoloff, 95). Dabei ist zu berücksichtigen, daß der höchste „Freia"-Tag (ahd. friatay, altnord. frjadagr = Veneris dies, Vendredi) an die Göttin Frigg (ahd. Friia, langob. Frea, ags. Frigg, deutsch Fricke) im deutschen Volksleben angeknüpft wurde, das heißt an die gütige, göttliche Landgeberin, die über dem Saatlande und über den Pflugfeldern schwebte. Vielleicht ist es eine verblaßte Erinnerung an die Fricke, welche auch in deutschen Sagen, die sich auf diesen Tag beziehen, wiederkehrt. Am Karfreitag zeigte sich am Königsstein bei Aarau (Schweiz) „die weiße Jungfrau" (= Frühlings-Vegetations-Geist) am liebsten. Drei Jungen sahen sie und erzählen es ihrem Großvater; dieser befahl ihnen, Brosamen auf laubgeflochtene Wannen (Opferteller?), mit denen die (Oster-)Jungfrau (Oster-)Wasser aus einem Brunnen holt, zu werfen, dann verwandle sich alles Laub in Gold (durch Versöhnung der Wassergeister mit Brotopfer) (Kühnau, 23, Die Bedeutung des Brotes). „Wannen" oder „Wannl" heißen in Österreich, Altbayern und Böhmen auch die in wannenförmigen Geschirren gebackenen Teigformen. Solche Wannen waren früher auch Getreideschwingen. Die Laubflechtung deutet wohl auf Opferschmuck.

Im Egerland (Böhmen) soll man am Karfreitag kein Brot backen wegen der an diesem Tage besonders großen Hexengefahr; um die Bienenstöcke herum (über Honig siehe oben) soll man Schrotmehl streuen, dann hat man Glück (John, Sitten, 61). Am Karfreitag geht der Bilmaz- (Bilmiz-)Schneider (Korndämon) um (l. eod., 198). Ein Stückchen Brot, das am Karfreitag an einem heiligen Schmerzenkreuze gerieben wurde (Totenbrot), ist in Tirol das Vehikel für ein den sogenannten Viehschelm (Milzbranddämon) vertreibendes

*) In Rumänien ist dieser Tag als Paraskeve (heilige Mutter-Freitag) sogar personifiziert (Mannhardt, Wald- und Feldkulte, 184).

rotes Tuchfleckerl (Blutsubstitut), das man dem Viehe eingibt (Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols, 76).

Die Erbsen, ein häufiges Totenfeieressen, gehören den Seelengeistern; man steckt Erbsen in die Totenköpfe (Wuttke [3] § 472). An diesem Tage nun gehören die Erbsen den elbischen Zwergen; sonst bekommt man leicht Schwären (mitessende Zehrwürmer, Wurmdämonen), Wolf, Beiträge, II, 324. Die an diesem Tage geworfenen Kälber bleiben nicht am Leben (Yermoloff, 95; Wuttke [3] § 699, § 87). Wenn man mit einem Lindensprossen, der am Karfreitag beim Zwölfuhrschlage geschnitten wurde, den ersten Kindsbrei anrührt, so bekommt das Kind nie Zahnweh (Rochholz, Alem. Kinderlieder, 292).

Der volkskundliche Hintergrund des »höchsten Freitags im ganzen Jahre« trägt einen vorwiegend vorbeugenden, antidämonischen Zug. Nicht nur häufen sich die volksmedizinischen, gegen angehexte Tier- und Menschenkrankheiten gerichteten abergläubischen Mittel gerade an diesem Tage, sondern auch die Mittel, um weibliche Schönheit und männliche Fruchtbarkeit und Saatenglück zu erzielen. Die Antlaßeier, das Nägel- und Haarschneiden (Schertag), Karfreitagwasser etc. (siehe das Jahr im oberbayrischen Volksleben, S. 16; Reiser, Sagen, II, 114 ff.; Meyer, Badisches Volksleben, 502 etc.) bekunden, daß Mischungen von kirchlichem Teufels-, Hexen-, altgermanischem oder altrömischem Aberglauben sich an diesem Tage mehr als an anderen Tagen vereinigen. Auffallend viele der abergläubischen Gebräuche desselben sind an kirchliche Kultzeiten untertags und an solche Kulthandlungen dieses Tages gebunden, nur wenige Saatgebräuche an die Nachtzeit: »Die meisten (nicht durch römischkirchlichen Einfluß veranlaßten) germanischen Osterbräuche erklären sich aus einem Frühlingsfeste, das den Germanen, wie allen Völkern eigen war, aber auf keine bestimmte germanische Gottheit zu beziehen ist.« (Golther, Myth., 488.)

Bei manchen, namentlich bei den volksmedizinischen Handlungen des Karfreitags spielt der Dies Veneris durch die mittelalterlichen Schriftgelehrten mit herein und sicherlich auch ein traditionell vor dem Oster-Neujahr eingeschlichener, neujahrzeitlicher Seelen- oder Totenkult. (Vergl. dazu die Veilchensaat am Karfreitag in der Haute Bretagne [Les violiers.] Die Veilchen sind die Blumen der Proserpina; Revue des traditions populaires XVIII No. 1, Coutumes et superstit No. 36) In einigen sächsischen Orten ist es noch lebendiger Brauch, in der Karfreitagnacht aus Sargnägeln und Sarggriffen geschmiedete Schutzringe gegen Gicht und andere Gebrechen herzustellen (Mitt. d. Ver. f. sächs. V. K., III, 4. Heft), welcher Brauch sicher mit dem Totenkult dieses Tages zusammenhängt, wozu der Todestag Christi auch das begünstigende Moment gewesen sein mag; daher auch der an anderen Seelenkulttagen zu findende Volksbrauch, am Karfreitag zu fasten, bis die Sterne aufgehen oder bis zum Sonnenuntergang. Bei den Nordländern war das Fasten am Ostertage als Mittel gegen Fieber (Krankheitsdämonen), weil eine heidnische Sitte, verboten. (Maurer, Bekehrung, II, 422.)

Das am Karfreitag übliche Brot heißt an manchen Orten »Marterbrot« wegen der biblischen Marterwoche. In der Pfalz gilt es als löblich, wenn die Hausfrau an diesem Tage frühmorgens frisches Brot bäckt (Grünwald, Pfälzischer Bauernkalender, S. 32). In Erfurt gab man ein am Karfreitag über dem Kruzifix (Kreuz) geweihtes Brot als Fiebermittel (Z. d. V. f. V. K. 1901, 274); überhaupt

spielt das Kreuz an diesem Kreuzigungstage eine große Rolle im deutschen Volksbrauche. Am Karfreitag erhielt im Braunschweigischen sogar der Hund (gegen die Tollwut?) ein Butterbrot, auf dem ein Kreuz eingekratzt war (Kühnau, Die Bedeutung des Brotes; Andree, l. c., 246). Wir haben schon in der Abhandlung über die Weihnachtsgebäcke (Z. f. ö. V. K., XI, 1905, Suppl. III, S. 69) über die Kreuzbrote gesprochen und darin das Hakenkreuz und Radkreuz vom christlichen Kreuze getrennt. Mögen auch beide oft durch das letztere verdrängt worden sein, so ist doch der mit dem Kreuzbrote des Karfreitags verbundene Volksbrauch kein eigentlich heidnisch-germanisches Überbleibsel, sondern durch die antidämonische Verwendung des christlichen Kreuzes erklärbar.

Die Form des Kreuzes findet sich als dekoratives Motiv innerhalb des Kreises schon auf altägyptischen Broten (siehe Abbildung 4); da das Judentum viel aus dem Altägyptischen übernommen hatte, so wäre schon deswegen die Möglichkeit gegeben, daß durch das Jüdisch-Christliche solche Brotformen als Weihebrote auf unsere Zeit übermittelt wurden. Weit wichtiger als das Judentum war aber diesbezüglich das koptische Mönchstum. Das Koptische, welches nicht durch das Christentum allein entstand, sondern hauptsächlich durch das Eindringen des Griechischen und Syrischen in Oberägypten angeregt wurde, gewann eben erst in christlicher Zeit auf ägyptischem Boden in der darstellenden Kunst die Oberhand; die damit zusammenhängenden Gebildbrote wurden hauptsächlich durch das koptische Mönchstum dem Abendlande vermittelt; in der griechisch-katholischen Kirche erhielt sich das koptische (ägyptische oder syrische) Kreuz auf den Weihbroten am längsten (siehe Abbildungen 13, 14, 16, 17 und Fig. 1 (S. 1); als Malteserkreuz lebte es auch in der lateinischen Kirche wieder auf und dauert auch noch als Julkreuz der Nordgermanen im Volksbrauche fort. Auch viele ältere Brote der römisch-katholischen Kirche tragen dieses gleicharmige christliche Kreuz (siehe Abbildungen 8—17). Als ein Osterkreuzbrot möchte ich das mit Palmen (siehe Abbildung 15) und dem Säulenbogen (Einzug nach Jerusalem?) ausgestattete Stempelbrot aus Südfrankreich ansehen, dessen kleinere vier Kreuzstempel auffallend mit den Julkreuzen 1600 in Schweden (siehe Z. f. ö. V. K., XI, 1905, Suppl. III, Tafel XIII, Fig. 61) übereinstimmen.

In Torgau gibt es nur am Karfreitag solche Kreuzbrote (siehe Abbildungen 18, 20, 21, 24, 26, 28, 30, 34 und 35), deren Erhabenheit zwischen den gekreuzten vier Feldern hornartig aufgewunden sind, ähnlich den cornetti der Italiener, welche diese vier Felder zur Erhöhung der delikaten Knusperigkeit sich in die Höhe winden lassen (siehe Abbildung 20). (Vergl. das Bild des A. Vicentino im Venediger Dogenpalaste, die Belagerung des Rivo alto durch Pipin den Kleinen, auf welchem solche Kreuzbrote erscheinen.) Zu diesen österlichen Kreuzbroten gehört vielleicht eine Form des Stralsunder »Osterwolf« (s. u., Abbildung 40).

Im (schwedischen) Småland spart man (nach Hammarstedt, Såkaka och Såöl, 266) die mit sogenanntem limp-deg (Teig für das profane weiche, limpa genannte Rundbrot) gebackenen Julkreuze mit griechischer Kreuzform auf his zum Karfreitag (dem Saetag), an welchem Tage diese Kreuzbrote in Fleischbrühe getaucht (ohne Fleisch) verzehrt werden (also noch mit Beobachtung der früheren kirchlichen Fastengebote) mit einem eigens zu Hause gebrauten Biere; also auch hierbei ist die germanische Mittwinterzeit (Totenfeier) maßgebend für die Wirksamkeit des am christlichen Karfreitag verzehrten Saatopfers in Gestalt des bekreuzten Brotes. Auch in Frankreich sind um diese Zeit solche Kreuzbrote üblich (Montelius in Prometheus, XVI, 281). In England werden heiße Kreuzbrote (Hotcross-buns*) nach dem Vorbilde der heißen Wecken (Hêt-Weggen, siebe Abbildung 35) der vorausgegangenen Fastenzeit in der Früh ausgerufen und verkauft, dort gelten sie auch als volksmedizinischе Mittel (gegen Fieber und Diarrhöen). Das Kreuzbrot ist die »Karfreitagssemmel« (Good-Friday-Bun) der Engländer, über welche die Vossische Zeitung 1902, Nr. 152, schreibt: »In gewissen Dörfern Englands wird die Karfreitagsemmel geradezu als Heilmittel genossen und gelegentlich auch dem Viehe verabreicht, wenn eine Seuche im Stall ausbricht. Gewisse Bäckereien erfreuten sich im vorigen Jahrhundert großer Berühmtheit wegen der dort am Karfreitag gebackenen Kreuzsemmeln. In der Vorstadt Chelsea stand vor hundert Jahren eine Bäckerei, die am Karfreitag von über 50.000 Personen besucht wurde, die keine anderen als die im Bunhaus gebackenen und mit Spezereien schmackhaft gemachten Semmeln genießen und nach Hause nehmen wollten. Der Aberglaube an die Kreuzessemmel spukt auch in einer alten Schenke im Quartier Bow im Ostende Londons. Das Wirtshaus trägt das Schild »Zum Sohn der Witwe«, deren einziger Sohn gegen den Willen der Mutter zur See ging, und zwar an einem Karfreitag. Die gute Mutter behielt eine Kreuzessemmel für ihren Jungen bis zum nächsten Karfreitag auf, als er da nicbt kam, reihte sie eine frische Semmel an die Schnur, aber er blieb verschollen, und nach dem Tode der Mutter haben die neuen Wirtsleute die Sammlung

*) Herr Professor Hoops in Heidelberg hatte die Güte, über die unsichere Etymologie des engl. bun zu berichten: „Gewöhnlich wird das Wort bun, das im Angelsächsischen nicht vorkommt, sondern zuerst 1371 belegt ist (cum uno pane albo, vocato bunne), mit provenzalisch bougno Schwellung, nordfranz. bigne zusammengebracht. Das Deminutiv dieses Wortes nordfranz. bsignet, bignet, prov. bougnets bedeutet nämlich „Pfannkuchen, Puffer“ und im Dialekt von Lyon soll auch das Simplex bugne oder bugni in diesem Sinne vorkommen. Dazu span. buñuelos = Pfannkuchen, Semmel. So Murray in New English Dictionary s. v. bun (1888) und zuletzt Skeat, Notes on English Etymology p. 25 (1901). Die Grundbedeutung des Wortes wäre dann ein aufgedunsenes, bauchiges Backwerk. Sprachlich ist diese Entlehnung des engl. bun, mengl. bunne aus dem südfr. bugne schon möglich, aber bei der Verbreitung des Wortes in den engl. Dialekten wäre doch auch germanischer Ursprung denkbar, obschon ich im Augenblick selbst keine entsprechende Anknüpfung und Erklärung wüßte.“

fortgesetzt, die jetzt 64 rauchige Stücke zählt. Alljährlich wird das Wirtshaus, das auch sonst guten Zulauf hat, am Karfreitag von Neugierigen und Durstigen in großer Menge besucht. Nach einer Überlieferung vermachte ein Londoner Bürger eine Summe Geldes, aus deren Ertrag alljährlich am Karfreitag 21 neugeprägte Sixpence und ebensoviel Kreuzessemmeln für 21 Witwen auf seinen Grabstein im Kirchhofe bei der Kirche des Bartholomäus im Smithfield, Londons Ostende, gelegt werden sollten.« Hier ist also die Kreuzessemmel ein deutliches Totenspendebrot, das man sonst auch wie die Braunschweiger Knappe-Krengel gegen häusliches Unglück in den Zimmern aufhängt. Auch auf den Grabsteinplatten in den römischen Katakomben ist die Kreuzessemmel oder das Kreuzbrot ein Seelenbrot (siehe Abbildungen 8, 9 und 11); sicher kam es aus Italien durch das Christentum als Totenspende mit dem als signum crucis gedeuteten dekorativen Innenkreuze und als antidämonisches Saatbrot nach Südgermanien und zu den Nordgermanen. Ein königliches Mandat vom Jahre 1252 verbot diese Kreuzbrote; trotzdem fuhren die zünftigen Bäcker fort, auf ihre Good-Friday-Buns das Kreuz einzutreiben, ehe diese in den Ofen kamen (Hazlitt, l. c. I, 283). Es ist dort auch allgemeiner Volksglaube, daß man solches Karfreitagbrot als Glück fürs ganze Jahr (also wie ein Julbrot) von einem Gutfreitag zum nächstjährigen aufbewahren soll. In Dorsetshire backt man für diesen guten Freitag Brotlaibe, die in die Räucherkammer gehängt werden, um das Haus während des kommenden Jahres vor dem Verderben zu bewahren. Ein wenig von diesem Gutfreitaglaib in Wasser eingeweicht, ist ein unfehlbares volksmedizinisches Mittel gegen Diarrhöe (l. eod.) Eine Abart dieser englischen Kreuzbrote sind sicher die cross-marked wafers = Waffeln mit einem Kreuze markiert (Hazlitt, I, 283), die wohl im 16. Jahrhundert dort aufkamen. Aus den unter den Weihnachtsgebäcken (l. c.) und hier unter Karfreitaggebäcken angeführten Belegen erhellt deutlich genug, daß die zur christlichen Osterzeit gebackenen Kreuzbrote auch ein die bösen Geister und üblen Vegetationsdämonen abwehrendes, für das Glück des Hauses und den Saatsegen verwendetes christliches Heilbrot, beziehungsweise ein Seelen- oder Totenbrot sind, dessen Kreuzfigur aber mit dem Sonnenkult in keinem Zusammenhange steht, sondern nur mit der Verwendung des christlichen Kreuzeszeichens als Apotropaeon sich erklären läßt, das am Karfreitag besonders leicht volksüblich geworden ist. Drei Kreuze auf den Brotteig gedrückt sind ein Mittel gegen Hexen. (Staub, l. c., 22.)

Ein sehr primitives Karfreitaggebäck waren ehemals die in Tölz (Oberbayern) üblichen sogenannten »Karfreitag-Häute«, hefelose, derbe, zähe, runde kleine Zelten oder Fladen mit blasenartig abgehobener oberster Rinde (siehe Abbildung 33), auf der Butter (früher wohl Lein- oder Hanföl) mit Salz oder Kümmel aufgestrichen wurden

(Salz und Kümmel sind antidämonische Gewürze). Diese Gebäcke gleichen den Broten der Araber, aus Durramehl hergestellt (nach Professor Sepps gefälliger Mitteilung). Über das hefelose Brot werde ich noch unten sprechen.

Sogenannte Kuchen des Karfreitags sind: Der Tiroler Ölkuchen, der mit Fastenöl (Hanföl, Lein-, Repsöl) hergestellt wurde, weil das tierische Fett (Butter) erst später als Fastenfett erlaubt war. Die alten Griecben benützten Olivenöl oder Sesamöl zur Bereitung ihrer Kucben, die sie deshalb σησαμίδες, σησαμίδα δηλοί (nacb der Insel Delos) oder ἴτριον nannten, und die der ἰτριοπώλης verschleißte. Es waren dies aber mit Olivenbefe bereitete Kuchen (Lobeck, Aglaopbamos, 1076, 1061). Im Schwäbischen und Badiscben gibt es Eierkuchen (15. Jahrbundert ayrkuch = liba fricatus, frittata; Diefenbacb, I, 326) als Gericht der eigentlichen Osterzeit; über diese werden wir noch unten sprechen. Hier wäre nur kurz auf das sogenannte »Antlaßei« einzugehen, ein in der Nacht vom Antlaßpfinztag zum Karfreitag gelegtes Ei, dessen Wert als sexuelle Kraft gewährendes Mittel vom Volke hochgeschätzt ist; außerdem gilt das Karfreitags-Ei auch als Mittel bei anderen schweren Krankheiten und Seuchen und soll sicb besonders lange gut erhalten (Arch. f. Schweiz. V. K. 1905, S. 146; Elsässer Wörterbuch, II, 665). Dieses vor dem Freitag gelegte Hühnerei siobert die Männer vor Leibschaden, Genital- und Blasenleiden und Impotenz (siehe meine Volksmedizin, S. 154). »Das Antlaßei ist im Kirchengebrauch zur Weibe nicbt begehrt,« sagt der genaue Volkskenner Pfarrer Schlicht in seinem Altbayernland. Das Antlaßei, warm aus dem Neste genommen, soll der mit einem Bruche (hernia; volksmedizinisch wird der Hodenbruch als Genitalkrankheit behandelt) Behaftete aussaugen, die Eierschalen sollen dann mit dem Urin desselben angefüllt und in die Hure (Rauchfang) gebängt werden, dann vergeht nach und nach der Bruch, sobald der Urin in der Scbale ausgetrocknet ist, das heißt sobald die Materia peccans verduftet ist. Auf der scbwäbiscben Alp bringt am Karfreitag morgens die Frau dem Manne ein gesottenes Gänseei über das Ehebett und bereitet ihm am selben Tage noch einen Eierkuchen (Birlinger, Aus Scbwaben, Sitten etc., II., 72). Der Zweck ist klar genug. Auch das Gründonnerstagei bat eine zauberhafte Wirkung, denn nach Praetorius (Blocksberg, 550) weisen die daraus ausgebrüteten Kücblein bei der Mauser alle Jahre neue Federfarbe auf. Die badiscbe Mutter verhackt die Buchstaben des großen und kleinen Alphabets ganz fein mit einem Karfreitagei und gibt es vor dem ersten Schulgange (beim Beginn des neuen Schuljahres auf Ostern) dem Knaben (!) zu essen, damit er lernkräftig werde (Mayer, Badisches Volksleben, 109; Myth. d. Germ., 310). Wenn am Karfreitag auf einem Schweizer Bauerngute kein brütendes Hubn, das heißt kein Karfreitagei vorbanden ist, so kommt der Bauer in kurzer Zeit um Hab und Gut (siehe Schweizer Archiv f. V. K., VIII,

269; vergl. auch M. Eysn, Das Antlaßei in Z. d. V. f. V. K. 1898, S. 340; Reiser l. c. II, 115); auch in Tirol gibt das Mädchen ihrem Burschen ein gekochtes Osterei (Wuttke, § 551).

Die Fruchtbarkeit liegt an diesem Tage sozusagen in der Luft. Am guten Freitag gibt es in Nordengland einen aus verschiedenen Ingredienzen bergestellten Kräuter-P u d d i n g, welcher Passion Dock genannt wird (Dock = Kornkiste, Hazlitt, II, 482), weil er in einem solchen oder ähnlichen Geräte gemacht wird, wobei daran zu erinnern ist, daß man im oberbayrischen Inntal ein Kruzifix oder Totenkreuz mit Saatkorn überschüttet (Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch, I, 318). In Niederbayern kehrte man ein Brot auf einem Kruzifix um, trocknete es, zerstieß es zu Pulver und mischte letzteres dem Brotteige zu, damit das Brot durch die Kraft des Kreuzes nicht schimmle (Panzer, Beiträge, II, 281). Das christliche Kreuz steht hier also als antizymotisches Abwehrmittel da, das auch für das Saatkorn verwendet wird. Damit erklärt sich auch vielleicht der Brauch in Schweden, das Julkreuzbrot in die Ackerfurche zu legen.

Ein Gebildbrot christlich-kirchlichen Charakters sind auch die sogenannten »H e r g t« (Herrgott) oder ungesäuerten Oblaten mit dem Bilde des Osterlammes, oder des auferstandenen Christus, oder des gekreuzigten Christus, welche in Thüringen verschenkt werden (Spieß, Idiot., 101). Ferner der sogenannte G r e d i n g der mittalterlichen deutschen Klöster, der an einem »Freitage« in der Fastenzeit an die Dienstboten verschenkt wurde unter dem priesterlichen Spruch: Crede mihi (mulier), (Glaube mir, Weib! Evang. Johannes, IV, 21).

Die Etymologie des Brotnamens ist: (1278) gred mich (Pfeiffers Germania, XV, 80); mndl. crede micke; mlat. credemica (anlehnend an mica = Brosamen, Du Cange); micke = momicke hrôt (Pfeiffers Germ., V, 80) = panis qui dicitur Gredmich, Gredemich (Voc. theut.); 1329 in pane Gredennih; 15. Jahrhundert ein phannen zelten in der breite als ein gredmich; 1458 greding; 1525 gredling (Schweiz, Id., II, 705); 17. Jahrhundert crede miki, ein niederrheinisches Klostergebäck; Flandern: Krickemicke.

Es scheint ein breiter Brotlaib gewesen zu sein, vielleicht ein Saatbrot an die Hof- und Klosterdienstleute.

In Liegnitz (Schlesien) wurden am Karfreitag mehr als 15.000 Menschen mit B u g g e n i t e n beschenkt; in Görlitz heißen sie »Pocheneten«, ein Frühjahrsbrot (auch Agnetenbrot genannt) aus ungesäuertem Roggenmehle (Weinhold, Schlesisches Wörterbuch, 13; Neues Lausitzsches Magazin, XXVIII, 17 ff.).

Daß es vor Ostern noch B r e z e l n in der Karwoche gibt, ist erklärlich. Im Würzburgischen hören mit dem Karfreitag die der Fastenperiode angehörenden sogenannten ausgezogenen Brezeln auf. (Nach gefälliger Mitteilung von Herrn Professor Brenner; Abbildung siehe Archiv für Anthropologie, III, 101, Fig. 20.) Nach Wuttke[3] 75, 353, ißt man im Schwäbischen am Karfreitag wie sonst in der ganzen Fastenzeit oder am Gründonnerstag die »gesalzenen Brezeln«, weil sie vor dem Fieber schützen sollen. Über die Bedeutung des Salzes

auf den Fastenbrezeln haben wir in der oben erwähnten Abhandlung über das Brezelgebäck, S. 97, schon gesprochen. Die Brezeln sind ein durch die Klöster eingeführtes Trauergebäck (Entsagungsopfer), welches den Totenarmring (bracelet) substituiert. In der böhmischen Bunzlauer Gegend backt man am Karfreitag die sogenannten Judasse (jidáše), welche die Form eines gedrehten Strickes oder einer gewundenen Stange haben, also ebenfalls unter die Brezelarten gehören (Abbildung siehe Arch. f. Anthropol., III, Fig. 26); volksetymologisch ist es natürlich das Symbol des Strickes, mit dem sich Judas erhängte. In der böhmischen Raudnitzer Gegend ist der »Judas« gewöhnlich eine böhmische Talken (kleiner glitschriger Knollen) mit Honig (s. o.) beträufelt (Český Lid, XIV, 146); sonst wird auch ein ringförmiger, flacher Judaskuchen in Böhmen »Judas« genannt. Vorwiegend sind sonst diese (meist böhmischen) Judasgebäcke auf den Karsamstag beschränkt. Über den »Judaswecken«, ein Gebäck der böhmischen Karwoche, werden wir weiter unten noch sprechen; jedenfalls erhellt auch hierbei der christliche Charakter dieses Karfreitagbrotes, das aus der Bibellegende seinen Namen erhielt.

Der Karsamstag (σάββατον ἅγιον, Dies vigiliarum,*) Nox angelica) heißt: Hoher Samstag, Taufsamstag, Judassamstag (J. P. Schmidt, Fastelabendsgebräuche, 37), Schulsamstag (Österreich); in Elsaß: stiller Samstag; in Westfalen: Paschabend; bei den Angelsachsen easter-æfen, Osterabend; sonst im Norden und bei den Russen der große oder stille Sonnabend; Marter-Sonnabend; franz. Samedi Saint, Grand Samedy; bei den Russen auch Färber-Sonnabend (wegen des Färbens der Ostereier); engl. Shitten oder Shutin Saturday (Grabschluß; Hazlitt, l. c. II, 543); ostfries. Husenbusen Saterdag (Hansbesen Sabbattag, Reinigungstag). Bemerkenswertester volksüblicher und kirchlicher Ostersamstagbrauch ist die Urfeuerbereitung, novus ignis de lapide excussus, Judasfeuer (Frühjahrsfeuer). Nach der Taufwasserweihe am Ostersamstag begann ehemals ein neues (jüdisch-christliches) Neujahr; bei dessen Beginn geht nur in Obersteier, wie sonst an anderen Orten am modernen Neujahr die wilde Jagd um (Weinhold, Deutsche Weihnachtslieder, 14).

Manche Volksgebräuche des folgenden Ostertages werden da und dort schon am Karsamstag antizipiert. Wenn zum Beispiel in Rom das Haus vor Ostern blank gemacht ist, wird auch das Bett noch mit weißen Linnen und Spitzen besonders geschmückt, der Tisch am Abend (wie die Tabula fortunae auf Neujahr) gedeckt, mit Blumen bekränzt und Eier, Salami und Pinza (siehe Z. f. ö. V. K. 1905, Suppl., S. 33), ein oben drei- bis vierfach in Kreuzform geteiltes, feines, eisattes Weißbrot, aufgetragen; dann kommt der Geistliche, segnet dies Ostermahl und besprengt alles im Hause mit Weihwasser. In Böhmen spritzt man am Karsamstag den Honig (s. o. S. 7), der bei der Bereitung des süßen Ostergebäckes übrig geblieben ist, mit

*) Die nächtlichen Gottesdienste vor Ostern sind heidnischen Ursprungs. Man beging sie hauptsächlich zu Ehren der chthonischen Gottheiten, da sich die Nacht (vergl. Weihnacht, Rauchnächte, Silvesternacht) besonders zum Totenkult nach dem alten Glauben eignete, daß sich die Totengeister oder Seelen besonders leicht in der Nacht einfinden (Lucius, Die Anfänge des Heiligenkults, 311).

einem Wedel auf die Zimmerböden, um die elbischen Geister in Gestalt von Wanzen zu vertreiben (Wuttke [3], 398). Im Konvent zu Tegernsee (vergl. die panes calendarii s. panes consuetudinales in natali Domini et in Pasca debiti, qui ex consuetudine praestantur in refectorio [Du Cange, VI, 131—132] und Z. f. ö. V. K., IX., 1905, Suppl. III, S. 22) gab es 1534 an diesem Tage bereits die sogenannte Propstsemmel aus feinerem Semmelmehle (Germ., IX, 199). Die Semmeln, das heißt die feineren Semmelmehlbrote, sind ein auf Ostern beliebteres Festgebäck gewesen. Auch in der griechisch-katholischen Bukowina werden schon am Karsamstag die zum Weihen in der Kirche bestimmten Speisen zurechtgelegt; dazu gehört vor allem das Osterbrot, das dort »Pasca« heißt; es wird schon an diesem Abende ein Pasca in kleine Stücke zerschnitten, ein ganzer Pasca aber zur kirchlichen Weihe für den folgenden Tag bereitgestellt. Die zerschnittenen Stücke dieses Osterbrotes werden dann mit den anderen Eßwaren in einen Milchkübel gefüllt oder in einen Korb mit anderen abergläubischen Sachen (Lappen, Kastrationsschnur, durchlochte Steine, Kräuter etc.) gelegt und dann am folgenden Tage zur kirchlichen Weihe getragen (Beilage zur Allgem. Ztg. 1901, Nr. 79, S. 3). Diese Parascheve ist in ähnlicher Weise in allen katholischen Gegenden Deutschlands noch üblich. Man sieht deutlich, wie die christliche Kirche das ganze Osterfest beherrschte und in ihrem Sinne und nach ihrer Tradition ausgestaltete.

B. Der Ostertag.

Jüd. Chag Ham-mazzoth, der Tag der ungesäuerten Brote. Dies azymorum, Dies paschalis, Pascha bonum carnosum, Rex dierum, festivitatum et celebritatum, celebritas, Dominica gaudii, Dies regalis. Nur die mittel-, west- und süddeutschen Stämme und die Angelsachsen kennen „Ostern“, die übrigen, später christianisierten Stämme entlehnten die Festnamen aus dem Judentum. Gotisch: Paska; altsächsich: Pasca, Pascha; ndd.: Paskedag, Paschen-, Pasken-, Pausken-, Päsche-Dag; altfries.: Pascha; nordfries.: Puask; westfries.: Peeske; neuniederl.: Paasch (f.); altnorweg.: Påskir; dänisch: Paaske; bayer.: die Ostern, Ostersonntag, Ostertag, Rote Eier-Sonntag, Fladensonntag; Upstandinge, Urstende. Bei den griechisch-orthodoxen Russen das vornehmste und größte Fest des ganzen Jahres, „Ostern ist breiter (vornehmer) als Weihnachten“. „Ostern ist nur einmal im Jahre,“ sagt der Russe, dessen Kirche den Ostertag ebenfalls nach der jüdischen Mondjahrrechnung festsetzt, das heißt Ostern fällt auf den Sonntag nach dem Frühlingsvollmonde.

Das deutsche »Ostern« (ahd.: ôstrâ; ags.: eóstre) bedeutet eigentlich die Zeit, in der die Sonne genau wieder im Osten aufgeht. Damit begann also in dem zweimal geteilten Jahre der vom Judentum beeinflußten christlichen Kirche das Großsommer-Semester und damit führte die christliche Kirche ein jüdisches Neujahr ein.

Das mosaische Jahr begann mit dem Passahfeste in der Fruchtreife des Frühlings; der erste Monat im Frühling war der Nisan; mit dem Frühlingsneumonde des Monates Nisan begann das jüdische Neujahr, am Frühlingsvollmonde dieses Nisan feierte man Passah. Der Ausgangstag für die Zeiteinteilung der alten Ägypter und Babylonier war der Vollmondtag, mit dem auch der jüdisch-biblische Sabbat zusammenhängt. Prof. Mahler

wies anf dem elften internationalen Kongreß für allgemeine Religionsgeschichte 1904 auf die merkwürdiga Tatsacha hin, daß dar Auferstehnngstag des ägyptischen Gottessohnes Horns mit dem des Gottessohnes Jesus Christus znsammenfalle (sieha Hess. Blätter f. V. K., III, S. 202). Jedenfalls ist dia Zeitbestimmung des Osterfestes nach der Mondjahrrechnung arfolgt nnd damit war ein Gegensatz zum germanischsn Sonnenjshr gegeben. Außerdam ist die Bezeichnung „Ostern" gerade hal den nordgermanischen Völkern, dia doch einen ansgesprochenen Sonnenkult hatten, nicht ühlich. Dsmit fällt such die angebliche altgermanische Göttin Ostara (oder Eóstra Baedas), welche man ans etymologischan Gründen aus der althsyrischen Astaroth des Berthold von Regensburg († 1272) wieder anflehen lassen wollte, von selbst weg.

Ostern sind die Tage der heiligen Urständ (16. Jahrhundert), der Auferstehung Christi, die in dieser Frühjahrszeit nach jüdischem Vorhilde gefeiert wurde (Weinhold, Monatsnamen, 52), oder der Aufgang der vom Kuckuck verkündeten wärmeren Jahreszeit, der mit Blumenopfern, Flußopfern,*) Freudenfeuern, Osterritten, Reigentanz und Spiel (sogar mit Aderlaßlätitien)**) hegangen wurde wie eine Hochzeit, die der glückliche Freier mit der von ihm ins Land gefübrten (Oster-, Frühlings-)Sonne hält. »Die Osterhräuche erklären sich aus dem F r ü h l i n g s f e s t e, das den Germanen, wie allen Völkern eigen war, das aber auf keine bestimmte Gottheit zu beziehen ist.« (Golther, Mythol., 488.) Zu diesen Ostergehräuchen gehört zum Beispiel das hei den Slawen, beziehungsweise Wenden und deren Nachharn übliche ö s t e r l i c h e Aufpeitschen (»Eierpeitschen, Schmeck- oder Schmack-Ostern«; von: Schmicke = Gerte, Rute***) der Mädchen (bei den Deutschen Hedwig-Peitschen oder Hêtweggen ûtstuppen in der Frühlingsfastenzeit, Auffitzeln oder Aufkindeln in der Weihnachtszeit = muliebria virga contingere).

Das österliche Neujahr, das sichtbar ein fremdes, hereingehrachtes war, macht als solches sich im wirtschaftlichen Volksleben Deutschlands nicht recht hemerkhar. Das Hausgesinde, die Gemeindehirten, die Flurrechte, die Hausmieten sind fast unbeeinflußt; Losen und das Hexenvertreiben ist sehr selten beobachtbar, nur die Deputate und gestifteten Reichnisse der Geistlichkeit und Klöster sowie die von letzteren festgesetzten Schulferien machen sich in dieser Zeit mehr hemerkbar. Alles übrige ist alter Frühlingskult oder rein christlich-kirchlichen Ursprungs. Bei keinem Jahresfeste macht sich der jüdisch-hiblische Einfluß auf den Volksbrauch so hreit als gerade beim Osterfeste. Die griechisch-katholischen Kleinrussen, welche auch viele altertümliche Bräuche des vom Judentum stark beeinflußten Christentums hewahrt haben, haben außerdem auch auf Ostern Züge des Geisterwesens und sogar einer österlichen Totenfeier, wie sie sonst

*) Vergl. außerdam dia Sagen von der weißen Fran am Wasserquell, von der Osterwäscherin (Schell, Bergische Sagen, II, 34), von dem Osternachtspiele der Nixen im schwarzen Teiche (Sächs. Sagenbnch, 377).

**) Der bayarische Bischof Adalpero starh 972 nach einem Oster-Aderlasse.

***) In der ehemals wendischen Uksrmark am Ostermontags in Pommern „Osterstiepan" genannt. (Manhardt, Waldkult, I, 253, 264; vergl. auch Hsgelstange l. c. 225 ff.)

auf germanischem Boden nur am Neujahrs- und Weihnachtsfeste und sonstigen Neujahrstagen nachweisbar sind; denn während der Osterfrühmesse kann man dort im hinteren Winkel den Hausgeist (Domovoj) schauen, und am Osterdienstag, »dem Osterfeste der Toten«, gehen diese zum erstenmal im Jahre auf die Erde herunter (die anderen zwei Tage sind die Zeit der Getreideblüte und der Tag der Verklärung Christi). In der zweiten Woche nach Ostern, sogenannte Thomaswoche (s. u.), atmen die verstorbenen Eltern Wärme aus dem Grabe und am Montag dieser Thomaswoche besuchen die Kleinrussen die Gräber (Yermoloff, 161, 165, 166). Bei den Germanen findet sich dieser Totenkult in der Frühjahrszeit an dem Totensonntag in der schon vorausgegangenen Fastenzeit. Im deutschen Volke fehlt aber auch das Auftreten der wilden Jagd auf Ostern (mit Ausnahme von Steiermark, welche Ausnahme nicht dagegen spricht). Im Oldenburgischen gehen Seelen als sogenannte Widergänger um (Wuttke [3] § 83) und in der Osternacht kann man auf Kreuz- oder Totenwegen den Teufel beschwören (l. c. § 384), in Sachsen erscheint das Bergmännlein auf dem Hochwalde (Sächs. Sagenbuch, 195); solche Sagen finden sich aber auch an anderen deutschen Neujahrstagen und sind sicher nur Übertragungen auf die Osterzeit.

Die Opfertiere der Osterzeit sind hauptsächlich nach biblischem, das heißt jüdischem Vorbilde das Lamm und das Zicklein (Kitz). Der schon in ahd. Zeit (ostarfriskinga*) auftretende Osterfrischling war eine kirchliche Zinsabgabe, deren die Klöster bedurften.

Der griechische Patriarch Nerses († 1175) beschreibt ein Osterlammopfer, das die griechischen Christen nach jüdischem Vorbilde noch lange schlachteten. Der Priester segnet das (Dämonen vertreibende) Salz mit dem Zeichen des Kreuzes unter Rezitation von Psalmen und Gebeten, denn gibt er dieses geweihte Salz dem Lamm zu lecken, wodurch dieses Opfertier von innerlichen Dämonen gereinigt werden soll; nach den Erfahrungen der Opferanatomie mußte dieses zum Opferdienste ohnehin schon als zugelassen geltende Tier für das Gottheitsopfer noch besonders gereinigt werden, dann erst erhielt es den Nackenstich. Nerses verdammte den Volksbrauch, auch das Lammblut zu sammeln und zu essen oder die Türschwellen mit Lammblut zu beschmieren. Ein Byzantiner des 11. Jahrhundertes behauptet, daß die Armenier ein Kreuz nur dann als geheiligt zuließen, wenn es vorher in ein Opfertierblut eingetaucht worden war (L'Anthropologie 1903, S. 60). Beim samaritanischen Passahfeste auf dem Berge Garizim bei Nabulus betrug die Zahl der daselbst geschlachteten Lämmer sieben. Der alte Opferritus ist noch treu bewahrt, aber die frühere Sitte, daß Väter und Mütter an ihren Kindern und selbst an Säuglingen mit dem Opferblute einen Strich von der Stirn bis zur Nasenspitze machen, wird nur noch heimlich geübt (Archiv f. Relig.-W., VIII., 295).

In Italien ruft man sich auf Ostern wie eine Art Neujahrsgruß: »Buona Pasqua!« zu. In den Fleischerläden hängen die Lämmlein und Zicklein mit frischem Lorheergrün geschmückt (Beilage zur

---

*) Ahd.: freiscing; indog.: praiskino: altfranz.: fresange = frisches, junges Opfertier, nicht ausschließlich etwa junges Schwein, sondern auch junges Schaf oder junger Ziegenbock; daher das Wort auch zur Erklärung eines alttestamentlichen Opfertieres verwendet wird, ohne daß man deswegen mythologischen Hintergrund anzunehmen nötig hat (Heyne, l. c. II, 181).

Allgem. Ztg. 1904, Nr. 93). Im Böhmischen gibt es gebackenen Kitzlbraten mit frisch-grünem Rapunzel- (oder Nüßl-) Salat schon am Karsamstag (John, Sitten, 65). Im Mittelalter fand ebenso wie bei den griechischen auch bei den römischen Katholiken eine Benedictio ovorum paschalium, a g n i p a s c h a l i s quorumcumque comestibilium statt: »ne daemones aliquid potestatis sibi in eo usurpare possint« (Pfannenschmid, Weihwsser, 142), welche sich sicher auf ehemals heidnische (wenn auch nicht germanische) Gebräuche bezog, die von der christlichen Kirche durch ihre Weihen patronisiert wurden.

»Walafried Strabo (de reb. eccl. 18) und ein handschriftliches Rheinauer Rituale aus dem 12. Jahrhundert schreiben dem Meßpriester vor, das am Osterfeste in die Kirche geführte Lamm mit Weihwasser und unter einer Gebetformel einzusegnen, in welcher es heißt: »Segne Gott dieses Fleisch, das wir in Deinen Ehren genießen wollen.« Daher war es im alten Siechenhause zu St. Jakob bei Basel bis zur Reformationszeit Sitte, daß dem Geistlichen, wenn er hier zu Ostern den Gottesdienst abhielt, nach beendeter Messe ein Lamm im Wirtshaus zugerichtet ward (Basler Neujahrsblatt 1833, 22). Es war dies zwar ein Notversuch, das (germanisch-heidnische) Bocksopfer zu verkleiden in der Form des jüdisch-christlichen Påschahlammes; jedoch er mißlang und die Kirche selbst berichtet es, wie oft der altsinnliche Paganismus die ihm zu enge Form des christlichen Mysteriums wieder durchbrach. Der im 13. Jahrhundert zu Heisterbach bei Bonn lebende Mönch Cansarius erzählt einen solchen, in dortiger Gegend von ihm selbst erlebten Fall, wie das Landvolk zu Kirchherten einen bändergeschmückten Osterwidder wie ein Götzenbild auf einer Bühne feierlich ausstellte, umtanzte, dem besten Tänzer zum Preise schenkte, um ihn dann in Gemeinschaft zu verschmausen. Vergebens hatte der herbeigeeilte Priester abgemahnt und mit allen Heimsuchungen gedroht; erst nachdem ein plötzlicher Hagelschlag erfolgte, zerstreute sich die Masse.« (Rochholz in Illustr. Ztg. 1868, Nr. 1293, S. 250.)

Der Osterfrischling war schon in ahd. Zeit eine Stift- oder herkömmliche Zinsabgabe an die Klöster. Ahd. österstuopha in melle sivein paltenis persolvenda (Grimm, DM[4] II, 651, III, 131, Quitzmann 131); zu: stuophs, vergl ags.: stofun = stipes (stips). Steinmayer, ahd. Gl., II, 597.)

»Der bekehrte Germane war verpflichtet, unter den an die Ortskirche zu leistenden Gefällen das Osterlamm zu zinsen; dies war ein halbjähriger, aufgefütterter Hammel, Schaffrischling genannt, der den Wert zweier anderer Lämmer hatte und zum Entgelt für den kirchlich verabreichten Osterwein entrichtet wurde. Dies besagen die Lauresheimer Urkunden: ad osterstôpha friskingam ouinam und noch häufiger erwähnen die Monumenta boica dieser kirchlich gezinsten friskingae, ostar- und grasfriskingae. Derlei hat nun mancherorten ausnahmsweise sich solange fortbehalten, daß zu Schillingen bei Trier erst das Visitationsprotokoll vom Jahre 1712 eine kirchliche Abgabe

(stuopha = Stift) abstellte, die daselbst bis dahin unter folgendem Namen entrichtet worden war: der Osterbock für die Taufe des ersten Kindes (vermutlich damals in der Osterzeit), hircus paschalis pro primo infante baptizando (Simrock, Myth., 407 *). Allein dieses der Kirche gezinste Tier wurde zugleich auch kirchlich geschlachtet.« (Rochholz in Illustr. Ztg. 1868, Nr. 1293.) Von dem geweihten Osterlammfleische sollte man im Schwäbischen genießen, um für allerlei Menschen- und Viehkrankheiten, die durch Zauberei veranlaßt sind, zu helfen (Birlinger, l. c. I, 428); ebenso sollte man dieses Fleisch, wie in Oberbayern der Kalbskopf gegen Kälberseuchen im Kamine, so auf Ostern gegen das gelegte Malefiz ober der Haus- oder Stalltüre einmachen. Aus dem Ganzen erhellt aber, daß weder das Osterlamm noch der Osterbock ein Vegetationsdämon sein konnte, sondern ein jüdisch-biblischem Vorbilde von der Kirche eingeführtes rituelles Opfer in der Osterzeit, das durch das Osterlamm **) sogar auf Aderlaßschüsseln ***) ausgedrückt wird (Bozener Volkskunde-Museum). Wenn man am Ostersonntag in die aufgehende Sonne schaut, so sieht man in der Scheibe der Sonne das Osterlamm springen (Knoop, Posener Sagenbuch, S. 327). Bei den Polen sieht man am Karsamstag ein Lamm mit einer Fahne in den Strahlen der Sonne sich baden. Im Kreise Kempen ist am Ostertage zweimal ein Lamm in der Sonne zu sehen, bei Sonnenaufgang ist es ein weißes, bei Sonnenuntergang ein blaues (l. eod.). Ich halte diesen Zug für eine Übertragung des Weihnachtsglaubens. Auch auf Weihnachten (Neujahr) sieht man den Himmel offen und zeigt man das goldene Schweinchen als Sonnenreflex an der Wand. Dem heidnischen »Mundus patet« wird der christliche offene Himmel gegenübergestellt. An Stelle des Osterlammes (Osterbraten, Paschahbraten) trat der Osterwidder, der Osterbock (Kitz †), hircus paschalis, Osterochse (Birlinger C. c. II., 81, 82; Wuttke, § 425), Osterstier, Osterkalb, Kalbskopf etc. Daß es sich bei dieser Schlachtung um eine kultusähnliche Handlung handelte, belehrt uns der Ausdruck »Oster-Sax«, Osteropfermesser (Simrock, Handb. d. Mytholog. [4] 377). Nach gefälliger Mitteilung des Herrn Pfarrers Ghedina in Steinberg wird in Rauris (Tirol) auf

*) Auch im Allgäu wurde für den Osterbock für das erste Kind, das zu Ostern zur Taufe kam, Geld geopfert (Reiser, l. c. II, 235).

**) Aus den Knöcheln des zu Ostern geschlachteten Osterlammes machte man 1657 Kinderspielwürfel (Alem. Kinderlieder, 447). Die Würfel erinnern an das Losen beim heidnischen Kultopfer (Augurium).

***) Vergl. auch Rochholz in Illustr. Ztg. 1868, S. 250; Schweizer Idiotikon, III, 1271. Der Osteraderlaß hatte, wie jeder zeitlich fixierte Aderlaß, sein „Lätizl".

†) Wenn am Harz in das Osterfeuer früher ein Bockshorn geworfen wurde, so kann dies (nach Mannhardt, Feldkult, 2, 179) der verbrannte Getreide- oder Korndämon gewesen sein (also dann kein Bocksopfer), das gleiche gilt vielleicht auch vom Eichhörnchen, das in Köln ins Osterfeuer geworfen wurde (Wolf, Beitr. I., 74; Liebrecht z. V. K., 260).

Ostern ein lebendes Osterlamm mit den übrigen Osterspeisen in der Kirche geweiht. Auch in der dem Kloster Benediktbeuern gehörigen Jachenau wurde bis 1854 ein Osterwidder, mit vergoldeten Hörnern und Buchszweigen geziert, nach der kirchlichen Weihe von den Gemeindemitgliedern verzehrt (F. Dann, Bausteine, I., 224). An manchen Orten in Österreichisch-Schlesien wurde auf Ostern ein Lamm gebraten und gemeinsam verzehrt (Vernaleken 302). Selbstverständlich konnte an Stelle des Osterlammes auch ein anderes Tier (zum Beispiel Hase) oder eine Naturalleistung gezinst werden (zum Beispiel Honig, Wein, Spelt? Heyne, l. c. II., 181, oder bei den Slawen auch ein Tuch, paltema, paltena, siehe Beiträge zur Anthrop. Bayerns, XVI, 14).

Was früher gemeinsam geweiht und verzehrt worden war, das ließ sich später der einzelne Hausstand in Körben zur kirchlichen Weihe gebracht zu Hause schmecken. Die mit dem Ostersonntag verbundenen vegetabilischen Speisen (15. Jahrhundert Paschahkost, Paschespeise), das heißt die Kultgebäcke des Ostertages sind: 1. Der an anderen germanischen heidnischen Festtagen (Neujahr, Jul, Martini, Michaeli etc.) übliche Hirsebrei, das uralte Seelenopfer, fehlt am Ostertage des jüdischen Christentums auf germanischem Boden ganz; wenn es wirklich ein germanisches Osterfest gegeben hätte, so würde er gewiß in der Speiseordnung des Volkes am Ostertage nicht fehlen, da er sehr hartnäckig an hohen germanischen Festtagen erscheint. Die auf Ostern übliche Eiersuppe (1782 »Ostersuppe« Sachsen), die gelbe Sauermilchsuppe (»schwedische Suppe«), welche aus Bier mit Semmelbrocken, Eigelb und Milch abgerührt besteht, ist kein Breisubstitut, sondern eine Variation der österlichen Eierspeise, die heute oft nur durch Safran markiert wird, zum Beispiel in Oberbayern durch safrangelbe Fadennudelsuppe. Über die Bedeutung des Ostereies werden wir noch sprechen. Im heutigen Rom wird das Ostermahl mit obligater Eiersuppe, einem Osterfladen, von dem die ganze Familie acht Tage lang leben kann und mit einem gerösteten Zicklein gesegnet (Scheible, I. c. VII, 901).

2. Das Osterlaibl, ein kleiner Brotlaib, der im böhmischen Angel- und Elbtal, Österreich, Bayern und Elsaß üblich ist, wird in Deutschböhmen jedem Dienstboten am Ostertag zum festlichen Lammsbraten gegeben (Z. f. ö. V. K. 1902, 226; Vernaleken, Mythen und Bräuche im Volke Österr., 301; Elsässer Wörterb., 1, 543; Lippert, Christentum, 679; Rochholz in Illustr. Ztg. 1868, 250).

3. Das meist kirchlich geweihte und meist auch weißmehlige, weizene Osterbrot (engl.: easterbread; dän.: paaskebrød) führt verschiedene Namen und Formen; auch ist es im 14. Jahrhundert meist noch ungesäuert nach jüdisch-biblischem Vorbilde; vielfach sind es Fladen (siehe Abbildungen 23, 27. 32, 41, 42, 48, 73—76, 78—88) mit tiefen rautenförmigen Einkerbungen (Prickelungen), welche sicher nur Verzierungen in des Fladens runder Kreisform sind und auch die süße Honigauflage besser

festhaften lassen. Im Sächsischen durfte 1782 das »Osterbrot« niemals aus Roggenmehl, wie das alltägliche Brot, sondern nur aus (weißem) Weizenmehl gebacken sein (Germershausen, Die Hausmutter, I, 388). Dieses geprickelte oder auf seiner oberen Seite gestichelte Brot scheint der uralte germanische Opferfladen gewesen zu sein; denn diese Form geht unter verschiedenen Namen durch die ganze germanische Welt. Ags.: pricked bread = panis punctus s. speciarius, re aliqua respersus (Du Cange, VI, 135); altgerm.: prick, ndt prikkelen; dän.: prikken = sticheln; ags.: pricion; schw.: pricka = punktieren, stecheln; engl.: to prick, stechen mit dem Stachel, Präckel oder Prickel, mit den stechenden Zapfen eines Kammes oder einer Raffel (Kluge [6], Schmeller, I, 467; Dähnert, Plattdeutsches Wörterbuch, 358, 359); schwed.: half-stacke-bröd (Feilberg, Jul. [2] 184), ein flaches Julbrot, das nur auf der einen Hälfte (Oberfläche) gestichelt ist, stack = das Stechgerät (gefällige Mitteilung des Herrn D. Feilberg); meist ist es heute ein Osterfladen. Ein Vorläufer des gestichelten Prickelbrotes wird das nur mit den Fingerspitzen »gepipte Brot« gewesen sein, das die elbischen Dämonen scheuen, weil dadurch Böses abwehrende Zeichen sichtbar werden. Die Waldweibchen sprechen: »Pip' kein Brot, schäl' keinen Baum, erzähl' keinen Traum, back' keinen Kümmel ins Brot, so hilft Dir Gott in aller Not (Köhler, l. c. 464; Kühnau, 40). Solche Verbote tun offenbar die Waldgeister nur um ihrer selbst willen. Jedenfalls beweisen solche Volkssagen das hohe Alter der Brotstichelung, die aber nichts spezifisch Österliches ist. In Bayrisch-Ried (Flotzheim) wurde ein solch gepiptes Brot am längsten aufbewahrt und zuletzt gegessen, es ist wie ein Neujahrsbrot das ultimum refugium, wenn eine Feuersbrunst entsteht; dann muß man den gepipten Vorback vor allem ins Feuer werfen; in Wittesheim muß dieses durch einen Juden geschehen; in der Oberpfalz heißt es, daß dieser das Umsichgreifen des Feuers abhaltende gepipte Brotlaib nicht verbrennen könne (gefällige Mitteilung des Herrn Pfarrers Sturm in Flotzheim). Nach dieser Abschweifung kehren wir wieder zum Osterbrot zurück.

Aus dem 13. Jahrhundert erwähnt Du Canges Gloss, VI, 134: panes de paschate, qui vocantur tortelli (Törtlein ?); im 14. Jahrhundert heißt der Ostertag der ungeteismoto broten Tag, der hochzitlichtag, so man ungeteismet brot isset, der da heisset ôstertag; festum azymorum, qui dicitur pascha (Kluges Zeitschr., II, 182); 1432 ist der Ostertag mit asyma (azyma) panis sine fermento glossiert (Diefenbach, l. c. I, 64, II, 45; Frommann, Die deutschen Mundarten, IV, 292). Eine Verordnung des Lüneburger Rates aus der Mitte des 15. Jahrhundertes (Liber Memorialis, 15) lautet: »Nemand scall backen wegge, semmelen, schonroggen, junckfrouwenbrot (siehe S. 5) unde krudebrot, so man backet tegen de Paschend sy eyn becker to Luneborgk« (gefällige Mitteilung des Herrn Reinecke). 1785 gingen die Kinder im thüringischen Mühlhausen am Sonnabend vor Palmarum (Palmsonntag) zur Brotlaube und empfingen daselbst auf Stadtkosten das sogenannte Osterbrot, ein Spaltgebäck ganz gleich den süddeutschen Eierweckeln (siehe Fig. 21). Das eben erwähnte grüne

Kräuterbrot (Krudebrot), das wir schon oben beim Gründonnerstag und Karfreitag besprachen, sollte den Vegetationssegen der Frühjahrszeit bekunden und desselben teilhaftig machen. Das nach jüdischem Vorbilde hergestellte ungesäuerte Osterbrot verlangt dagegen eine nähere Besprechung; dasselbe ist als solches natürlich weit älter als das mit Hefe oder Sauerteig versetzte, obwohl es schon in ahd. Zeit Bärm- oder Hefenbrot gegeben hatte.

»Der ungesäuerte, in der Asche des Herdes gebackene Brotkuchen (Aschkuchen) ist in Europa eine uralte, wahrscheinlich über die Sonderexistenz der Einzelvölker hinausgehende Erscheinung, die allmählich durch die hinzugekommene Kunst der Säuerung vervollkommnet wurde« (Schrader, Reallexikon, 114). »Am frühesten geht die häusliche Tätigkeit des Brotherstellens über in Gewerbsformen in Ägypten; hier lernten auch die Juden den Sauerteig kennen; dann kam er vor dem 5. Jahrhundert vor Christi zu den Griechen, im 2. Jahrhundert zu den Römern. Die Westgoten des 4. Jahrhundertes nach Christi, die Alemannen, Franken, Bajuvaren, Angelsachsen des 7. Jahrhundertes kennen Wort und Sache. Die Westgermanen aber müssen den Sauerteig unabhängig von den Ostgermanen kennen gelernt haben; denn sie haben ein anderes Wort dafür. Gotisch: beist = ahd.: deismo; ags.: dhœsma; die Goten haben unbedingt den Sauerteig von den Griechen kennen gelernt, die Franken etc. über Gallien (daher noch Franzbrot*) von den Römern« (O. Benndorf im Eranos Vindob., 375). Die Erinnerung an das ältere ungesäuerte Brot bewahrten auch die römischen und jüdischen Opferpriester. Bei den Römern durfte der Flamen Dialis die farina fermentata, fermento imbuta nicht einmal berühren (Arch. f. Relig.-W., VIII, Beiheft, S. 29; Schrader, l. c., 112); namentlich war es den Jupiterpriestern verboten, gesäuertes (also relativ neues, damals noch nicht allgemein übliches) Brot zu essen (Friedreich, Symbolik, 694); auch in der römisch-katholischen Kirche muß noch nach jüdisch-mosaischem Vorbilde die Hostie aus ungesäuertem Teige hergestellt sein.

In Deutschböhmen war um 1400 das ungesäuerte Brot noch das alltägliche (Tille, Deutsche Weihnacht, 47); auch in Schweden war noch im 16. Jahrhundert das ungehefelte oder ungesäuerte Derbbrot das volksüblichere; erst dann kam das sogenannte Würzbrot, das heißt mit Bierwürze (Hefe) versetzte Brot mehr auf; aber sicher schon zur ags. Zeit muß es mit Bierhefe oder Sauerteig versetztes gesäuertes Brot gegeben haben: ags.: gehafen hlaf = panis fermentatus; panis acrozimus saxonica gescorid, Du Cange, VI, 130; dazu schwed.: sirade bröd — osyrade bröd; dän.: suur brod = ἄρτοι ζυμῖται des Xenophon (Anabasis, VII, 21).

*) Schon Plinius (Hist. nat, XVIII, 68) schrieb: „Galliae et Hispaniae frumento in potum resoluto (Bierhefe) spuma ita concreta pro fermento utuntur, qua de causa levior illis quam ceteris (scil. Germanis) panis est." Dies ist wohl das durch die christlichen Klöster aus Gallien (Frankreich) nach dem Rhein gebrachte feinere Franzbrot (1291) panis francicus, Du Cange, VI, 133; Kluge[6], 122.

Dieses mit Hefe (Bierhefe) oder Sauerteig versetzte, leicht säuerlich und bitter schmeckende, vom zünftigen Sauerbäck (1427 sawrpeckh; Heyne, l. c. II, 269) hergestellte Brot stand im Gegensatze zum Derbbrot oder Süßbrot (ahd.: dërp; an.: thjarfr; ags.: theorf = ungesäuert; ahd.: derpi = lagana (Fladen), panis latus et tenuis. Steinmayer, ahd. Gl., IV, 259; 1420 derp vel suss brot = azimus; mndl.: taerwynbroed; mnd.: derfbrôt; flander. tarwe broodjes); dies ist der Osterfladen ehemals gewesen, der nach biblischem Vorbilde ohne Hefe bereitet wurde; es war ein ohne Deisam — der Deistler bereitete das Deistelbrot (ahd.: deismo; ags.: Thaesma) — hergestelltes Brot (14. Jahrhundert der ungeteismoten brote tag, Kluge Z., II, 182; 1440 ongeteisemt brot = azimus, Diefenbach, I, 64); dasselbe entsprach dem »ungebillten Brote« (ahd.: unkebilot = ungibillôt brot = panis azymos; Schrader, l. c., 113; Diefenbach, I, 64; bill = bilis, Galle, Hefe, siehe mein Krankheitsnamenbuch, S. 43), ein nicht bitteres, das heißt hefeloses Osterbrot; an den Hefegeschmack muß man sich erst gewöhnen; daher erscheint in ahd. Zeit das gehefelte Brot noch als gallig bitter. 1787 ist dieses ungesäuerte, aber mit Essig zu einem Brei gekochte Kultbrot ein Mittel gegen das Seitenstechen; das Kultmittel wurde zum medizinischen Mittel wie oft in der Volksmedizin (Schmidt, Mieser Kräuterbuch, S. 59). Bezüglich der Form des Osterbrotes ist noch zu erwähnen, daß, abgesehen von der runden, flachen, gestichelten und geschrüppten Fladen- oder Zeltenform, dasselbe auch manchmal zwei- bis dreilappig ist, wie das Blatt des sogenannten »Kuckucksbrotes« (Sauerklee, Oxalis acetosella) auch die dreilappige Malvenfrucht führt den Namen »Gugger-Brot oder Laible«, weil sie wie ein Osterlaib dreilappig gefächert ist (Rolland, Flore populaire, III, 107). Im schweizerischen Fricktal hat der Osterfladen oder das Osterbrot einen Vogelkopf (Frühlingsbote, Rochholz, Illustr. Ztg. 1868, S. 383) und heißt ebenfalls »Guggusbrot« (mlat.: cuculo-panis = guggulium, panis kukuli [13. Jahrhundert] = alleluia »Osterblume«, Steinmayer, ahd. Gl., III, 496). Nebenbei erwähnt, kommt nach der Volkssage in Steiermark in der Osternacht das Himmelbrot wie ein biblischer Mannaregen vom Himmel herab. Söhns (Pflanzensymbolik, S. 48) erklärt diese Sage so: »Nach einem heftigen Regen werden oft die flachliegenden kleinen eßbaren Wurzelknollen der Feigwurz (Ficaria ranunculoides) in größerer Menge sichtbar bloßgelegt und bedecken weithin den Boden; ungeahnt und plötzlich, wie vom Himmel gefallen, sind sie da, als ob der Herrgott selbst sie nächtlicherweile auf die Erde ausgestreut hätte.« Das Ansbacher Osterbrot ist ein einfaches Osterlaibl (Rundstück). Andere Osterbrote tragen das Opfersymbol (Ei, Eichel, Zierschmuck, Laubschmuck, Opferbeeren, Osterlamm, Osterhahn, Saathahn etc.) als Oberflächenbelag, oder sie sind wie das Osterlamm mit einem Siegesfähnlein ausgestattet. Das oberbayrische und Schwarzwalder »Hahnenbrot« ist vielleicht das Bild des Vegetationsdämons (Saathahn). Über

die Bedeutung des Saathahnes, ob Opfer, Seelenhahn oder Frühjahrssymbol, ist man noch nicht einig; doch möchte ich mich nach Analogie anderer Vogelgebäcke eher für das in Teig geformte Substitut des Leichen- oder Seelenhahnes entscheiden, das später dann auch in das Frühlingsvogelgebäck ausgeartet sein kann. Im niederdeutschen Kloster Altenbodiken hatte dieses Paaschbrot Harfengestalt (mnd.: harpenbrôt; Schiller-Lübben, II, 209), wobei daran zu erinnern ist, daß nach Lobeck (Aglaophamos, 706) in den Opferkästen des Lichtgottes Apollo auch πέμματα ἐν σχήματι λύρας τε καὶ τόξου καὶ βελῶν als Gottheitssymbole niedergelegt waren; doch ist es kaum wahrscheinlich, daß solche antikklassische lyraartige Formen bei dem ndd. Harfenbrote*) vorlagen; vielmehr dürfte damit der d r e i e c k i g e »Schönroggen« gemeint gewesen sein, den wir in der obenerwähnten Lüneburger Ratsverordnung des 15. Jahrhundertes als Ostergebäcke bereits kennen gelernt haben; in sogenannter Dreipaßform erscheint dieses Brot auch 1679 in dem Zunftwappen der Hamburger Fastbäcker. 1090 panis de siligine quo vulgariter roggo subtilis dicitur (Kindlinger, Münsterische Beiträge z. Gesch. Deutschlands, II, Urkunde, S. 56); 1269 scenrog, ein Ruppiner Roggenbrot von 1 Pfund Kölnergewicht (Anton, Geschichte der deutschen Landw., III, 276); 1542 schoenroggen = Brot mit drei stumpfen Ecken (Z. f. Lübecker Gesch., III, 563). (1752) solcherhalben waren ... dem Gestirne (Brote) in Gestalt eines Triangels oder unsere Schönrockens geheiliget (J. P. Schmidt, Fastelabends Gebräuche, 104). Dieser dreieckige Schönroggen ist nur auf Mecklenburg, Hamburg, Stralsund, Rostock, Ruppin, Lübeck etc. beschränkt (siehe Abbildungen 25, 29). Das Hamburger Osterbrot (1879) im Zunftwappen ist sehr ähnlich dem Königsberger Zümpel-Brötchen oder Knüstchen, welcher Herr Geh. Rat Prof. Dr. Stieda mir zu übersenden die Güte hatte; ich kann dessen Deutung: Phallus cum testiculis distantibus, nur akzeptieren. Die Bedeutung der allmählich veränderten Form ist dem Volke natürlich ganz verloren gegangen. Zümpel ist in Ostpreußen = Priapus (siehe mein Krankheitsnamenbuch, S. 862).

Durch das Lammblut rot g e f ä r b t wäre das nur in der Pustertaler Volkssage (Zingerle, Sagen [2], 670, 672, 640) auftretende Lammbrot, ein Osterkuchen aus Mehl, das um Ostern gemahlen wurde und welches mit dem Blute eines Lammes angemacht ist, das zu eben dieser Zeit geschlachtet wurde (siehe auch Weihnachtsgebäcke in Z. f. ö. V. K., XI, 1905, Suppl. III, S. 63). Der Genuß dieses mit Opferblut gemischten »Lamplbrotes« schützt den dortigen Wilderer »das ganze Jahr« (demnach mehr ein Neujahrsaberglaube, der auf das

*) Bei den Angelsachsen erhielt die germanische Harfe (harpa) eine d r e i k a n t i g e F o r m (Historiske Tidskrift, 4, Reihe II, Heft 3—4. H. Panum, Nordeuropas gamle Strenge-instrumenter. Mannhardt, Waldkult, I, 226). Dreieckige Kuchen (Doupit) hatten auch die alten Egypter (Révue de l'histoire des Réligions, Bd. 36, 1897, S. 8).

Osterbrot übertragen wurde). Auch in Böhmen ißt man, um sich kugelfest zu machen, einen Mehlkuchen, der wie das Tiroler »Lamplbrot« bereitet ist (Wuttke[3], § 475).

Die Farbe des Osterbrotes ist sehr häufig, wie schon erwähnt, durch den das Eigelb des Ostereies markierenden Safran- (auch Ingwer- oder armenischer Bolus-)Zusatz auffallend gelb oder gelbrot, von welcher Farbe auch die schlesischen »Gal-Brutla« (Gelbbrötelein) der Osterzeit ihren Namen haben = panis crocatus. Bruyer, Compegius 423, führte schon 1560 an: »Nostrates (Südfranzosen) quibusdam (panibus) crocum adjiciunt gustatuque non insuaves sentiuntur.« Beim Schmackostern im Erzgebirge, das heißt beim frühjährlichen Schlagen mit der Lebensrute (Weidengerte) kaufen sich die Mädchen durch einen Osterfladen oder durch ein safrangelbes Osterbrot von dieser erotischen Sitte los (Mannhardt, Waldkult, I, 263). Dieses Osterbrot mag allerdings an verschiedenen Orten auch verschiedene Formen zeigen. Daß der Safran als gelbe Gebäcksfarbe den Sonnenschein versinnbildlichen soll (Rochholz, l. c., II, 269), ist gewiß unrichtig.

Wir haben nunmehr schon öfter der kirchlichen Weihe des Osterbrotes Erwähnung getan. Alle diese Osterspeisen, welche heute zur kirchlichen Weihe getragen werden, heißen »Geweihtes« oder »Gesegnetes«. Im Augsburger Papistenbuch des 16. und 17. Jahrhunderts (Birlinger, Aus Schwaben, I, 161) heißt es: »Volgt zu Morgen der Ostertag, da weihet man den Anbiß kram: Fladen, Kese, Gehektz auf den Altar und schicken die Freund einander des Geweihten oder Fladens.«

Im Kloster Tegernsee erhielt jeder am Konventtische Eßende ein Stück geweihtes Fleisch mit etwas von dem Propstfladen oder Osterfladen (Germania, IX, 199). Auch der griechisch-orthodoxe Russe kennt das »Geweihte« (Sswatschenoje) auf Ostern; es beruht die österliche Besegnung der Speisen auf einem vom Judentum übernommenen christlich-kirchlichen Ritus, der sich aber nur auf das jüdische, das heißt österliche Neujahr beschränkt; diese kirchliche Speisensegnung erinnert wieder etwas an die Tabula fortunae, die wir auf Weihnachten und Neujahr als einen vermutlich von den Römern übernommenen Brauch der Deutschen und Nordgermanen kennen gelernt haben. Bei den Huzulen in den Ostkarpathen wird neben Ostereiern und Rauchfleisch (Opfertier) auch das Osterbrot (paska) von den einzelnen Haushaltungen in Körben zur kirchlichen Weihe gebracht, aus denen der Kirchendiener für sich einige kleinere Kuchen (perepiczka) mit einigen Ostereiern in seinen Sack einsammelt (Z. f. ö. V. K, 1902, 244). Bei dem nationalen Osterfrühstück in St. Petersburg dürfen geronnene Milch und geweihte Osterbrote (kulitschi) nicht fehlen; erstere schlägt man fest zusammen und stellt sie in großen Pyramiden geformt (vergl. den Julhaug in Z. f. ö. V. K.,

XI., 1905, Suppl., III. Bd., S. 39) auf. Das russische Kulitsch ist ein dickes zylinderförmiges Weißbrot (Weggen?). In der Regel sieht es aus, als wenn man lange Teigstreifen zu einer dicken zylinderartigen Dornenkrone aus Brot zusammengeflochten hätte (?); gewöhnlich legt der Bäcker zur Verzierung auch noch kleine Brezeln (Fastenkringeln) darauf; auch kleine geweihte (grüne) Zweige vom Palmsonntag werden manchmal mit eingebacken, die vorne etwas zur Seite herausgucken. Das Osterbrot (Kulitsch) und die Quarkpyramide aus Osterkäs (Paschi) werden unten mit Blumen und Lichtern verziert, auf den Tisch gesetzt, und beim Verspeisen schmiert man sich den weichen Käse oder die Milch auf das weiße Brot und taucht dazu ein hartgesottenes Ei in geweihtes Salz (Scheible, l. c. VII, 921). Wie die Knochenreste vom Entfastungsmahle auf Ostern im Felde vergraben werden (die unterirdischen Seelengeister erhalten so ihre versöhnende Speise), so wirkt auch der Rest des geweihten Osterbrotes zauberhaft; denn eine Maus, die davon nur ein Krümchen frißt, wird in eine Fledermaus (geflügelte Elbengestalt?) verwandelt nach dem Glauben des russischen Volkes (Yermoloff, 161). Wie das Neujahrs- und Weihnachtsbrot der Germanen, so muß das Osterbrot in der griechisch-katholischen Bukowina bei der Gärung gut aufgehen. Auch bei den Ägyptern sagt man aus der Brotteiggärung voraus, ob das befruchtende Nilwasser steigen oder fallen und so das ganze Jahr fruchtbar oder unfruchtbar sein wird (Z. f. ö. V. K. 1905, S. 235). Das kirchlich geweihte Osterbrot ward zum Hexen vertreibenden Mittel (Allgäu), (Reiser, l. c. II, 113), aber auch zum Vorbilde für verschiedene andere Heiligenbrote, die der lokale Heiligenkult an verschiedenen Orten schuf. In Rostock nannte man solch österlich geweihte Brote: »Wiegel-, Weihel-, Weilbrot« oder in Wismar: Wigelfladen«; mnd. 1428 wiggelvladen (Schiller Lübben, II, 581). In einigen Dörfern westlich von Braunschweig erhalten die Kinder von ihren Paten zu Ostern das Weilbrot; es ist (als echtes Osterbrot) aus ungesäuertem Teige gebacken und heißt seiner derben Form wegen auch »ballholt« (»Ballschlagholz«), (Schiller-Lübben, V, 709). (Ob es zum Osterballspiel Bezug hat?) (Mannhardt, Waldkult, I, 471). Etymologischer Zusammenhang des Wigelfladens mit ags. wicca = Zauber (Hazlitt, II, 641) ist wohl abzulehnen.

J. P. Schmidt (l. c. 29) schrieb 1752: »So weiter hat die Gewohnheit so genandte Wiegel Broedte auf Ostern zu backen, ihren sicheren Ursprung daher, daß die Geistliche im Pabsthum den Layen nicht gerne erlaubet haben nach geendigter Fasten-Zeit wiederumb Fleisch und Brodt zu essen, bevor solches geweihet worden. Alß wodurch dann, weil dieses Einsegnen und Weihung am Ostertage geschah, und sich allmählich auf das Brot miterstreckete, man eben das Osterbrot: Wiegel-, Weihel- oder geweihete Kuchen genandt hat« (vergl. auch Büsching, Wöchentliche Nachrichten, I, 272). In den

katholisch-römischen und griechischen Ländern findet diese Weihung des Osterbrotes und Osterfleisches noch statt; in Süddeutschland heißt es: Gesegnetes (1563), Oster Gesegnetes (15. Jahrh.) (Bierlinger, Aus Schwaben, II, 74). An Stelle des einen von der ganzen Sippe geopferten Osterlammes in natura traten mit der Zeit die darbringenden einzelnen Teile in Körben, die die einzelnen Haushaltungen zur kirchlichen Osterweihe tragen lassen, wobei das Osterbrot, Salz, Meerrettich,*) Ei nicht fehlen darf. Solch geweihtes Brot wurde nun selbstverständlich auch wegen der österlichen Taufe am Karsamstag zu einem Taufpatengeschenke »Godenbrot«, »Götenbrot«, »Gödlbrot«; (1495) »ein gels musli von milch oder wyss von einem göttiprot gemacht (Schweizer Id., II, 291), (Gote, Göt Döt, Doat); (15. Jahrh.: Goettin-, goettibrot = acrismus acrizymus, Diefenbach, II, 7; I, 10; Schmeller, I, 963; Schoepf, Tirol, Idiotikon, 201); es scheint da und dort nicht oder nur sehr wenig gesäuert gewesen zu sein; als ein solches bonum paniculum (Pumpernickel) erscheint es auch in der Osterzeit in Oberfranken, wo es ein Lebkuchen aus Honig und Roggenmehl ist (Bavaria, III, 1, 36).« Im Sprichwort der Pfälzer heißt es: »Wo es Mode ist, da segnet man auch den Pumpernickel in der Kirche.«

An anderen Orten, zum Beispiel am Hunsrück (Fürstentum Birkenfeld), erhält das Kind von seinem Taufpaten auf Ostern zwei Ostereier und ein kleines Roggenbrötchen (Rundstück) zugeschickt, wogegen der Überbringer wieder ein Stück Kuchen und ein Ei zurückerhält (Pfarrer Wolff †). Ein gegenseitiges allgemeines Beschenken, wie es in der Julzeit bei den germanischen Völkern, vermutlich nach römischem Vorbilde, üblich war, finden wir sonst auf Ostern daselbst nicht mehr; es scheint sich überhaupt nur um Taufpatengeschenke gehandelt zu haben, wenn von solchen österlichen Beschenkungen die Rede war, da Ostern die Haupttaufzeit früher war.

Ein österliches Patengeschenk ist auch die Lausitzer »Patensemmel«, ein 17 *cm* im Durchmesser haltender nicht besonders hoher Osterfladen, der mehr der Laibleinform sich nähert und oberflächlich rautenförmig geschrüppt ist (siehe Abbildung 32). Solche Patengeschenke der christlichen Ostertaufzeit haben sich auch als Brauch auf andere Festtage übertragen. Das O s t e r b r o t d e r S c h ü l e r in den christlichen Klöstern am Schlusse des alten Semesters und beim Beginne des neuen Schuljahres war unter anderem der M a r z i p a n, der panis marcialis, das Märzbrot der Römer, ein bei diesen aus ergotinfreiem Mehle frisch hergestelltes Neujahrsgebäck, das in verbesserter, mehlfreier Form heute zum alltäglichen Feingebäcke geworden ist. Wir haben über dieses Gebäck bereits in »Egerland« (1904, Nr. 3,

*) Was man sich vor dem Genusse des Osterkrens wünschend denkt, das geht nach oberbayerischen Volksglauben in Erfüllung. Wer bei Verirrung im Walde an das Essen der Ostereier denkt, findet den rechten Weg wieder (Böhmerwald).

4 und 31) berichtet. Daß für das Gedeihen und die Ausbreitung der Marzipanproduktion in Lübeck, Tilsit, Memmel etc. die in den benachbarten Wäldern der Letten, Kuren und Liven blühende Honiggewinnung maßgebend gewesen sei, wie in der Beilage zur Allgem. Ztg. 1904, Nr. 201, gemeint wurde, ist schon deswegen nicht richtig, weil der Marzipan gar keinen Honigzusatz hat (vergl. auch A. Tille in der wissenschaftl. Beilage z. Leipziger Ztg. 1895, Nr. 35, S. 137, Anm.). Ob der Marzipan aus einem arabischen Worte abstammt, wie neuerdings behauptet wurde, möchte zu bezweifeln sein; das Wort klingt so lateinisch als möglich.

Auch die Fochanze, über die wir unter der schon öfters erwähnten Abhandlung (Über Weihnachtsgebäcke, S. 49) berichtet haben, wird in Tirol als Osterbrot zur kirchlichen Osterweihe gebracht und als ein großes, mürbes Weizenbrot in Gestalt von (Oster-) Hasen oder (Oster-) Männern (s. u.) oder als Osterfladen den Kindern geschenkt (Schöpf, l. c. 146; Zingerle, 97, 98). Wenn im Schwäbischen jedes Stück Vieh auf Ostern oder beim Austriebe auf die Weide neben dem Dreikönigssalze auch etwas vom geweihten Osterbrote erhält (Reiser, Allgäuer Sagen, II, 374; Deutsche Gaue, 63/64, S. 6), so ist dieser Brauch eben vom Neujahrsfeste (Weihnachten, Neujahr, Dreikönigstage) auf das kirchliche Osterfest übertragen worden, wie wir auch sonst verschiedene andere Neujahrsgebäcke und -Gebräuche am Osterfeste wiederkehren sehen.

Als »Osterbrot« ist auch das franzbrotähnliche Opferbrot (siehe Abbildungen 46 und 48) aufzufassen, welches auf einem Mosaik des 6. Jahrhundertes von Melchisedech dargebracht wird, während gleichzeitig Abel das Osterlamm opfert. Die Entwicklungsweise dieser sogenannten Rosenbrotformen (Rosensemmeln) geben die Abbildungen 41, 42, 46, 48, 75—86. Vergl. auch das altchristliche Kreuzbrot (Abbildung 15), welches aus Südfrankreich stammt und die Osterpalmen (?) unterm Säulenbogen aufweist.

4. Der Hang des Volkes zum Erhalten des Überkommenen äußert sich namentlich durch die fast allgemein übliche Form des Osterbrotes in Gestalt der Fladen, Zelten oder Breitling (Flarren, Flärrle, Fleck, Platz); es ist dies ein flaches, mehr dünnes und ausgebreitetes, als erhabenes, rundes, selten (Sachsen) viereckiges Gebäck, wegen dessen auch der Ostersonntag in der Schweiz »Fladensuntig« heißt. In ahd. Zeit hieß es preitinc = placenta (Steinmayer, ahd. Gl., III, 614), im späteren Mittelalter war der »Breiting« (Breitling*) nach Heyne, l. c. II, 174, nur ein Leckerbissen, während der westgermanische »Fladen« (ahd. Flado, verwandt zu πλατύς) das eigentliche Wort für flaches Opferbrot blieb; er entwickelte sich ursprünglich durch Ausbreitung des dicken Mehl breies (Grütze, Mus) über einem flachen heißen Aschensteine, wobei

*) Im schwäbischen Mindeltale stritt man sich, wer das Ostergesegnete, den Osterfladen oder Breitling, zur Weihe in die Kirche tragen durfte (Birlinger, Schwaben, II. 75).

aufgeschüttetes Fett das Anbrennen des Teiges verhütete. Die verschiedenartigen Einkerbungen, Prickelungen, Schrüppen auf der Oberfläche dienten vermutlich dazu, um den aufgegossenen Honig oder Fruchtsaft länger in den Furchen haften zu lassen, und ihre Zeichnungen sind sicher nur rein dekoratives lineares Motiv ohne mythogenen Hintergrund. Im Ahd. ist flado auch = lapas i. e. fructus fici inter duas turtas pressi, also eine Art Feigenfruchttorte, welche Form aber in Deutschland nicht allgemein üblich gewesen sein kann, weil die Feige daselbst nicht allgemein gezogen wurde; sonst ist ahd. flado meist nur = liba (Opferbrot mit Fruchtsaft oder Honig belegt). In Appenzell werden am Ostertage hauptsächlich Rahmkäs- und Birnenfladen gebacken (Schweiz. Id., I, 1168). Solch verschiedene Fladensorten stellte der Fladenbäcker im Fladenhause (mhd. vladehûs Lexer, 344) her. Die Oberfläche ist meist quadratisch oder rautenförmig stark geschrüppt, so daß sie sogar ein fast igelstachelförmiges Aussehen durch die hochaufragenden, regelmäßigen Felderabteilungen einnehmen kann (siehe Abbildungen 23, 27, 32, 73, 74, 76, 85, 87). Der Göttinger Bildhauer, welcher im 15. Jahrhundert die Nikolaus-Figur mit den drei griechischen Brotfladen darstellte (siehe M. Heyne, Deutsche Hausaltertümer, II, 276), hat diese griechische Form von Festgebäck nicht gekannt, sonst hätte seine Darstellung andere Form haben müssen (siehe Abbildungen 74, 87). Der »Osterfladen«, der sogar als flan de pâques ins Französische wanderte (Gérard, L'ancienne Alsace, S. 172), trägt meistens ein die österliche Zeit markierendes Symbol (Lämmchen, Siegesfahne, Osterei, eigelbe Farbe). Solch fladenförmige Brote waren auch Tellerbrote, über die wir schon in Z. f. ö. V. K, IX, 1905, Suppl. III, S. 31, Fig. 1, berichteten, daß sie auch bei den Israeliten als solche Teller verwendet wurden.*) Ein Lüneburger Tellerbrot zeigt (siehe Abbildung 47) auch das Osterlamm als Zeitmodelabdruck; andere (zum Beispiel in Hallein oder in Ungarn) tragen christliche biblische Kreuzigungsszenen als Zeitmarke.

Schon in mhd. Zeit heißt es (Heyne, l. c. II, 275): »An dem heiligen Ostertage, dô ein heilic prister sîne vladon wîhen sollde und sîn vleisch«. Das ist der Wigelfladen, den wir oben schon erwähnten. Sebastian Frank (1534) in seinem Weltbuch (Fol. LI): »Zu Ostern bacht man die fladen, da gibt etwan ein reicher zween fladen, den einen den jungen knaben, den anderen den jungen meydlin vmb diese auff einer wisen für aller menge zu lauffen«, also als eine Art österlicher Tanzkuchen, über den wir unten noch sprechen werden und der sicher mit dem jüdisch-christlichen Charakter des Osterfestes als solches nichts zu tun hatte. Solche geweihte und ungeweihte »Osterfladen« wurden ebenso wie andere

*) Auch die Mohammedaner in Bosnien backen zur Zeit des Ramazan solche Tellerbrote, sogar mit zwei seitlichen Handgriffen; sie beißen dort Ćurek = Kümmel, weil sie mit Kümmel belegt sind.

deutsche Festbrote (Neujahr, Weihnachten etc.) auch an das Gesinde und an Pfründner verteilt. Im Schwäbischen Schöneberg bei Rottweil bestand sogar eine alte Osterfladenstiftung, von der jeder, der wollte, etwas bekam (Birlinger, Aus Schwaben, Sitten, II, 73). In der Augsburger Pfründeordnung (1543) steht: »Die Gült-ayr sollen allwegen zu Osterfladen damit gebachen und jedem Pfründtner ein Stuck von einem Fladen geben werden.« Die Verbindung der Ostereier mit den Ostergebäcken haben wir schon oben besprochen. In Oberbayern war der »Osterfladen« ein Geschenk nicht nur des Klosterpropstes an seine Konventsbrüder, sondern auch an die ê-haften Bader, die im Kloster zu tun hatten (Germania, IX, 199; Schmeller, II, 19), in Verbindung mit »Geweihtem« (s. o.) und mit Eiern; in der Schweiz war dieses Geschenk auch ein mit einem Gehäcke von frischen grünen Frühlingskräutern belegter Krautkuchen (Schweizer Id., I, 581). Im 16. Jahrhundert erhielt der Gemeindehirte zu Döllnitz bei Leichtenberg (Opferpfalz) zu Ostern (gleichsam zum Segen der Fruchtbarkeit der ihm anvertrauten Herde) von jedem Hause zwei Antlaßeier (s. o.) und einen fünf Heller werten eiergelben Osterfladen.

In der Schloßkapelle der Hallburg (Gerolzhofen in Unterfranken) fand früher die Weihe des Osterfladens statt; zwei Bursche trugen auf einer aus Stangen gefertigten Tragbahre am Ostertag nachmittags zwei Fladen, mitten in der Doppelreihe der sogenannten Fladenprozession einherschreitend, nach Hause, wo die Flurwaller diese mitgebrachten Osterfladen verzehrten; es scheint sich um eine Rekognitionsgebühr von seite des Burgherrn gehandelt zu haben; denn um dieser österlichen Fladenabgabe willen sollen die Sippen von Sommerach und Nordheim dereinst dem Besitzer der Hallburg die Schafweide auf ihren Sippenfluren (Herdegemarkungen) eingeräumt haben (Deutsche Gaue, V, Heft 87/88, S. 80.)

Das Baseler Kochbuch (1756) bezeichnet den »Osterfladen« als eine Brottorte aus Ei (Osterei), Rahm und Butter, belegt mit gebackenen (Oster-?) Brotschnitten (Schweizer Id., I, 1168); v. Germershausen (Die Hausmutter, [2], I, 188, 190) schrieb 1782: »In den meisten (sächsischen) Dörfern ist es gebräuchlich, daß in Ostern (und Pfingsten) auch den Hirten des Dorfes (Mohn- und Quarkfladen) Kuchen gegeben werden.« Diese seltene Verbindung der Hirtenspende mit dem Mohn ist bemerkenswert; es deutet dieselbe vielleicht auf ein älteres Seelenopfer vor dem Weidetriebe; doch ist der Mohn gerade auf Ostern eine sehr seltene Gewürzbeigabe; es wird wahrscheinlich eine gleiche Ursache vorgelegen haben wie bei der später zu erwähnenden märkischen Präbende. W. Menzel (Symbolik, 180) gibt 1854 an, daß man vormals »Osterfladen« auf Berge trug, um sie bei Sonnenaufgang zu verzehren; er gibt aber weder den Ort noch das Volk an, wo dieses gebräuchlich war. Als Kaiser Otto 962 zu Pavia das Osterfest beging, brach einer seines Gefolges, des

Schwabenherzogs junges Söhnlein, gierig ein Stück des »Osterfladens«, der auf der kaiserlichen Tafel stand, ab und wurde dafür vom Truchseß mit dem Stab blutrünstig geschlagen (Lehmann, Chronicon Spirense 1698, S. 343). Nach Rochholz (Illustr. Ztg. 1868, Nr. 1293, S. 250) erzählt ein Bruder Pauli in »Schimpf und Ernst« von einem Grafen, der nach Rom wallfahrtete, zum Papste kam und sich da eine Gnade ausbitten durfte. Er erbat sich, die Osterfladen schon am Osterabend essen zu dürfen, solange sie noch warm sind; denn am Ostertag darauf, meinte er, seien sie schon nicht mehr halb so gut; der Papst lachte und sprach: »Wartet Ihr die ganze Fasten auf den Ostertag, so könnt Ihr die Osternacht über auch noch auf den Fladen warten.«

Diese Erzählungen bekunden jedenfalls das Alter und die Volkstümlichkeit des kirchlichen »Osterfladens«, der am Ostertage nach der Weihe den ersten »Anhiß« gab; vorher durfte man ihn nicht genießen.

In vielen schwäbischen und oberbayrischen Orten heißt der Fladen auch Zelten; je nach der Beimengung Birnzelten etc., nach der Herstellungsart Pfann(en)zelten. Der Zelten hat mehr den Charakter eines süßen Fladens, eines ausgebreiteten Lebkuchens (Lebzelten) oder eines Konfekts; obwohl wahrscheinlich ein urdeutsches Wort (Kluge[6], 434), ging es doch erst durch den Einfluß der Klosterküche (Apotheke) in den Volksmund über. Daher das celtelin (14. Jahrh.) eigentlich ein Apothekerkonfekt (Zeltl) darstellte, das mit Honig und verschiedenen Heilkräutern gemengt oder bedeckt war; es war schon in ahd. Zeit (9. Jahrh.) celto = tortella, trochiscus, lihum, pastillum (Heyne, II, 275); sein hohes Alter bekundet auch sein Vorkommen im Volksmärchen; die wilden Männlein, die kräuterkundig sind, bereiten und verschenken es als volksmedizinische Hilfegeister. Der ahd. phanzelten = crispilla, phanzelte = pastellus (Steinmayer, l. c. IV 189, 243) ist im 13. Jahrhundert als phacelat eine Speise (Pfanzel) in der Osterwoche (Schmeller, I, 428); hauptsächlich im Schwäbischen bleibt der »Pfannzelten« erhalten; Abraham a Santa Clara, I, 397, kennt 1686 »ein Pfannzelten auß Schwaben«; im Salzburger Kochbuche (IV, 114) ist 1719 der »Osterzelten« ein mit Fruchtsäften bestrichenes Gebäck; vielleicht auch ein »Eierzelten« (1515 ayerzelten = torta, Diefenbach, I, 589). Ein dreieckiger »Küchla-Zelta« (Leutkirch im Allgäu) (Reiser, II, 130) erinnert an das dreieckige obenerwähnte Harfenbrot, es ist ein kuchenförmiges Ostergebäck in Fladen- oder Zeltenart. In diese Kategorie der Fladen reiht sich auch ein der österreichische Osterfleck, ein manchmal pflugradgroßer, runder, in der Mitte etwas vertiefter Teigfladen, dessen Außenwand mit dem Teigradl zackig ausgeschnitten ist und dessen Oberfläche mit den Zacken eines eigens hierfür verwendeten Holz- oder Beinkammes strahlenartig sich ausdehnende Stichelungen (Prickelungen)

als dekoratives Motiv aufweist; meist ist er 30 bis 40 *cm* breit und trägt nicht selten das Osterlämmlein (s. u.) aus Teig oder Butter (in Oberschwaben letzteres bis zu 2 Pfund schwer). Der Osterfleck wird ebenso dort zur kirchlichen Weihe gebracht, wie anderwärts der Osterfladen; in Wien wird er als Feingebäck und kunstvolles Schaubrot hergestellt (Rochholz in Illustr. Ztg., IV, 1868, Nr. 1293, S. 250; Z. f. ö. V. K. 1897, S. 10; Perger Mittlg. d. k. k. Zentralkomm., III; gefällige Mitteilungen von Frau Prof. Andree-Eysn). Der österreichische Name »Fleck«*) lehnt sich nur nominell an den dort üblichen Faschingfleck (= Rhombus Veneris) an, der aber eine andere Bedeutung hat und viel kleiner ist; letzterer ist ein »Mutzenfleck« (siehe Abbildungen 59—62), der am Sonntag Lätare der Fasten- oder Frühlingszeit eine erotische Rolle**) spielt (vergl. auch den Mützenfleck am Ostertag in Thüringen, der den Mutzenfleck umgeht). Die Mädchen stellen dort Wettläufe an um solche (lederne) sogenannte »Mützenflecken«, die Symbole ihres Geschlechtes sein sollen (vergl. Z. f. ö. V. K., XI, 1905; Suppl. Ill., S. 47, und das Hochzeitsbuch von Ida v. Düringsfeld S. 161).

5. Die verschiedenen (1683) Osterkuchen, Palm- oder Paschkuchen (dän. paaske-kage) sind meist alltägliche Festgebäcke, die wir in unseren früheren Abhandlungen schon größtenteils besprochen haben; zum Beispiel der Weigelkuchen (Wismar), s. o. Weichelbrot, die böhmischen und tirolerischen »Eierkuchen«, die Erfurter »Napf- oder Aschkuchen«, die westfälischen »Pfannkuchen«, die verschiedenen an das Frühlingsgrün erinnernden »Krautkuchen«, die bekannten Käskuchen, die sächsischen (1786) »Rosinen-, Weizen-, Butter-, Öl-, Bären-(Hefe-) und Osterburgskuchen«, die russischen sehr harten »Honigkuchen«, welche als »Lebkuchen« auf Ostern fast nur in slawischen Gebieten (und deren Grenzdistrikten sowie in ehemals slawischen Ortschaften) eine Rolle durch den Osterhonig (s. o.) spielen; oft tragen solche Lebkuchen auch biblische Szenen (Auferstehung zum Beispiel, Abbildung 51) als Modelabdrücke. In der Schweiz finden sich solche auf das Osterfest bezügliche biblische Szenen auf den sogenannten Honigtirggeli, zum Beispiel Auferstehung, der Herr der Herrlichkeit stirbt am Kreuz, Judas empfängt das Verrätergeld 30 Silberlinge, Jesus hält das heilige Abendmahl (nach Originalen, die Herr Prof. Hoffmann-Krayer dem Verfasser gütigst übermittelte). Volkskundlich sind von diesen Kuchenarten am meisten einer Besprechung wert die österlichen Eierkuchen, wegen des Eizusatzes (fläm.: eier-koeken; ndd.: Eigerkuech; dän.: æggekaæ; sächs.: Dotterkuchen; 15. Jahrh. ayrkuch; 1433 ayrchuech; 1420 eyn eyer Koche = liba fricatus, fricatum; 1577

*) Daß diese „Flecke“ ihren Namen von den Kaldaunen (mhd. Vlecke) haben (Heyne, l. c. II, 277, Anm. 72) ist unrichtig; die zerschnittenen Kaldaunen oder Kuttelflecken haben vielmehr ihre Namen von ihrer flicklappenartigen zerschnittenen Form.

**) S. Schedius, De diis German., 232.

eyerkuchle = panis crocatus; Diefenbach, I, 326, 409.) In der Schweiz versteht man unter »Kuchen« überhaupt nur den Eierkuchen. Vor dem 15. Jahrhundert ist der »Eierkuchen« nicht nachweisbar, wenn er auch sachlich weit älter sein muß; meist ist es ein fladenartig dünner, stark eihaltiger Pfannkuchen, der auch oft mit anderen Ingredienzien, Grünkraut zum Beispiel, gemengt ist; manch solche Eierkuchen sind stark aufgelaufen durch das Backen auf der Pfanne (1756 aufgeloffen, Schw. Id., III, 1130). In Berlin ist Eierkuchen = Omelette, Frittate,*) Pfannkuchen; im Anhaltischen ist Eierkuchen ein den Waffeln ähnliches, sehr dünnes Gebäck; in Jena Spritzgebackenes (Univ.-Lexikon der Kochkunst, I, 226); in Erfurt gibt es in der Osterzeit, sobald es frischen Eivorrat gibt, fladenförmige und 70 *cm* lange, 48 *cm* breite Eierkuchen. In der »Eigentlichen Beschreibung aller Stände auf Erden« (1574) sagt der Bäcker in seinem Kramladen: »Zu mir 'rein, wer hat Hungersnot! Ich hab gut Weitz- und Rücken-(Roggen-)Brot. Aus Korn, Weitzen und Kern ge)backen, Gesaltze (gewürzt) recht mit allen sachen; Ein recht gewicht, das recht wohl schmeck, Semmeln, Bretzn, Laub, Spuln und Weck, Dergleichen Fladen und Eyerkuchen, Thut man zu Ostern bey mir suchen.« Der Zusatz der als besonders kräftigend angesehenen Ostereier zum kuchenförmig rasch gebackenen Mehlbrei machte natürlich auch den österlichen Eierkuchen zu einem volksmedizinischen Mittel überhaupt und dann auch weiterhin zum Vehikel für andere Medikamente. In Tirol erhielten ihn die Leprosen oder Aussätzigen (Mones Z., I, 14) und sonstige Kranke als Kräftigungsmittel (auch am Silvestertage). In der Oberpfalz verwendet man gegen den Frierer (Fieber) den Harn des Fiebernden (materia peccans), den man in einen Eierkuchen verbackt; der Kranke muß ihn dann hinterwärts ins Wasser werfen, wo sich Fische aufhalten, die den Kuchen mit dem Fieberstoff auffressen (Schönwerth, O.-Pfalz, 38, 2); die Luiterwallen in Flandern lassen den Kranken auf einen Eierkuchen pissen und so die Materia peccans durch einen Hund verschlucken; wenn der Hund stirbt, so ist der Kranke wieder gesund hergestellt (De Cock, Volks-Genees Kunde, 199). In Frankreich wird die sogenannte Hundsrose (Cynoglossum) per signaturam rerum gegen die Hundswut als Bestandteil des Eierkuchens verwendet (l. eod., 318, 320). Die große volksübliche Verbreitung und Verwendung des Eierkuchens und wohl auch sein hohes Alter (das allerdings nicht literarisch belegt ist) erhellen auch daraus, daß der Eierkuchen in der Sage auftritt· er wird von den elbischen Zwergen selbst gebacken; ein Plateau im Badischen, auf dem zur Adventzeit nach der Volkssage der Hexensabbat gefeiert wird, heißt dort »Eierkuchen« (Meyer, Bad. V. L., 556), vielleicht wachsen dort auch sogenannte Dotterblumen? Die Verwendung des

*) Fricatum = 15. Jahrh. eyerkuch; 1440 eygerkûch; 15. Jahrh. altsächs. eygerkoke, Diefenbach, I, 247.

Safrans als Ersatz des Eigelbes scheint von Spanien ausgegangen zu sein; denn panis crocatus = spannisch brot, 18. Jahrh., Diefenbach, I, 409. Aus den Niederlanden mag der Brauch den Niederdeutschen vermittelt worden sein. 1656 spaensche pap (ostfries.), (Schiller-Lübben, VI, 232). Dieser spanische Papp oder Mus war ein aus spanischem Brote hergestellter Weckbrei, zu dessen Verbreitung Soldaten beigetragen haben dürften. Der Safran, ital. zafferano, arab. asforân, záfarân, mhd. safrân, ahd. kruogo (crocus) ags. cróh, war in alter Zeit ein bei fast allen anderen besseren Speisen verwendetes Gewürz. 1575 ist Gelbrot als saffran = croceus bei Diefenbach, I, 159, erwähnt. Das gelbe Brot hielten die Leipziger 1781 als eine Gastspeise vom ersten Rang, das man nur zu Wein oder Kaffee verspeiste (v. Germersh., II, 161). In Oberbayern ist die safrangelbe Nudelsuppe noch heute eine Festspeise des Volkes (immer bloß auf Ostern). Die gelbe Farbe des Gebäckes ist aber nicht bloß auf Ostern üblich, sondern auch beim Wochenbette (Kindbettfeier), wo der volksmedizinische Glaube an die Gesunderhaltung und Fruchtbarmachung des Eies und Eigelbs,*) beziehungsweise des Opferhuhns sich ebenfalls bemerkbar macht. In den Londoner Bäckerläden gab es 1805 einen »Jewish Passover Cake for the Jews, bound in with slips of paste cross ways in it« mit vier Ostereiern belegt (Hazlitt, l. c. II, 345); aber ohne Abbildung ist die beste Beschreibung eines Gebildbrotes nicht ausreichend, um den Typus des letzteren festzustellen. Abgesehen von den schon erwähnten Matzen, verzehren die Juden in Schlesien am Passahtage die sogenannten »Kimsel« (in Danzig Chrimsel genannt), Osterkuchen aus Matzenteig und Rosinen hergestellt, in zusammengerollter Form gebacken, auch als Pfannenkuchen herausgestoßen (Treichel in Verhandlg. der Berl. Anthrop. Ges, XXVII, 480; Hartmann, Manuskript im hist. Ver. v. Ob.-Bayern, 520). Die Kimsel oder Kemsel heißt auch Judentätscher (Tartscher?) in Frankfurt am Main als breitgeschlagenes Pfannengericht. Obwohl es den Christen nach dem Corrector Burchardi (Kap. 176) im 11. Jahrhundert verboten war, Judenspeisen zu verzehren, welche diese sich selbst bereiteten (Wascherschleben, Abendländische Bußordnungen, S. 664), so drangen doch viele Judengebäcke in die Volksküche vermutlich durch das altchristliche Passahfest ein; auch der Glaube an die jüdische Heilkunde — Juden und Hexen reichten sich hierbei die Hände — mag mitgewirkt haben; in Böhmen hilft heute die Judenmatze gegen das Gefrieren einzelner Teile des Körpers (John, l. c. 253).

Während in Altbayern, wo es überhaupt in der Volksküche keinen »Kuchen«, sondern nur »K ü c h e l n« gibt, diese letzteren vom Festtagstische ausgeschlossen sind, wie überhaupt die fettreichen

*) In Schweden spielt der sogenannte Hahnentritt im Dotter eine besondere Wochenbettrolle als Präservativ gegen Nachgeburtsstörungen. Die Keimkraft in dem Eidotter sah man als Heilmittel an.

Speisen, Krapfen zum Beispiel, auf Ostern sehr zurücktreten, gibt es in Tirol am Ostertage besondere »Kücheln«; namentlich sind die »Äpfelküchel« in Süddeutschland wegen der um diese Zeit schon raren Äpfeln ein sehr beliebtes Osterfestgericht (vergl. Rochholz, l. c. 1868, Nr. 1293)

Was sonst der ungesäuerte jüdische Opferkuchen ist, das heißt der Matzen = Matzkuchen (Judenmatz), (Kluge[6], 262), ist in Schlesien ein Topf- oder Napf- oder Aschkuchen, in Böhmen das Mazanec = Osterküchlein (Ceský Lid, VI, 146). Als »Matzen« ist die Judenmatzen in Glossarien des 15. Jahrhundertes bereits eingebürgert: jüd.: mazzo; hebr.: mazzâh = ungesäuerte, dünne, leicht bröckelnde Kuchen, Sauerbrot (Kluge[6], 262) (s. s. S.); vermutlich gehören hierher auch als Ostergebäcke die thüringischen »Juden-(Jiden-) Kuchen (holländ.: jodenkocken), eine Art Plinse (Blini der Russen) aus feinem Gerstenmehl auf der Bratpfanne (Plinzeneisen) gebacken; die holländischen Judenkuchen sind kleine Fladen oder dickere Oblaten aus Butterteig mit sägeartig gezacktem Rande, durch Ingwer etwas rot gefärbt. Eine im Geschmack ausdruckslose Erinnerung an die jüdischen Matzen bilden die sächsischen (1679) »Prophetenkuchen«, dünne, breite, hartknusperige, ungesäuerte Fladen aus Mehl, Eier und Zucker (Kluge, Z. II, 29; Kleinpaul, Gastronomische Märchen, 129; Barmer Zeitung, 10, VI, 1905, Beilage.)

Einen großen volkskundlichen Gegensatz zu diesen jüdisch-biblischen Osterkuchen bildet der österliche »Tanzkuchen«, den wir oben nur kurz streifen konnten. Die frisch-grünen Kräuter der Osterzeit, deren Wachstumskraft sich besonders bemerkbar macht, werden als kraft- und fruchtbarkeitgebende Mittel den Festgebäcken dieser Zeit beigemengt (mit und ohne Ostereier); ein solcher Krautkuchen ist der Tanzkuchen, der namentlich im Hennebergischen (nach Spieß, l. c. I, 143) auf Ostern (und Johannes, Kirmes sowie Pfingsten) üblich ist, wobei ihn die tanzenden Mädchen mitbringen; beide Geschlechter spielen und tanzen, um ihn zu bekommen; der Wettlauf auf der Osterwiese um den Preis dieses österlichen Festkuchens fand auch im Würzburgischen statt (Mittlg. f. bayr. V. K. 1900, Nr. 2, S. 2); etwas genauer schildert Hazlitt (l. c. I, 203, 204, II, 568, 580) diesen Osterfestbrauch in England; dort werden nämlich aus frisch aufgekeimten Frühlingskräutern und Eiern Kuchen hergestellt, welche »Tansey« oder »Tansies« heißen (Rainfarnkuchen wegen des Krautes tanacetum, Pfannenkuchenkraut, Rainfarn, das Sysimbrium der alten Klostergärten; siehe Jessen, Die deutschen Volksnamen der Pflanzen, 95; Schröder, 1685, Medizinisch-chym. Apotheke, 976).

Dieser Rainfarnkuchen schmeckt durch dieses Kraut und wegen der voraufgegangenen Fisch- oder Fastendiät ganz gut; darum heißt es im englischen Osterlied:

»Soone at Easter comet, Alleluja!
With butter, cheese and a tansey.«

Das engl. tansey oder (1633) tansay, mittelengl. tansy hat natürlich zu Tanz keine etymologische Beziehung, sondern zum bitteren Rainfarnkraut (ahd. reine fano = am Rain wachsendes fahnenartiges Kraut, tanacetum vulgare = Kraftkraut*) Kluge[6], 105; Mannhardt, Waldkult, 476), das heißt es ist ein österlicher, beziehungsweise Frühjahrs-Kräuterkuchen, welcher Lebenskraft, namentlich den auf der Osterwiese tanzenden jungen Leuten, geben sollte. 1740 wurde derselbe als »lip-loved-tansey prepared by Nancy« bezeichnet; mit diesen tansey-cakes und mit dem Tanzen (dancing oder walking) lösten die jungen Burschen ihre Schuhe und Schuhschnallen wieder aus, welche ihnen von den jungen Mädchen ausgezogen worden waren. Dieses absichtliche Barfußlaufen (germ. walkan = sich hüpfend bewegen) über die im frischen Grün prangende Osterwiese symbolisierte den ehemaligen nackten Kultreigen,**) aber auch den Fruchtbarkeitszweck, wie dies auch beim Wälzen der entblößten Mädchen auf dem Getreideacker anzunehmen ist; die Vegetationskraft der Erde im Frühjahr sollte auf die sich liebende Jugend übergehen. Für den Eschwachs und für die Fruchtbarkeit***) verzehrte man dann den Festkuchen; daher heißt es in den Weistümern (Untermosel): »der meier soll zu den ostern bringen ghen Esch ein wastel oder osterkuchen« (Heyne, D. Hausaltert., II, 276). Dieser Wastel (ahd.: castel, mhd.: gâstel, franz.: gasteau, gâteau) war ein dreieckiger Osterkuchen, vielleicht ähnlich der ital. Pinza. Auch die alten Griechen hatten einen solchen Tanzkuchen beim Bacchusreigen, den sie ἐπιχύχλιος nannten = placentae Syracusanae genus (Lobeck, Aglaophamus 1074); einen solchen Tanzkuchen (auf Pfingsten) haben auch die polnischen Masurek (Masuren in Ostpreußen), von denen der Mazurkatanz benannt ist, daher dieses Eiergebäck auch »Mazurkakuchen« heißt (Sonntagsbeilage zu Nr. 135 der Barmer Zeitung vom 10. Juni 1905). Über die thüringischen »Mützenflecke« beim Osterwettlauf der Mädchen haben wir schon oben gesprochen (vergl. Hochzeitsbuch von J. v. Düringsfeld, 1871, S. 161).

*) Chrysanthemum tanacetum K. war ein uraltes antidämonisches Wurmmittel, das beim Sonnenwendfeste als sogenannte Gürtler von den Frauen am Schoß getragen wurde (vergl. auch Fonahn, Orm og Ormmidler, S. 19).

**) Dazu gehört auch das alte Tanzlied „Grünes Gras unter meinen Füßen“ (Hessen) Böhme Kinderl., 482 ff., (englisch-amerik.)

Walking on the green gras
Walking side by side,
Walking with a pretty girl
She shall be my bride.

(Blätter f. hess. Volksk., III, 192).

***) Über die Herstellung der Liebeskrapfen und Liebeskuchen wird später einmal zu berichten sich die Gelegenheit geben. Ähnliche Gebräuche s. Z. f. rhein. V. K., 1906, S. 62, und Peters: Aus pharmaceutischer Vorzeit, I., 258.

Wie der Osterfladen (s. o.), so wird auch der »Osterkuchen« verteilt. In der Bukowina werden kleine Osterkuchen an die Armen verteilt und vor allem die Haustiere, um sie fruchtbar zu machen, damit gefüttert (Kaindl, in der Beilage Nr. 79 z. Allg. Ztg. 1902, S. 4). Im slawischen Mähren sucht man mit dem fleischhaltigen Osterkuchen (masance velkonočni) die Maulwürfe von den Äckern zu vertreiben, indem man die Beinchen, wie anderwärts die Eierschalen — s. Panzer, Beiträge, II, 532; Mannhardt, Waldkult, V, 297 — aus dem geweihten Osterkuchen in deren frisch gemachte Gänge in die Erde steckt (Grohmann, Apollo Smintheus 54), wie man auch in Flandern St. Paulsbrötchen in die Erde vergräbt gegen den Saatwurm, und das Julkreuzbrot in die Ackerfurchen legt (Schweden), nicht weil das Julkreuz als angebliches Sonnensymbol die Sonnenwärme vorstellen soll, sondern als abwehrendes, das heißt die unterirdischen Geister versöhnendes Mittel. Der agrarische Charakter dieser antidämonischen Handlung ist viel natürlicher als das hier sehr gesuchte Sonnensymbol. In Deutschland wirft man da und dort die Überbleibsel des sogenannten Gesegneten oder Geweihten, auch die Eierschalen der Ostereier auf die frischen Äcker, um diese vor dem bösen Korndämon zu sichern. Die zauberhafte Kraft, die auch den kirchlich geweihten Opferstücken eigen war, mußte sich selbst auf deren kleinste Abfälle*) übertragen, namentlich auf die bei den Germanen stets beim Totenkult verwendeten Knochen (s. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch, I, 217 ff). Auch bei den alten Nordgermanen wurden die Gebeine Halfdanz', des Schwarzen, wie die Knochenreliquien eines christlichen Heiligen oder eines griechischen Heros unter die einzelnen Landschaften verteilt, damit sie nicht bloß einer, sondern allen diesen Gegenden zum Schutz und Segen gereichten (Meyer, Mythol., 115 ff.)

6. Bei dem Osterwecken, zu dessen Besprechung wir nunmehr übergehen, ist vor allem der Begriff »Wecken« festzustellen; denn nicht alles, was heutzutage als »Weck« oder »Weggen« bezeichnet wird, ist auch wirklich ein keilförmiges, langgestrecktes Gebäck, welches der »Weckbäcker« ehemals zünftig herstellte.

So ist der Aachener »Posch-(Pasch-)Weck« ein sogenanntes Knaufgebäck, das wir schon in Z. d. V. f. V. K. 1902, S. 431, Fig. 21, abgehandelt haben und das identisch ist in bezug auf den Typus mit der Hamburger »Pasch-Semmel« (l. eod. S. 431, Fig. 13) und mit dem Niederbrombacher »Osterweck« (Birkefeld); siehe Abbildung 36; es ist eigentlich ein Neujahrsgebäck. Über die Bedeutung dieser Knaufgebäcke habe ich mich l. eod. S. 431 und 442 und Z. f. ö. V. K.

*) Aus den Knochen des zu Ostern geschlachteten Lammes machte man 1657 für die Kinder kleine Spielwürfel (Alem. Kinderlieder, 447). Frisehart erwähnt Spielknöchel aus den Knochen von Ziegen (Hiltecken) und Ochsen (Köte); meist sind es die Fußwurzelknochen.

1905, XI, S. 53 (Suppl. III), bereits dahin ausgesprochen, daß es Knochensubstitute in Teigform sind; welch wichtige Rolle aber die Knochen und Gebeine im Kultus spielen, weiß jeder Volkskundige.*) Als »Osterwecken« kennzeichnen sich dieselben nur durch die ausgesprochene Eigelbfarbe des Teiges. Solche »Osterwecken« in Gestalt der Paschwecken erhalten (Z. f. rh. V. K., II, 184) die Taufpatenkinder auf Ostern an der oberen Nahe. Auch in Niederbrombach (Fürstent. Birkenfeld) haben die Osterwecken die Gestalt der niederrheinischen Paschwecken; nur sind die beiden Endknäufe (condyli) in einen Knauf oder Zipfel (timp, tip) zusammengeschmolzen (siehe Abbildung 37). Die »Eierweekeln«, welche vor Sonnenaufgang am Ostersonntag gegessen, vor Fieber und Krätze (wegen des Ostereis) sichern sollten, sind ein bayrisches Spaltgebäck (keine Wecken) (— 1535 eygerwecken); in der Schweiz ein Neujahrsbrot; ähnliche Form haben auch die Schweizer »Speck-Weekli«, die auf Ostern üblich sind (Schweiz. Id, IV, 384; Staub 103 (siehe Abbildung 43). Der »Judaswecken« in Böhmen (dort auch Koteisch, Kotouč genannt, das heißt aus den Teigresten in der Brotmulter Zusammengescharrtes, ist eine Brezel, die weckenartig zusammengedrückt ist (siehe Archiv f. Anthropol., III, S. 106, Fig. 36).

Die aus der Fastenzeit her bekannten »Hêt Weggen« (heiße Wecken) sind nur ein ganz selten beobachtetes Ostergebäck, das an manchen Orten aber dann Kreuzform annimmt (siehe Abbildung 35).

Eigentliche Osterwecken sind nur:

a) Der hennebergische »Gelb-(Gal-)Weck« (galwaecke), (Spieß, Id., I, 148), ein mit Eigelb oder Safrangelb gefärbtes Oster- (auch Hausbau-) Brot in Weckenform. In Österreich (Semmering) heißen sie auch »Osterkipfel«, welche als Godelgeschenk geholt und gefordert werden wie eine Zemmede (collectio), (s. Z. f. ö. V. K. 1896, S. 194).

b) Die Marburger »Apostelwecken« (ein am Gründonnerstag dort üblicher Spendewecken mit einer oberen Schruppe), den wir oben schon besprochen hatten (siehe Abbildung 1).

c) Der aus Semmelmehl hergestellte »Semmelwecken« (1577), simelweck = panis similaceus (Birlinger, W. B., 385; Diefenbach, l. c. I, 409) als besseres Festbrot in Weckenform, das in der Osterzeit üblich war.

d) Die Badener »Prüfungswecken«, die die Kinder beim Beginn des neuen Schuljahres (Ostern) erhalten (Meyer, Bad. V. L, 113).

e) Vermutlich auch die 1488 auf Ostern im Zisterzienser-Kloster Maria-Wald im Bergischen an die Laien verteilten Spendewecken »cunei« (lat. »simbola in cuneis, Wecken), (Z. f. berg. Gesch. V., XXXII, 61 ff.). An der oberen Nahe gibt es auf Ostern Eier und sogenannte

*) Vergl. Wuttke s. v. Knochen, Totenknochen, Speisenreste; Rochholz, Deutsches Gl., I, 328 ff.; Praetorius, Blocksberg, 72; Z. d. V. f. V. K. 1894, 48; Urquell 1895, 125; Tägliche Rundschau 1900, Beilage Nr. 132.

Wecken (Blätt. f. hess. V. K. II, 3); in Nürnberg die Spulweck oder Spülein, nach der Spulenform benannt.

f) Die oben schon erwähnten Osterbrote in Lüneburg (15. Jahrhundert), (siehe Abbildung 2).

g) Auf einem Tiroler Waffeleisen (Ferdinandeum zu Innsbruck) aus dem Jahre 1570 ist eine biblische Ostermahlszene eingraviert, welche auf dem Tische (siehe Abbildung 50) deutlich das aufliegende typische Weckenbrot zeigt. Da der betreffende Künstler sicher nur die damals volksüblichen Ostergebäcke vor Augen hatte, so muß daraus geschlossen werden, daß auch der Wecken zum Ostergebäck zu zählen ist.

Hier möge eingeschaltet sein, daß schon zur Römerzeit unter Kaiser Nero an das profane Volk tesserae, Metallbilletts nach Art der Bierzeichen, verteilt wurden, gegen deren Abgabe es solche Speise- oder Spendewecken als Geschenk erhielt; solche »spendierte« (zu expendere), als Geschenk ausgeteilte Medaillons trugen neben dem Schweinskopfe (siehe Abbildung 3) und der Schinkenkeule auch das deutlich erkennbare Bild des Weckens (Daremberg, Diction d'ant. grèques et rom. Fig. 19/20, I, 2. C., 1487). Dem römischen und germanischen Volke mag seit jener Zeit die eigentliche Bedeutung des Weckens ganz verlorengegangen sein. Jedenfalls ist es ein uraltes Spendebrot, das in manchen Fällen Analogien mit altägyptischen Brotformen hat und das auch in der deutschen Volkssage auftritt. Das Taufermännle (Schwaben), ein elbischer Geist, läßt einen Bauer erst dann über die Taufer binüber, als er ihm einen Wecken versprochen hatte (Kühnau, Die Bedeutung d. Brotes, 39). Hier ist der Wecken ein Opfer an den Flußgeist. Nach der oberösterreichischen Sage (Baumgarten, Das Jahr und seine Tage, Gym.-Progr., 8) stieß der wilde Jäger auf einen Taglöhner; doch dieser hatte zum Glück ein Stück Brot unterm Arm, da sprach der wilde Jäger voll Zorn: »Hättest Du nur den Keil nicht unterm Arm, ich hätte Dich schon!« Hier verhütet der keilförmige Wecken als Glücksbrot die Strafe der rächenden Seelengeister (cuneus = Wecken, Keil, Strützel). Diese Züge im Volksglauben decken sich nicht mit dem Volksosterbrauche und Glauben beim »Wecken« (stricte sic dictum), der auf Ostern eben nur das herkömmliche »Spendebrot« überhaupt bedeutet und, wie schon erwähnt, in der Osterzeit (das heißt Eierzeit) den Eizusatz durch seine gelbe Teigfarbe markiert. Nach Rochholz (Drei Gaugöttinnen, 85) sollen die strützel-, beziehungsweise stangenförmigen »Kipferl« (Wecken) nur an Burschen, die gespaltenen »Eierweckel« nur an Mädchen als Geschenkgabe gewährt werden (symbola generis utriusque). Ebenso verhält es sich mit den Pasch- oder Ostersemmeln, die nur das bessere Festbrot (aus besserem, weißerem Semmelmehl) bedeuten; sie sind sehr verschieden geformt, als Zopfflechten, kahnähnlich, rautenförmig. Die Hamburger »Paschsemmel«

ist dasselbe wie der eben besprochene Paschweck. Im allgemeinen kann man nur sagen, daß Ostern als Fest ein besseres, weißeres Festbrot unter dem Namen »Semmel« mit sich führt. Die Oberlausitzer »Paten s e m m e l« ist ein fladenartiges Laibchen von 17 *cm* Durchmesser, oben breit rautenförmig eingeschruppt (siehe Abbildung 32). In Lühhau (Niederlausitz) wird auf Ostern ein eigener »S e m m e l-markt« abgehalten (E. Müller, Wendentum, 103); vorausgreifend heißt darum auch der Mittfastensonntag in England »Simnel- oder Simblin-Sunday«, weil man die Fastenzeit zur Hälfte hinter sich und die nähere Osterzeit mit ihrem weißeren Osterfestgebäcke aus Semmelmehl schon vor sich hat (Hazlitt, I. c. II, 549). Manche Festtage greifen mit ihren durch Volksbrauch sonst sehr fixierten Zeitgebäcken schon voraus (weil das Volk auch dem alten Grundsatze huldigt: varietas delectat); andererseits dehnen sich manch beliebte Zeitgebäcke länger aus, so zum Beispiel:

8. D i e B r e z e l-, K r i n g e l- (R i n g-) G e b ä c k e, die sonst nur in der Fastenzeit und am Neujahrstage sowie am Allerseelentage üblich sind; gleichsam die Fastenzeit abschließend, erscheinen sie deshalb auch in der Osterzeit, womit die Brezeln eigentlich verschwinden, an manchen Orten gleichsam als verspätete Nachzügler, aber nur an wenigen Orten; meist sind sie dann Patengeschenke. So sind die Egerländer »Paten r i n g e« (Duaden-, Doten-, Godl-ringe) ein Geschenk der Godel oder Paten noch in der Osterzeit, ebenso die schlesischen B e u g e l- (Bauge, Ring) Gebäcke. In der Rheinpfalz bringt der sogenannte Osterhase (s. u.) außer buntgefärbten Ostereiern auch Brezeln, »Paten b r e z e l n«; ebenso in Weißenburg a. Sand. Nach einer alten Chronik (Zingerle, Sitten, 2, 187) durfte 1132 auf Ostern jedes Beichtkind ein altes Seidel Wein und zwei Fasten b r e z e n beim Gerichte zu Deutsch-Nofen sich erholen; dafür mußte der Oberhofer daselbst dem Gerichte von der sogenannten Brezenwiese eine Weizenlieferung geben. Auch die bei der Frankfurter Ostermesse üblichen »Geleitsbrezeln« (siehe Archiv f. Anthropologie, III, S. 96, Fig. 60 *b*) sind nur nachträglich eingeholte Fasten b r e z e l n, die den zurückkehrenden Geleitsreitern sonst entgangen wären. In Erfurt und Quedlinburg sind di e sogenannten »Windbeutel« ein ringförmiges, lockeres (windiges) Gebäck (siehe Abbildung in der Brezelabhandlung, Fig. 46), ein Ostergebildbrot, ganz ähnlich den Miltenberger »Oster r i n g e n«; es sind eben wie die geflochtenen »Osterkränze« (Gossensaß) verspätete Fastenzeit-Ringe. Auch bei diesen Brezeln, Kränzen oder Ringen markiert die stark gelbe Farbe der sogenannten »Eier b r e z e l n« oder »Eier-k r i n g e l n« (Mecklenburg, Lübeck) die Osterzeit, wie wir auf dem Spendewecken der Seelenzeit den Seelenzopf als Zeitmarke aufgedrückt finden. In der Schweiz haben die Bauern sogenannte »Kraut-w a i b e n« (über die brezelförmigen Waien, Waeen, siehe Archiv

für Anthropologie, III, S, 100, Fig. 59), welche durch das grüne Kraut die Osterzeit (siehe Gründonnerstag) mit der Fastenzeit verbinden Typisch sind für die Osterzeit die Brezeln und Kringeln durchaus nicht, sondern nur für die voraufgegangene Fastenzeit. Freybe's Meinung (l. c. 10), daß das radförmige (?) Ringelbrot mit seinen Speichen auf das österliche Sonnenfest hinweist und in manchen Gegonden als Fastenbrezel zurückblieb, ist ein längst abgelehnter Irrtum, der leider immer wieder aufgewärmt und aufgetischt wird. Rochholz bildete in der Leipziger Illustr. Ztg. 1868 ein Standbild aus dem Züricher Antiquar. Museum ab, welches das übliche Osterlamm vorstellt, mit der Umschrift: Ich Bin Das Lamm Gottes, welches weg nimpt Die Sind DoR Welt. An der österlichen Siegesfahne (siehe Abbildung 22), welche das Lamm führt, hängt die überwundene Fastenbrezel (nicht Osterbreze, wie Rochholz l. c. meinte).

9. Die Zopfgeflechte, die zopfartig geflochtenen »Osterkränze«, haben wir soeben besprochen. Zopfartige »Osterstrützel« gibt es in Salzburg, im Schwarzwalde und in Westpreußen; »Osterzöpfe« im Allgäu (Reiser, l. c. II., 131), aber auch hier markiert das Osterei auf dem sogenannten »Osterstrützel« (Salzburg). (siehe Abbildung 65) oder die eisattere Farbe des Teiges die Osterzeit. Das »Osterstrützel« von Leobschütz in Schlesien ist überhaupt kein Zopfgebäck, sondern ein Gelbbrötlein (s. o.) in strützelförmiger Weckengestalt, dessen gelbe Farbe wieder nur die Osterzeit bekunden soll. Im Breslauer Vocabul. vrat. ist strüzel, strotzel ader wecko mit cuneus = Wecken (s. o.) glossiert (Diefenbach, II, S. XXIII; Urquell, VI, 188). Eine Zopfflechte der Osterzeit aber war vermutlich auch die Praeve (Praebende), von der Joh. Praetorius (De pollice, Lipsiae, 1677, pr. 122) — gütige Mitteilung des Herrn Professors Dr. J. Bolte — schrieb: »In der Mark wird ein Brot mit Gewürze, Safran (Ostereigelbersatz) etc. gebacken, wie eine Flechte, genannt Praeve, so man sonderlich zur Osterzeit siebet und denen Hirten teils gesandt wird etc. Das kommt her von Praebendo, weil man dergleichen vor Zeiten dem Priester offerieret hat. Aber da man sie nicht mehr offerieret hat, ist demnach der Nahme zu Gestalt des Brodts verblieben.« Dieses Pfründnerbrot oder Prövenbrot (Hamburg) hatte sicher ganz verschiedene Formen; es stammt, wie schon der Name bezeugt, aus klösterlichen oder kirchlichen Stiftungen und war eine Art Neujahrsdeputat, das später an die Klosterdienstleute und damit auch an die Hirten überging. Schon als solche Neujahrsspende könnte das Brot Zopfform haben, die österliche Zeit aber wurde durch die gelbe Safranfarbe markiert. (Im Osnabrückschen gibt es Präbendroggenbrot.) Das Proevenbrot (1105) oder Prebendsbrot (1790) war ursprünglich ein Seelenbrot (daher Zopfform *), das die Domherren

*) Siehe Archiv für Anthropologie 1906, IV. 130 ff., wo dargelegt ist, daß die Zopfgebäcke das Haaropfer in Teigform an die Seelengeister vorstellt.

oder Klostergeistlichen erhielten, als Gegenleistung für die kirchliche Totenfeier; dieses herkömmliche Totenbrot erhielten auch die Armen und Pfründner unter der hergebrachten Zopfform, nur auf Ostern eigelb gefärbt. Man sieht, wie nur der volkskundliche Untergrund die Zeitgebäcke erklären läßt.

10. Durch ihre Namen lassen sich ferner als Ostergebäcke erkennen:

a) Der »Eiermond« (Eiermann), (Elbemarschen, Holstein, Rostock, Hamburg), ein lockerteigiges, rundes, breitringeliges Eierbrot aus dem Teig der Plunderkringel; in der Mitte anstatt des Loches auch bloß eine Vertiefung zur Aufnahme der frischen Erdbeeren aufweisend (Rochholz in Illustr. Ztg. 1868, S. 229); eine Ähnlichkeit mit dem Mond liegt meines Erachtens nicht vor. Abbildung siehe in der oft erwähnten Abhandlung über Brezelgebäck, Archiv f. Anthropologie, III, 1905, Fig. 44, sowie hier Fig. 44 *a*, *b*.

b) Der damit vermutlich identische »Ostermond« (Bremen: Ostermann), welches Backwerk Grimm (D. M., II, 651) als ein mondförmiges »Ostergebäck von heidnischem Aussehen« bezeichnet; worin aber das heidnische Aussehen bestehen soll, ist nicht gesagt. Es ist vielmehr sehr wahrscheinlich, daß »Eiermond« und »Ostermond« nur als Z e i t g e b ä c k e d e s O s t e r m o n a t e s aufzufassen sind, da am Niederrhein und auch in Island, das vom Erzbistum Bremen-Hamburg (1053) aus pastorisiert wurde, diese Zeit als E i e r z e i t oder Eiermonat bezeichnet wird. Coremanus (L'année de l'ancienne Belgique, 19) nennt den April Eiermaand, auf Sylt heißt der Mai Eiertiid oder Eiermunn (Weinhold, Monatsnamen, 36); auch in Alt- und Neuisland ist eggtid der Name für Mai. Im Ostfriesischen heißt der Ostersonntag Hickenbicken Söndag (wegen des Eierpickens, das sonst auch Spitzeln, Tupfen, Pecken heißt).

c) Der Salzburger »Eierkäs«, eine beliebte Osterspeise (Salzburger Kochbuch, IV, 11), mit Speisekräutern versetzte Crême.

d) Der fränkische »Eierplatz« (placenta), (Schmeller, I, 464), ein Eierteigfladen.*)

11. Die eigentliche Bedeutung des O s t e r e i e s (ndd.: PaaskEij) auf und in solchen deutschen, beziehungsweise germanischen Ostergebäcken, kann nicht aus christlich-jüdischem Gebrauche oder Ritus abgeleitet werden. Schon die Benedictio ovorum paschalium »ne daemones aliquid potestatis sibi in ea usurpare possint« (Pfannenschmid, Weihwasser, 142) spricht dafür, daß man damals heidnischen Brauch dahinter wußte; die altchristliche Sitte kannte ja das Osterei überhaupt nicht (Lippert, Christentum, 602) und man sammelt dasselbe nicht bloß auf Ostern, sondern auch am 1. Mai nachts (vergl. Jühling, Tiere in der Volksmedizin, 190 u. a.); darum kann man auch nicht biblische Symbole (Auferstehung) oder das kosmogenetische Symbol des aufkeimenden,

*) Im Egerländischen heißt die Frühlingspflanze Lotus corniculatus „Eierplätzl" (Egerland, IX, 28).

auferstehenden Lebens dahinter suchen (vergl. was Blau in der Z. f. ö. V. K., 1902, S. 225, sagt: »Das Landvolk weiß blutwenig von Natursymbolik«; ich kann das in bezug auf den Osterbrauch nur bestätigen). In der Oster- oder Frühlingszeit hat man eben aus wirtschaftlichen Gründen das Eiopfer bevorzugen müssen; denn sehr wahrscheinlich ist das Ei = pars pro toto; wie die Milch (Quark, Käse) das volle Kuhopfer vertrat, so konnte auch an die Stelle des ursprünglich lebenden Opferhuhnes ehemals das Ei getreten sein, dessen angesammelter Vorrat dann im Frühjahr ebenso verwertet wurde wie der Honigvorrat im Winter. Noch vor kurzem, berichtet Rochholz, II, 168, wurde in den Dörfern des Fricktales im Aargau am Ostertage, nachdem das Weihwasser für das neue Kirchenjahr frisch eingesegnet war, durch den Sigrist die Schwelle der Häuser mit diesem sogenannten Ostertauf bespritzt, wofür der Kirchendiener von jeder Haushaltung einen Laib (Spritz-) Brot und zwei Ostereier erhalten hatte; jetzt geschieht das nur privatim. Diese dem Sigrist (Mesner) gezinsten Ostereier sind an die Stelle jener Ostereier getreten, die man ursprünglich in den Neubau selbst vergrub, um dessen Dauer dadurch zu sichern. Noch kommt es vor, daß man in ein vom Strom bedrohtes Ufer Eier vergräbt. Als man ein Loch in das Gemäuer der Kirchspielskirche zu Iserlohn brach, fand man ein eingemauertes Ei; beim Abbrechen eines Waldhauses zu Altenhagen fanden sich im Fundament des Schornsteines Eierschalen (Liebrecht, Z. V. K , 295; Schweiz. Id., II, 268; Pfannenschmid, Weihw. 112). Heute noch bilden im Isarwinkel Eier ein Opfer beim Neubau eines Hauses. Hier trat wohl überall das Ei an die Stelle des Huhnopfers*) (Lippert, Christent., II, 323; Z. f. ö. V. K. 1901, 21; Urquell I, 32, 50, III, 1892, 233, IX, 230, V, 157, 158; Friedreich, Symbol., 567). In alemanischen Gräbern — Jahresberichte d. histor. Vereines Dillingen 1890—1900 nach gütiger Mittlg. d. Herren O. A. Richter Weber — fand man an Stelle des Leichenhuhnes Eierschalen, ebenso in bajuwarischen Gräbern (Beitr. z. Anthrop. Bayerns, XV, 102). Der Seelenhahn war das Opfer an die die Fruchtbarkeit beeinflussenden Seelengeister. Wenn der Bauer in die erste oder letzte Garbe ein Osterei einbindet (Mannhardt, Waldkult, I, 237), so erhält eben der Vegetationsdämon, der in dieser Garbe steckt, sein Opfer, mit dessen Darbringung derselbe versöhnt und für die nächstjährige Ernte günstig gestimmt werden soll, man steckt auch das Kindsfußgebäck (Fruchtbarkeitssymbol) hinein; diese Gebräuche sollen Beispiele der Stellvertretung des Seelenhuhnes durch das Ei sein. Der österliche Eivorrat wird (von den Kindern draußen im Felde nach dem alten Kinderbrauche) in der Osterzeit gesucht und gesammelt und da und dort gleich zum »Eiertatsch« (»Eier im Schmalz«) verkocht, was auch früher der zünftige »Tatschenbäcker« auf flachen Blechpfannen

*) Vergl. den Saatkuchen bei Hammarstedt: Såkaka och Gullhönna, 27 ff., wo das Eier brütende Huhn das Saathuhn vorstellt.

besorgte, oder er wurde zur Naturallieferung für die Klerisei und Kirchendiener an Stelle des Huhnes verwendet. Der durch die höhersteigende Frühlingssonne gespendete Wärme- und Fruchtbarkeitssegen der Osterzeit machte die vorrätigen lebenden Opfer dieser Zeit und deren Substitute zu besonderen Fruchtbarkeits- und Kraftmittel (»Schönheit und Stärke«). In Tannheim (Niederbayern) erhielt jeder Knecht ein Antlaßei, welches er mit der Schale verzehrte, um den vollen Fruchtbarkeitserfolg zu haben und damit er sich beim Heben keinen Leistenbruch zuziehe (das heißt nach Volksglauben nicht impotent werde); auch wurde daselbst das gekochte Antlaßei in zwei Hälften geteilt; eine Hälfte, in Leinwand gewickelt, wurde in dem Pferdestalle, die andere im Kuhstalle aufgehangen, um diese Tiere fruchtbar zu machen. Im Schwarzwald erhält der Pfingsthansl (Vegetationsdämonengestalt) Eier zum Geschenke. Am 1. Mai erhält der Pfarrer von Grün (am Bojersteige) Körbe voll Eier als Opfer der Bäuerinnen in der Kunigunden-Kapelle (Z. f. ö. V. K. 1902, 236). Der Pfarrer als Segenverteiler erhält das, was man den Seelengeistern, die über die Fruchtbarkeit walten, ehedem gab. Das Frühlings- oder Fastnachthuhn als Opfergabe wird durch den österlichen Vorrat an Eiern ersetzt beim Opfer und beim Geschenke. In Westfalen wird am ersten Ostertage die die Jahresfruchtbarkeit darstellende sogenannte Osterbraut mit Ostereiern beschenkt und unter Absingen von Reimliedern herumgeführt (Wöste, Wörterb. d. westf. Mundarten, 191). Die Kultzeit ist es, die die betreffenden Opfer zum Fruchtbarkeitsmittel im Volksmunde macht; daher ist auch das »hochheilige«, aber doch nie kirchlich geweihte Antlaßei am höchsten »Frei(ja)-Tage« vor Ostern, dem »besten Säetage« (siehe meine Volksmedizin, S. 156 und 208, und Z. f. ö. V. K. 1902, S. 226), das volkstümlichste Fruchtbarkeitsmittel des deutschen Volkes. Auch bei den Russen ist es ein angesehenes volksmedizinisches Heilmittel für kälbernde Kühe, bei den Germanen ein Mittel gegen männliche Impotenz und andere Geschlechtsleiden (1694): »Ein gantzes Jahr geschicht den Ayrn nit so vil Ehr, als eben jetzt zur Oesterlichen Zeit; man verguldets, man versilberts, man belegts mit schönen Flecklen vnd macht allerhand Figuren darauff, man marmelirts, man mahlts auch vnd ziehrts mit schönen erhebten Farben, man kratzets auß, man machet etwann ein Osterlämmblein, ein Pelican, so seine Junge mit aignem Blut speiset oder die Urständ Christi oder was anderes darauff; man siedets, man färbts grün, roth, gelb, goldfarb etc. *) Man machts auch schön gesprengt vnd verehrt es hernach ein guter Freund dem andern, ja man tragts heut in

*) Das gefärbte, mit Blumen bemalte Vogel-(Gänse-)Ei findet sich als Grabbeigabe in romanischen Steinsärgen 320 nach Christus bei Worms (Korresp.-Bl. f. Anthrop. 1897, S. 61 ff., 108). Die Bemalung war hierbei Schmuck des Totenopfers (vergl.: Die Bemalung der Totenschädel und der Blumenschmuck auf Herzfiguren, bei Opfertieren etc.); an die Göttin Ostara, die nicht existiert hat, zu denken bei solchen Grabbeigaben geht nicht an.

großer Menge (NB. nicht als Antlaßei, sondern als Osterei) in die Kirch zu der Weych vnd seynd ihrer gar vil, welche heunt vor allen anderen Speisen ein lind gesottenes Ayr essen oder außdrincken.« (Salzburg, A. Strobl, 189.) Beim Maibaumsetzen, einem germanischen Frühlingsbrauche, fordern die Burschen der Pfarrei Fürholzen (Oberbayern) von den Mädchen (Oster-) Eier (als Fruchtbarkeitsmittel). Im Allgäu hilft das Vergraben von Ostereischalen (Hülscha, Schelfen) in den Wurzgärten gegen den Abfraß durch den Krautwurm (Reiser, l. c. II, 131), wie auch in Galmaarde im Brabantischen St. Pauwelsbroodjes am Pauli Bekehrstag in den Ackerboden gegen den Saatwurm gelegt werden (Volkskunde, XIV, 218); nicht der Sonnenschein soll dadurch herabgelockt werden, sondern wie beim schwedischen Julbrote, das in die Ackerfurchen beim Pflügen gelegt wird, die unterirdischen Geister, die die Fruchtbarkeit beeinflussen, sollen durch Speiseopfer (Huhn, Ei, Brot) versöhnt werden. Wir haben oben schon über das »Antlaßei« gesprochen, und dies wird genügen, die Bedeutung des Ostereies in und auf den Ostergebäcken zu erklären; damit bringt sich ganz wohl in Einklang, daß auch beim Osterfest mit seinem Reigen und Wettlaufe die Fruchtbarkeitssymbole*) in den Gebäcksformen bemerkbar sind:

a) die Nördlinger »Tulpe« (s. o. S. 11 und Abbildung 55);

b) die Egerländer »Maultaschen«.

c) die schwäbischen »Ostergeigen« (Birlinger, Aus Schwaben, Sitten, 731, siehe Abbildung 57);

d) die Hamburger und Bremer »Klöwen« (Spaltgebäcke);

e) das thüringische Osterbrot (s. o. sub 3);

f) das süddeutsche Eierweckel (s. o. sub 6, Abbildung 54).

Die Nördlinger »Tulpe«, deren lappige Gestalt den Namen gab, ist wie die »Maultasche« ein das *αἰδοῖον γυναικεῖον* = vulva darstellendes Gebildbrot; diese letzteren sind eigentlich auch Mutscheln (Mutzen); mit dem »Ulmer Mutschala« (Mutzen, Mutscheln, siehe Abbildung 58) sind die »Augsburger Geigen« (ein Spaltgebäck) identisch. Der »Mütschlebäck« oder »Mutzenbäcker« stellte sie hauptsächlich auf Fastnacht in der Frühjahrsfeierzeit her als ein Spaltgebäck mit einem die rima vulvae markierenden tiefen Längsspalte, den auch der »Klöwen« (Spalt) aufweist (Maultasche, Mundschelle, Mutschel, Mutz) (siehe Abbildungen 59—62 und Tafel II, Fig. 9, 10, 11 der öfter erwähnten Weihnachtsgebäcke-Abhandlung).

---

*) Das österliche Phallusbrot, das vielleicht im deutschen Osterwecken und in dem oben erwähnten Königsberger Zümpelbrote gesucht werden darf, erwähnt Liebrecht (Z. f. V. K., 438): „In Saintonge in the neigbourhood of La Rochelle (Charente, Frankreich) small cakes, backed in the form of a phallus, are made as offerings at Easter ande are carried and presented fram house to house.“ Über den Phalluskult in der Osterwoche in Inverchetin (England) vergl. Mannhardt, Waldkult, I, 469; Kuhn, Westf. Sagen, II, 138, 406; siehe außerdem Korresp.-Bl. f. Anthropol. 1906, S. 17, 19.

12. Der beim letzten Backen in der Teigmolter zurückbleibende saure Teigrest, die sogenannte Höfl (Tirol) oder Trogscharre, wird angeblich in Ulten in Tirol von der backenden Person zum Teil dazu benützt, um aus ihm auf Ostern unbestimmte Gebilde in Brot herzustellen, welche angeblich dort »Gott« heißen. Dieser »Ultener Gott«, den ein Schriftsteller dem anderen abschreibt (vergl. Zeitschr. f. d. Mythol., I, 288; Simrock[4], 510; Panzer, 249; Wuttke[3], 279; Stauh, 38; Liebrecht zur Volkskunde, 437; Schoepf, 201; Z. f. ö. V. K., 1897, S. 16), dürfte vielleicht einem entstellten »Gottes-Laibl« seinen Namen verdanken, das ebenso hergestellt und auch »Gottesgabe«, »Gotteskuchen« genannt wird (O.-Pfalz). Vorerst muß aber die Tatsache, daß diese Trogscharre in Ulten wirklich »Gott« genannt wird, bestätigt sein. Herr Pfarrer Haas in St. Pankraz in Ulten schrieb unterm 26. Oktober 1905, daß dieser Ausdruck für Trogscharre dort nicht vorkommt (vielleicht früher?).

13. Lokale Ostergebäcke von untergeordneter zeitlicher Bedeutung sind ferner:

a) die böhmischen »Krapfen«, wahrscheinlich aus der Fastenzeit verspätet (Z. f. ö. V. K. 1904, 219) und als Spinatkrapfen der Osterzeit entsprechend wieder verwendet (s. o. Gründonnerstag);

b) der Elsässer »Guglhupf« (Napfkuchen), der vielleicht als Bienenkorb (in der Honigzeit) zu deuten ist und längs des Rheins sich auf Ostern bemerkbar macht;

c) der Frankfurter »Igel«, ein mit zugespitzten Mandelstiftchen stachelartig besetztes Semmelgebäck (siehe Abbildung 56), in heißem Fette gekocht, ähnlich dem sogenannten »Mandel-Wannl«; vielleicht nach dem griechischen ἔχινος (Lobeck, Aglaophamos, 1061) = Igelgebäck gebildeter Frankfurter Osterkuchen (Universallexikon der Kochkunst, I, 476); auch der eben erwähnte »Guglhupf« wird da und dort so gespickt.

d) der Anhalter »Fünzel«, der der Zeit entsprechend mit grünem Salat gegessen wird; es ist ein schnell (ahd. funs = promptus; Schmeller, I, 733) aus Ostereiern, Milch und Semmeln zubereiteter Osterauflauf (Z. d. V. f. V. K, 1897, S. 77, 93);

e) die Schweizer »Hosenknöpfli« = Leckzeltchen von der Form eines Hosenknopfes aus Mehl, (Oster-)Eiern, Zucker und Rosenwasser (Schweitzer Idiotikon, III, 751, 753), vielleicht ein Nußgebäck;

f) die mittelfränkischen »Pfeffernüsse«, welche das Körneropfer vielleicht in Erinnerung behalten. 1507 bewarfen die Elsässer Mädchen ihre männlichen Freunde »in ludo castri pascali« beim Osterburgspiel mit Muskatnüssen (Kotelmann, Gesundheitspflege im Mittelalter, S. 25).

14. Die Nachbarvölker haben (abgesehen von den schon oben erwähnten) noch als Ostergebäcke:

a) die schlesischen Tschechen die »Babe« (Festbackwerk) (vergl. Scheible, VII, 70);

b) die Livländer die »Rauschen«;

c) die Russen die »Kolatschen« (verschiedenes, meist ring- oder kreisförmiges Festgebäck) und »Pasken« (Osterfestgebäck, Quarkkäse-Formen);

d) in der mährischen Walachei werden »Buchten« (Wuchteln, eine Art Rohrnudel) mit Eiern am Ostersonntag geweiht und im Familienkreise gegessen; die dabei abfallenden Eierschalen werden auf die Krautschößlinge gestreut (Krautwürmer abwehrend); (s. Z. f. ö. V. K. 1896, 246);

e) die Engländer haben als Ostergebäck die pudding-pie »Pudding-Pasteten«, eine Art von Käsekuchen mit einer harten Kruste, mit Korinthen gemengt und mit Kirschengeist begossen; »er schmeckt den jungen Leuten besonders gut« (Hazlitt, l. c. II, 502). In dem Bocage Vendéen gibt es auf Ostern l'alise pacaude (Marmeladengebäck) (Revue des traditions populaires, XVIII, Nr. 10, Duine, sub. IV)

Damit soll natürlich keine abschließende Übersicht gegeben sein über die auswärtigen Ostergebäcke.

15. Die in der Osterzeit ganz auffallend zurücktretenden menschlichen Figuren (siehe Abbildungen 63—72) tragen als »Ostermann« — ein Osterweiblein gibt es nicht als Gebäck, auch keinen »Oster-Putz« — als »Teigmännlein« oder »Puppe« zur Charakterisierung der Kultzeit fast immer das Osterei. Wie nun das Osterei als Festgeschenksnamen auch auf Weihnachten übertragen vorkommt (Christei in der Pfalz = Christgeschenk), so kommen die Neujahrs- und Weihnachtsfiguren auch auf Ostern vor, aber nur als Ostern- oder Patengeschenke, das heißt als ein vom modernen Neujabr (Weihnachten) auf das österliche Neujahr mit Tauffeier übertragener Brauch. In der Pfalz erhalten die Knaben von ihren Paten außer sechs farbigen Ostereiern noch einen großen Osterhasen (s. u.) aus Teig, auf dessen Rücken ein kleiner Reiter sitzt. Die Mädchen erhalten eine aus demselben Teige gemachte große Puppe, die in der Regel nach dem weihnachtlichen Vorbilde ein kleines Püppchen (Kindersegen) auf jedem ihrer Arme hält (Grünenwald, l. c. 37 ff.). Auch in Neckargemünd gibt es außer den schon erwähnten Brezeln auch ein Backwerk in Puppenform oder Tockengestalt (Alemannia, XXVII, 292); es beschränkt sich also das Vorkommen von Osterfiguren mit weiblicher Gestalt bloß auf einen kleinen Bezirk, wo das Osterfest einige Züge des Neujahrs übernommen haben kann. Vielleicht sind auch der Winterriese und die Osterjungfrau damit vorgestellt als zeitlich verlegte Volkstypen aus der Frühlingsfeier.

16. Tierfiguren sind viel häufiger, und zwar:

a) Vogelgestalten; diese sind allerdings auch nicht durch ganz Deutschland üblich (siehe Abbildung 44). In Bayern, Schwarzwald, Tirol gibt es ein »Henna-(Hühner-)Brot« in Gestalt eines Hahns oder einer Henne, »gebackene Henne«, »Osterhenne«, welche das Osterei unterm Flügel trägt. Ersteres als Patengeschenk an Knaben, letzteres

an Mädchen (das gleiche aber auch am Allerseelentage) (Abbildung in Z. f. ö. V. K. XI. 1905, Suppl. III, Tafel X, Fig. 53; siehe Jahn, 189, Z. d. D. Oe. Alp. Ver. 1880, 203, Schoepf, Idiot., 201, 258). In Straßburg hat das Vogelgebäck die Gestalt eines (kinderbringenden) Storches; auf Korfu (griechisch-orthodox) die einer Taube (Pfingsten?). Eine Umformung des Ostervogels in den altchristlichen Pelikan *) findet man auf Lebkuchen, Marzipangebäcken und auf Ostereiern. Einen Frühlingsvogel stellt auch das schweizerische »Guggusbrot« dar, ein Osterfladen mit schnabelförmigem Kopfe, in dessen Mitte Wachholderbeeren und Rosinen das Auge andeuten (Fricktal bei Laufenburg) (Rochholz in Illustr. Ztg.). »Der schweizerische Katholik, der in der Mehlspeise das bloße Fasttagsgericht erblickt, nennt das erste nach den österlichen Fasten bereitete Fleischgericht, das aus gewickeltem Kalbfleisch mit Speckfüllung (und Grünkraut) besteht, ‚Fleischvogel' und ‚Kälbervogel', und eben dahin weist auch jene in der preußischen Altmark geltende Bauernsitte, den Rauchspeck nicht eher anzuschneiden, bevor nicht der Kuckuck gerufen hat.« (Rochholz in Illustr. Ztg. 1868, Nr. 1300, S. 383). Eine Reihe solcher Ostervögelgebräuche deuten auf den Frühlingsvogel, so der Umzug mit dem Hähnchen in Oberschlesien, der Palmpasch am Rhein etc.

b) In Österreich gibt es auch Ostergebäck in Gestalt eines Hirschen (Salzburg, Pinzgau); es ist dies aber eine zu seltene Erscheinung unter den Ostergebäcken, während er unter den Weihnachts-(Neujahrs-)Gebäcken häufig wiederkehrt.

c) Allgemein verbreitet dagegen ist das gebackene Osterlamm, das sicher nur das Symbol des jüdischen Osterlammes (Agnus Dei) ist, das das Christentum in seine Symbolik aufnahm, wofür wir aber oben schon die Belege beigebracht hatten. Der wirtschaftliche Lämmerbestand im Frühjahre begegnet hierbei dem biblischen jüdisch-christlichen Osterlammopfer, so daß die symbolische Schlachtung dieses von der Kirche geduldeten Opfertieres möglicherweise ein anderes, schon vorher übliches Frühjahrsopfer (Bock, Ziege, Kitz, Widder) verdrängt haben kann. Das Teigbild zweier aus Gerste bereiteter Widder warfen schon die alten Israeliten ins Opferfeuer als Stellvertretung des lebenden Tieres (Archiv f. Relig.-W., III, 216). Das Bild des christlichen Osterlamms ist in der altchristlichen Ikonographie häufig dargestellt. (Siehe Abbildung 101). Vom 4. Jahrhundert ab ist dasselbe als Symbol Christi mit einem Nimbus umgeben und über ihm das Monogramm Christi angebracht; solchen Heiligennimbus übernahm sogar das Teiggebilde, welches dieses christliche Osterlamm wiedergab. In der päpstlichen Kapelle wurden derartige Agnus Dei zuerst aus Wachs

*) Der seine Jungen speisende Pelikan ist als christliches Symbol auf bronzenen Fingerringen des 1. bis 3. Jahrhundertes (in oberägyptischen Leichengräbern) bereits nachweisbar (Forrer, l. c. XIII., Fig. 20).

geformt, wie ein Opfertier in Wasser getaucht, geweiht und dann nach auswärts verschickt (Ch. Godof. Hoffmann, Nova Script. ac. Monument. Collatio, 1731, II, 388). In der römisch-christlichen Katakombe S. Domitilla tritt das symbolische Lamm oder der Widder auf mit der Schäferwippe und dem Milcheimer daran. (Kraus, Christliche Altertümer, I, 439; Beilage Nr. 45 zur Allg. Ztg., 1905, S. 356, Anm. 16.) An die Stelle dieser später nicht mehr erkannten Beigaben trat schon in Oberägypten im 4. Jahrhundert (siehe Abbildung 101) die fliegende Siegesfahne (Sieg des Todes über das irdische Leben durch die Auferstehung); auch 1226 auf altfranzösischen Goldmünzen (Agneleti genannt) ist das Vexillum beim Osterlamm bereits sichtbar (Friedreich, Symbolik, 493). 1265 erhielten die Klosterfrauen des Aargauer Städtchens Klingnau das Recht, für ihre und ihre Nachbarkirchen sogenannte Oblaten zu backen, denen das Bildnis des Lämmleins, des Gegeißelten, des Kreuztragenden und des Gekreuzigten mit dem Backeisen aufgeprägt war (Gerbert, Nigra-Silva, III, 180). Ein solches Lamm Gottes, ein Steinbild, das aus einer Züricher Stadtkirche stammt und im dortigen antiquarischen Museum verwahrt wird, bildete Rochholz in der Leipziger Illustr. Ztg. 1868 ab; die Auferstehungsfahne auf diesem Bilde trägt eine Fastenbrezel (nicht »Osterbreze«, wie Rochholz angibt), welche mit der Osterzeit abschließt, nachdem die Fastenzeit gut überwunden ist. Nach solchen flächenhaft gezeichneten oder geprägten Osterlammbildern wurden auch die Osterlammbilder aus Teig plastisch hergestellt, wie in Deutschland so auch in den griechisch-katholischen Ländern; es bildet das Osterlamm häufig eine Zierde auf der Oberfläche des Osterkuchens und wird auch von dieser Unterlage getrennt als eigenes Patengeschenk gegeben; aber auch als Kuchenmodel findet sich das Osterlamm abgedruckt. Auf einem sehr primitiven und wohl auch als alt anzuschauenden Eiserkuchenmodel des Lüneburger Stadtmuseums — Frau Justizrat Gravenhorst sei hier bester Dank für gütige Überlassung des Originals zur Wiedergabe ausgedrückt — ist das christliche Osterlamm als symbolisches Opfertier abgebildet (siehe Abbildung 102) (ein Blutstrahl ergießt sich aus dem Halse des Lammes in einen christlichen Kelch), rechts der christliche Anker (vergl. Dictionnaire de la Bible, par E. Vigouroux fasc. XII, p. 1131, Forrer, l. c., S. 17), darunter ein christliches Kreuz †, links ein Kreuzbrot, darunter der Buchstabe W (Eigentümer), darüber ein Hahn in der linken oberen Ecke. Das Ganze erinnert in der Technik und Zeichnung an altchristliche Modelbrote. Dieses christliche Opfersymbol, das sich aus dem lebenden Osteropfer der Juden ableitet, hat zum Gegenstück ein anderes, ebenfalls von Rochholz in der Leipziger Illustr. Ztg. 1868, S. 249, abgebildetes weltliches Osterbrot, ein plastisch seinsollendes sogenanntes »Häli-Mutteli« (baellen = beilen = castrare; mutilus, verstümmelt, ungehörnt, Hammel, mouton); sein dichtes Wollvlies, in dem es daliegt, ist durch die viereckigen Formfelder des Waffeleisens roh

ausgedrückt; an der Stelle des Schwanzes aber trägt es ein Pfeifchen von rotgebranntem Ton eingebacken (ähnlich auch bei den Bonner und Kölner Göbbelcher); dies ist die bekannte Frühlingspfeife, geschnitten aus dem jungen Weidenholz unterm Absingen der Bastlösereime, bei deren Ton der Saft in dem Baste der Bäume aufsteigt und das Saatkorn emporschießt aus dem dunkeln Boden, in dem die Unterirdischen im Winter ruhten, bis der Frühlingsvogel sein Lied erschallen läßt.

Solches Osterlammgebäcke hat verschiedene Namen. Im Ansbachischen, wo die Dienstboten sie zum Geschenke erhalten, und im Böhmischen heißen sie: »Bätzela« (Lockton: baetz) (Deutsche Gaue, 105/106, S. 360); in der Herrnhuter-Kolonie Neudietendorf bei Erfurt heißen sie »Sonntagsschäfchen«. Alles Marktbrot, das der über Land gehende Hausvater seinen Kindern mit heimzubringen verspricht, wird auf Ostern »Lämmlein« (auf Weihnachten Christkind, auf Nikolaus Klausenzeug oder Nikolò, Spekulatius, auf Ostern auch Hasenbrot) genannt, mag die Form des Brotes sein welche sie will. Im schwyzerisch Wollerau am Züricher See ist »Schauf-(Schaf-) Böckli« bloß ein mit Butter bestrichenes Brotklößchen aus rauhem Mehle; am Fricktaler Rheinufer und um die Stadt Laufenburg hat das »Schäfli« die Daumenlänge des im Aartale üblichen Schnitterbrotes (Mäuschen genannt); im Berner Lande ist es zwar ein Pfefferkuchen in Lammsform, heißt aber wegen seiner Welkheit »Schlabbe« (schlaffweicher Teig) und »Tölpel«. Und so wird auch in der Kindersprache beides, Osterbrot und Schaf, mit dem gleichen Namen »Häli-Böggli«, »Häli-Mutteli« benannt, weil bei beiden die klumpig zugestutzte Gestalt das Augenfällige ist (Rochholz, Leipziger Illustr. Ztg., 11. April 1868, Nr. 1293, S. 249). Das Schweizer Böggli oder Baeggel (vom blökenden, böggenden Tone so genannt), das Koblenzer »Schäfchen«, das Einsiedler »Schafböggli« oder »Einsiedlerböggli«, das bayerische »Lamplbrot« ist alles das christliche Osterlamm in Teigform.

Die schönsten Osterlämmer bildet gegenwärtig das Lebkuchenmodel des Herrn Ebenböck (München) ab (siehe Abbildung 99), sie entbehren nicht des sinnigen Volkshumors (vergl. zum Beispiel die zwei lustigen Osterhasen, welche auf einem blumigen Hügel neben dem Tempel, unterm Baume scherzen, oder die sehr viel primitiveren Maiglöckchen und die zwei Pelikane auf dem Salzburger Osterlammmodel, dessen Original Verfasser der Güte der Frau Professor Andree-Eysn verdankt. Abbildung des Schafböggli aus Einsiedeln, siehe Tafel IX Fig. 44, d. Z. f. ö. V. K. 1905, Suppl. III).

d) Der B o c k, den wir schon oben als Osterbock, hircus paschalis, kennen gelernt haben, war jedenfalls in weit älteren Zeiten ein Opfertier der Germanen in der Frühlingszeit; die Indogermanen besaßen in vorgeschichtlicher Zeit nur den Hund, die Ziege als

Milchtier, das Schaf als Wolltier, das Rind als Zugtier, das Schwein als Schlachttier; Ziege und Schaf sind wohl weit ursprünglicher als das Rind; das Bockopfer ist wesentlich älter als das Rinderopfer. Als Gebäck figuriert der Bock fast nur in der Schweiz. Nach dem Bock geformte Kuchengebilde erwähnt der im 2. Jahrhundert n. Chr. lebende Athenaeus, III, 109 F (Rochholz, Illustr. Ztg. 1868, Nr. 1293).

e) Ein häufiges Paten- und Dienstbotengeschenk auf Ostern ist der gebackene Hase, der aber als »Osterhase« ebenfalls oft die Zeitmarke in Gestalt eines Ostereies trägt (siehe Abbildungen 89, 91, 93, 94, 96, 98, 100), zum Unterschiede vom eilosen Nikolaus-, Neujahrs- und Allerseelenhasen; dieses »Hasenbrot«, das heißt der Hase aus Brotteig, wird in Aarau auch als »Markthäsli« verkauft; es ist ein ganz allgemeines Gebäck auf Ostern in Deutschland, das die Eltern den Kindern vom Ostermarkte mitbringen, als ob ihnen unterwegs der Hase auf dem Feldwege (wie auf Weihnachten das Christkind oder der Bischof Nikolaus) dasselbe mitgegeben oder als ob man es dem Hasen abgejagt hätte, so daß »Osterhase«, wie Hasenbrot, Osterbrot und Osterei das Ostergeschenk, auch Taufschmausgeschenk (Pommern) überhaupt bedeuten kann (Erfurt, Voigtland, Nordthüringen, Ostpreußen) (Köhler, l. c. 288; Z. d. V. f. V. K. 1900, 209; E. Lemke, aus Ostpreußen, III, 64). In Köln bringt das Hasenhänschen das Hasenbrot aus dem Elbenlande mit (Z. d. V. f. V. K. 1899, S. 355; Mannhardt, Mythen, 410). Wenn der Wald raucht, dann backen auch die Hasen in Schwaben Küchle oder Brot, das heißt, es nähert sich die Osterhasenzeit mit den Zeitgebäcken (Birlinger, S. I, 377; Rochholz, Alem. Kinderlieder, 547). Wie bei den Slawen (Russen) der Frühlingsvogel, die Lerche, den Kindern Pfefferkuchen und Naschwerk bringt, so bringt auch der Osterhase als zeitlicher Vegetationsbote*) das Osterbrot oder Hasenbrot. Wir müssen hier wieder auf den volkskundlichen Boden, auf dem dieses Teiggebilde steht, zurückgreifen. Wie andere in einer bestimmten Kultzeit blutig erlegte Jagdtiere, so ist auch das Hasenblut, der sogenannte Hasenlauf oder Hasensprung, das heißt die Vorderklaue oder der Vorderfuß eines am ersten »Freitag« im März (also in der Frühlingszeit) geschossenen, also blutig erlegten Hasen, sowie das in Blut eingetauchte Fell eines Märzhasen ein volksmedizinisches Mittel gegen Hautkrankheiten (Rotlauf). Eine Reihe von volksmedizinischen Rezepten (siehe Jühling, Die Tiere in der Volksmedizin, 47 ff.; Meine Volksmedizin, 106, 161;

*) Auf antiken Bildnissen sieht man Hasen vor einer unterirdischen Grotte, in welcher das Beilager zwischen Bacchus Liber und Proserpina Libera vor sich geht. „Siegfrit (oder wer es sonst war) kämpft mit dem Winterdrachen sechs (Winter-)Monate um die eingesperrte (planetarische) Ostra, der Winter wird besiegt; der Held vermählt sich mit der Göttin (?) und der Hochzeitstag heißt davon Ostertag“ (Scheible, VI 248) Auch auf alten Nürnberger Lebkuchen, die den Reiter St. Georg mit dem Drachen vorstellen, sitzt die zu erlösende Jungfrau in einer Grotte, vor der der Osterhase (Zeitsymbol) kauert.

Schmidt, Mieser Kräuterbuch, 61; Wascherschleben, Angelsächsische Bußordnungen, 160, 176) schreiben vor, daß der zu diesem Zwecke (namentlich zur Steigerung der Fruchtbarkeit,*) Schönheit oder Stärke) verwendete lebende Hase entweder am 1. März oder an den drei »ersten Freitagen im März« oder am »Karfreitag« vor Sonnenaufgang geschossen sein müsse, also nur der zur Frühlingszeit (am Tage der Venus oder Freia?) blutig erlegte wilde Hase, der das Kultopfertier substituiert, hat den gesund, schön und fruchtbar machenden Wert, den ihm der germanische Volksglaube beilegt; so kam auch der geschlachtete und der lebendige Hase in die Osterpasteten (siehe Rumpolts Kochbuch, 1581, S. 62) als Kraft, Schönheit und Stärke gebendes Nahrungsmittel der Frühlingszeit. Wir haben schon bei der Beschreibung der Nikolaus-Gebäcke (siehe Z. d. V. f. V. K. 1902, S. 199) darauf hingewiesen, daß Hirsch und Hase, weil blutig erlegte Jagdtiere, auch beide das blutig geopferte Tier ersetzten und so auch zum Zinstiere**) wurden; darum erscheint auch auf den Schweizer Tirggeli (zu: torquere) vom Züricher Seeland der Hase vom zinsenden Bauer in der Hand hängend und getragen; ebenso ist der Freiberger »Bauerhase« als bäuerliches Steuerbrot gegeben. Der Osterhase ist also nicht immer elbischer Vegetationsdämon, auch nicht immer Fruchtbarkeitssymbol, sondern auch das d u r c h d i e K u l t z e i t fruchtbar machende Opfertier, beziehungsweise dessen Substitut. Da die Volksmedizin einen von dem Bekehrungseifer der Geistlichkeit weniger berührten Überlieferungsstrom aus älterer Zeit darstellt und da die Volksmedizin sehr häufig ihre ältesten Mittel gerade aus dem Opferkult bezog und diese auch in dem Substitut des Opfertieres (vergl. auch den Gegensatz zwischen Hasenherz und Löwenherz; das Herz verzehren ist nur beim Kultopfer von Bedeutung für die Kraftgewinnung) manche Rudimente des blutigen Opfers erhalten hat, so ist in dem blutig erlegten Märzhasen sicher das letztere gegeben, umsomehr als der Hase auch an anderen mit Seelenkult verbundenen Jahrestagen als Gebäckfigur auftritt. Der Schritt vom Opfersubstitut zur Nachbildung in Teigform lag ja gewiß sehr nahe. Daß »der Osterhase einst der Frühlingsgöttin Venus (Freia) h e i l i g war« (Meyer, Konv.-Lex., 5, VIII, 281), glaubt wohl heutzutage niemand mehr; ebensowenig daß der Osterhase auf die Bilder der keltischen Nehalennia hinweist (Freybe, 25). Das Bild des Hasen, das auf altchristlichen Funeralobjekten sich findet (vergl. Forrer, l. c. 24), ist dabei durchaus nicht immer Symbol »des vorwärts strebenden Christentums«, »des Christen, der das Leben

*) Papst Zacharias verbot 755 das Hasenfleisch als christliche Speise, weil es nach moseischer Anschauung (3. Buch Mosis, XI, 6) geil machen sollte (Friedreich Symbolik, 435).

**) Die Männer von Unterwalden brachten nach alter Sitte dem Vogt eine sogenannte Heiligengabe oder Heiligensteuer von Hasen (Höfer, Etymol. Wörterbuch, III, 190)

durchlaufen hat und der die Frucht des ewigen Lebens genießt«, sondern häufig genug bloßes Ornament als Jagdtier, das aus älteren Perioden fortgeführt wurde.

f) Die sehr seltene gebackene »Oster-Ente« trägt ebenfalls als Zeitmarke das Osterei; sie ist ebenfalls nur als Frühlingsbote aufzufassen.

g) Auf den Züricher Tirggeli sieht man, wenn auch selten, die Gestalt eines Wolfes, der sonst nicht als Tiergebäck figuriert, während er als Gebäckname »Osterwolf« auf Ostern sich zeigt, und zwar nur in Pommern (1451): De Kumpan des rades (zu Greifswald) dem de tolle und de hoppenscheppel bevallen wert, hyrvor schal hee hebben alle jar en vôder hoyges, to Paschen enen wulff van den bekkern, siven herink van den backen (aus Th. Pyls Pommerschen Geschichtsdenkmälern, p. 41, Nr. 3; Stralsunder Chronik, 3, 37). Nach Schiller-Lübben, V, 786, schrieb man in Stralsund 1558: »L. sende mi einen groten wolff tom nien jare«; demnach hat es sich um ein »Osterwolf« oder »Wolf« benanntes Lokalgebäck gehandelt, das auf Ostern und Neujahr üblich war und wovon der Zollverwalter des Rates zu Greifswald auf Ostern (neues Jahr) sein Deputat als eine Art Osterstift von den zünftigen Bäckern erhielt; diese haben das heute noch in Stralsund übliche, vor Ostern für alle Familien gebackene Weizenbrot aus alter Gewohnheit »Wolf« oder »Osterwolf« benannt, womit sie wohl nur das die üblen Vegetationsdämonen vom Getreide abwehrende Saatbrot (in Kreuzform) meinen konnten. Es war eigentlich ein Neujahrsbrot (vergl. Z. f. ö. V. K. 1904, S. 202, Hauswolf, Wo-Wölfl, Neujahrswolf, Neujahrshündlein etc.), das man vermutlich den Seelenhunden oder Wölfen zur Versöhnung gab. Das Christentum machte daraus auf Ostern (siehe Karfreitag) ein Kreuzbrot gegen die bösen, die Saat ungünstig beeinflussenden Kornwölfe (Hexen); das sogenannte Osterwolfgebäck ist formell unter anderem auch ein halbes Kreuzbrot, das anderwärts ebenso gebildet wird unter dem Namen »Pollweck« oder »Kreuzweck« (Marburg) (siehe Abbildungen 40, 43, 45, 47). Die tiefen Kreuzfurchen, welche das Brot leicht auseinanderbrechen lassen, sind durch unten umgreifende Teigklammern festgehalten; diese Teigklammern hat nun die Volksetymologie als Wolfsklauen gedeutet; einige sehen sogar ein Wolfsmaul und vier Wolfsfüße (»In Neuvorpommern und Rügen werden um die Osterzeit ‚Wölfe' aus Teig gebildet, welche alle Viere von sich strecken und ein weit aufgerissenes Maul zeigen gleich dem Höllenwolf Fenrir«, in Zeitschrift »Der Bär«. VII, 1881, S. 395, mir nicht erreichbar), die aber nirgends dem objektiven Auge auf dem Stralsunder Osterwolf sichtbar sind; es müßte denn sein, daß unter dem Namen »Osterwolf« verschieden geformte andere Gebäcke kursieren, was mir zwar nicht bestimmt genug versichert werden konnte; sonst sehr zuverlässige Quellen berichteten allerdings, daß sowohl

krötenähnliche Fladen, als stollenförmige Klöwen mit »Osterwölfe« bezeichnet werden;*) diese Vielseitigkeit der Formen — vorausgesetzt, daß die mir berichtenden Quellen recht haben — würde beweisen, daß man nicht den Wolf als solchen figurieren wollte, sondern ein zeitgemäßes Segensbrot gegen den Saatwolf (Korndämon) geben wollte. Durch dasselbe wollten sich wohl die Bäcker gegen Getreidemißwachs schützen, wie sich auch der Hirte seine Herde gegen den Wolfsbiß zu sichern suchte. »An der rechten Vasnacht nym von jelicher (ge)richt (Pancarpie) den ersten pissen vnd ain gersten meil vnd pach ain zeilten daraus vnd gibs dem viech, da peißt dirs kain wolf nicht« (Schmeller, II, 1118). Der Roggenwolf ist ein durch ganz Europa bekannter Korndämon; dieser auch in den Zwölften vor Neujahr in Thüringen auftretende Kornwolf erhielt ebenfalls wie die Seelenhunde sein Brotopfer (Witzschel, II, 175; John, 178 ff; Mannhardt, Feldkult², II, 188), welchem Gebäck die Volksphantasie gewisse Formen je nach der Zeit zu geben gewöhnt ist, Kreuzform in der Karwoche, hakenkreuzartig auf Neujahr, klöwen-, das heißt spaltförmig in der Fastnacht, übergroß in der Pflug- und Erntezeit. Moderne Bäckerlaune könnte allerdings auch schon eine dem Wolf ähnliche Figur herstellen, aber nur aus volksetymologischer Weisheit, wie man ja auch in Thüringen schon Brezeln mit zwei bittenden Armen darstellte, weil man »Brezeln« von pretiola, pretiuncula, preces ableitete.**) Es ist darum höchste Zeit, die ursprünglichen Formen der Kultgebäcke (Gebildbrote) zu sammeln, ehe der aus Volksetymologie und Konkurrenzeifer schaffende moderne Bäcker diese bereits umgedeutet und geformt hat. Eine Parallele zu dem deutschen Osterwolf ist der normannische Loup vert, ein Vegetationsdämon, der in der Mittsommernacht nach einer längeren Fastenfrist (wie beim Seelenkult) ein mit Blumen geschmücktes riesenhaftes Brot, »un énorme pain bénit à plusieurs étages« (also eine Art Haug o. Höger, siehe Z. f. ö. V. K. 1905, IX, Suppl. III, S. 39), das man prozessionsweise herumtrug, erhielt (Mannhardt, Waldkult, I, 325). Dieses Brot könnte ebensogut Loup vert heißen, wie das dem deutschen Kornwolf als Vegetationsdämon gebackene Brot Osterwolf heißt. Die riesenhafte Größe des Brotes symbolisiert dort — eine demonstratio ad oculos — den übergroßen Segen, den man similia similibus erhofft; je nach dem zu erwartenden Fruchtbarkeitssegen variiert dann auch das Gebildbrot. Da nun der Ostertag ein Neujahr war, so kann es uns nicht auffallen, daß in dem Kloster-, Kirchen- und Gemeindehaushalt auch auf Ostern Neujahrsgeschenke, sogenannte Deputate, Präbende oder Renten***) als Gebäcke erscheinen,

*) Auch gibt es dort in neuester Zeit bereits Stollen auf Weihnachten, die „Weihnachtswölfe" genannt werden, weil sie in dieser Zeit am gängigsten sind.

**) Gartenlaube 1905, S. 448.

***) Man beachte, daß hier klösterliche Ausdrücke aus lateinischer (romanischer) Quelle vorliegen.

so auch die »Pasch-Rente«, eine Art von Zinskuchen (dänisch paaske-rente) in Gestalt eines Osterbrotes, das auch als stiftliche Abgabe oder aufgezählte Steuer galt, wie der Osterstufen, den wir oben schon erwähnten. Wenn A. Freybe (Ostern in deutscher Sage, Sitte und Dichtung, S. 5) meint, daß »der Osterfladen, Osterstollen, Osterstufen, Osterküchel, welche zu dieser Zeit gebacken werden, wie alle solchen Gebildbrote auf alte Opferschmäuse zu Ehren der Ostara weisen«, so ist dies (ganz abgesehen von dem Osterstufen, der gar kein Gebildbrot, sondern eine gestiftete Tuchabgabe war) auch schon deswegen hinfällig, weil es keine Göttin Ostara gab.

Bis zum Jahre 1806 hatte die frühere Reichsstadt Frankfurt jede Osterzeit bei Ablegung der Gemeinderechnung das sogenannte »Igelmahl« gehalten, so benannt nach dem oben schon erwähnten »Igelgebäck«, welches jahrhundertelang wie etwas Unabänderliches auf dem Speisezettel des ehrsamen Stadtrates mit aufgezählt stand (Rochholz in Illustr. Ztg. 1868, Nr. 1299, S. 370) Über das Jungfernbrot als österliches Deputat an das Kloster Lüne haben wir schon oben gesprochen.

Oster-Montag.

Engl.: Eeaster-Monday, Black-Monday (1360), im Tiroler Patznauntal Kücheltag genannt; ostfries.: Eiertrullen-Mandag (wegen des Eierrollens); Holstern, Duwengelag (Werfen auf eine aufgehängte Holztaube und darauf ein Gelage).

Auf diesen zweiten Festtag der Osterzeit haben sich, wie auf den zweiten Weihnachtstag, einige Volksgebräuche der voraufgegangenen Festzeit fortgesetzt. Die Eierschalen der verzehrten Ostereier, die an grünen, im Saft stehenden Reisigästen stecken, werden mit Salz bestreut auf die gepflügten Äcker hinausgeworfen als Saatunglück abwehrende Mittel. Im Elsaß zieht die kirchliche Prozession der Gemeinde um den Feldbann (Eschgang) am Ostermontag (und am 25. April, St. Markustag) zur Erreichung des Flursegens (Eschwachs), wobei das mitgetragene christliche Kreuz an die Stelle des früheren simulaorum, quod per campos portant (Ind. superst., 13) trat (Els. Wörterb., II, 50). In einigen Gemeinden des Schweizer Kantons Uri gehen junge Burschen am Ostermontag in die Häuser der Mädchen, um (fruchtbar machende) Ostereier (siehe oben) zu heischen (wie in der Fastenzeit oder am Frühlingsfeste das Küchli); an einem der folgenden Sonntage werden beim Eiertanz (Osterreigen) dann die Eier bei einem gemeinsamen Mahl verzehrt (Schweiz. Arch. f. V.K., II, 64); in der Niederlausitz werden die Dingeier »Kicke« mit großen Pfefferkuchen und Fastenbrezeln gegeben. (Scheible, l. c. VII, 925 ff.; Lippert, Christent, 604). Im Elsaß werden am Ostermontag den Patenkindern Osterkuchen (siehe oben) gespendet. Vor 1775 wurden in Zürich am Ostermontag hin und wieder Mahlzeiten (vergl. das Vogtsgedingessen

in der Jülicher Vogtei zu Aachen) gehalten, welche meistens aus Eiern, süßen Fladen und Kuchen bestanden (Schweizer, Id., I, 581). In dem alten Moßbacher Stadtrechte (1520) heißt es: »Den Ostermontag als man wio von Alters Fladen (siehe oben) versucht.« (Birlinger, S. II, 73). Im Böhmerwald gibt es meistens in den dortigen Wirtshäusern »eingeschlagene Eier« (Eiertatsch siehe oben). Im Tiroler Stanzertal wurde sonst an diesem Ostermontag Pflug und Lamm feierlich umgeführt (Rochholz). In England werden am Ostermontag bei den Osterwettläufen Stallhasen von den Knaben »eingefangen«. Hazlitt (l. c. I, 204) teilt darüber noch mit: »They have an ancient custom at Coleshill in the county of Warweck, that, if the joung men of the town ean catche a hare and bring it to the parson of the parish before ten o'clock on Easter-Monday; the parson is bound to give them a calfshead and a hondred of eggs for their breakfast and a groat (8 sous) in money.« Hier ist der Pfarrer wohl als Wettersegenspender der Empfänger eines durch Jagen in der Früh eingefangenen Hasen, wofür er dem quasi Opfertierelieferanten einen Kalbskopf zum Frühstück geben muß neben Geldlobn und hundert Eiern; der fruchtbare Hase hat eben in dieser Kultzeit ebenso hohen Wert nach dem Volksglauben, als das christliche Osterlamm für den Saatsegen, wenn sie geopfert wurden. Vielleicht hat hierbei der Vegetationsdämon der Frübjahrszeit zugleich die Rolle des Opfersubstituts übernommen?

Am Osterdienstag, der im Thurgau wegen des dort üblichen Gerstenbreies »Gerstentag« heißt, war am Frau Hola-Stein eine allgemeine Brotspende üblich sowie Geschenke von Brezeln, Ostereiern, Eierkuchen (Höhl, Röhnspiegel, 93). Im Allgäu war am Osterdienstag der Eschgang (»Nach Emaus gehen«) oder Kreuzgang der Flurwaller, wobei die Kinder harte Ostereier und einen sogenannten Hellerweggen erhielten (Reiser, l. c. II, 131). In Steiermark ist das Gänse-Rennen ein Oster-Wettlauf üblich. Im deutschen Böhmen erhielt am Osterdienstag die ganze Hausgenossenschaft süße Milch mit weißer Semmel (antizipierter Pfingstbrauch) als Mittel gegen die Mückenbisse (John, Sitten, 69). Bei den Russen beißt diese Wocbe des bei ihnen höchsten Jahresfestes die schöne, herrliche, große Ruhewoche (Yermoloff, 159).

Die Ostfriesen nennen den Osterdienstag »All op-êten-Dingstag«, in welcher Zeit die Überreste alle aufgegessen werden sollen.

Da wie auch an anderen Jahresfesten der Volksbrauch von solchen Jahresabschnitten gewisse althergebrachte Übungen und Annehmlichkeiten auch auf die folgenden Wochen nach solchen Festen ausdehnt, so ist es nötig, auch noch

C) die Zeit nach Ostern zu besprechen.

Erster Mittwoch nach Ostern heißt bei den Russen im Gouvernement Wilna »der Hagel-Mittwoch« (Yermoloff, 165, vermutlich wegen der Hagelfeier).

Erster Donnerstag nach Ostern. An diesem Tage wird das russische Frühjahrstotenfest gefeiert (siehe oben), das bei den Deutschen am Totensonntag in der Fasten vorausgegangen war.

Erster Freitag nach Ostern. Bei den Russen heißt er Einladetag oder Bittag (Yermoloff, 166), eine Art Erinnerungstag an die Seelen der Verstorbenen, die noch einmal an den Familientisch zu Gast gebeten werden. In Böhmen ist dies die goldene Stunde oder Press. Bei den griechisch-orthodoxen Bosniaken lagern sich die Anverwandten auf den Gräbern, nach einem Gebete für die Verstorbenen essen sie gefärbte Eier, gebratenes Fleisch und Kolatschen; Eier und Kolatschen legen sie auf die Gräber (Z. f. ö. V. K. 1900, S, 65).

Erster Freitag nach Ostern. An diesem Tage findet im Pustertal die sogenannte Widderprozession von Virgen und Prägraten nach Lavant statt (Widderopfer zur Saatzeit, Z. d. V. f. V. K. 1895, S. 205).

Am Sonnabend vor dem weißen Sonntage wird bei den griechisch-katholischen Südslawen in der Kirche für die Ruhe der verstorbenen Verwandten Brot geopfert und dann am Tore an die Armen verteilt (Sartori, Die Speisung der Toten, 67). Diese Brote, welche die Priester backen lassen, um sie den Gläubigen mit nach Hause zu geben, sind äußerlich mit roter Farbe bemalt, auf der die Worte: »Christus ist von den Toten auferstanden« mit goldenen Buchstaben zu lesen sind. Diese Brote zerschneiden die Priester in eine Menge von Schnitten, die in Körben angefüllt werden; mit diesen gefüllten Körben treten die Priester zur Galerie des Altars hinan und verteilen von da herab die Brotschnitten an die Gemeindeglieder, die sich mit hundert ausgestreckten Armen herandrängen. Stückchen mit Buchstaben sind besonders Glück bedeutend, außer jenen mit dem Worte »Toten«. Diese kleinen Brotstückchen werden am Brette des Hausheiligen aufbewahrt (als Glück fürs ganze Jahr), (Scheible, l. c. VII, 937 ff.). Dieses griechische Totenbrot spielt also die Rolle eines Jul- oder Neujahrsbrotes, einer durch die Kultzeit glückbringenden Opfergabe.

Erster Sonntag nach Ostern Quasimodo-geniti, weißer Sonntag (NB. Vor dem 16. Jahrhundert war der Sonntag Invocavit der weiße Sonntag nach Grotefend. Nach Birlinger, II, 62, ist im Schwäbischen der erste Fastensonntag noch der weiße Sonntag); seit dem 16. Jahrhundert ist die Dominika in albis (scil. vestibus propter baptisma) weißer Sonntag; engl.: White Sunday; ndd.: witteldag (Dänhert, 554); engl.: Loe-, Low-Sunday = little Sunday after Easter; mnd.: Goychkentag (Gauchen-, Kuckuckstag); Freudensonntag; Böhmen: Pröbelsonntag; Solothurn: Bohnensonntag (wegen einer kirchlichen Bohnenspende), (Reinsberg, Düringsfeld, Das festliche Jahr, S. 120); Bayern: kleiner Ostertag, Mettag, wegen des Schön- und Stärketrunks

in den Methäusern, wo sich die Gäste mit rautenförmigen kleinen Honigkuchenfleckchen »Schifferl« bewerfen, ein fruchtbar machender Wunsch-Brauch, der an das Überschütten der Braut mit Körnerfrüchten (nuces projicere, Konfettiwerfen) erinnert.

Im deutschen Teile des Böhmerwaldes wurde früher am weißen Sonntag zur Jausenzeit die ganze Hausgenossenschaft mit süßer Milch und Semmeln (Weißbrot) bewirtet, damit sie alle später vor dem lästigen Beißen der Mücken bei der Heuarbeit beschützt waren (vergl. oben die flöhevertreibende Wirkung der wendischen Honigbrote). Im Allgäu wurden früher (1700) die Hirten am weißen Sonntag in der Fasten gedingt und ihnen »weiße« Brocken in süßer Milch aufgesetzt (Herrn Kurats Frank gefällige Mitteilung) als eine Art von Saisonbrot, das dort aber n i c h t ö s t e r l i c h, sondern ein Fastenzeit-, also Frühlingsgebäck war.

In Stralsund ist eine Abgabe von »weißem Brot« üblich, das die Rolle eines schönen, leckeren Festbrotes hat, das aber auch sonst die elbischen Geister gerne haben. Der Lüneburger Hinzelmann schlürft täglich eine Schüssel voll Milch mit Weißbrot (Meyer, Myth. d. G., 218), auch die Krankheitsdämonen und Quälgeister werden mit Weißbrot behandelt. 1392 erhielten die Siechen (Armen) im Spital zu Dinkelsbühl am weißen Sonntag ebenfalls solche weiße »Schönbrote« (von Steichele, Bistum Augsburg, III, 302). An anderen Orten Schwabens waren österliche Eierkuchen (siebe oben) üblich; im Westfälischen heißt der Tag deshalb auch Pannekauken-Sundag wegen der Pfannenkuchen (Woeste l. c. 194).

In Erfurt ist an diesem weißen Sonntag die sogenannte »Peters Kirmse« (Kirchweih des früheren Klosters auf dem Petersberge), bei welcher die schon oben erwähnten ringförmigen Windbeutel (Ringe) üblich sind als verspätete Fastenbrezeln aus windigem, lockerem Teige. In der Pfalz erhalten die sogenannten Nachtmahlkinder, welche zum erstenmal kommunizieren, am weißen Sonntag nach Ostern von ihren Eltern einen kleinen, formlich vielleicht bedeutungslosen Rundkuchen, auch Guglbupf genannt, wie in Frankfurt auch, mit Milch; dazu sechs gefärbte Ostereier in ein »weißes« Tuch gehüllt (Grünenwald, l. c. 38); überhaupt spielt der Guglbupf um diese Zeit in und um Frankfurt eine gewisse Rolle.

Das am Sonntag der Thomaswoche (weißer Sonntag der Westeuropäer) geweihte Brot ist bei den Russen ein fieberabwehrendes Mittel (Yermoloff, 166). D i e a u f d e n w e i ß e n S o n n t a g f o l g e n d e W o c h e ist bei den Russen die Thomaswoche, neue Woche oder Geleitwoche. Am ersten Sonntag derselben feiert das russische Volk ein Frühlingsfest, die Krassnaja Gorka (wegen der roten Bestrahlung des nächsten Berges durch die neue Sonne, deren neues Geleite auch begossen wird, daher auch Begießtag [Politki] genannt).

Zweiter Montag nach Ostersonntag.

Montag nach dem weißen Sonntag heißt im Englischen Lange-Mark-Day, wegen des Flurganges längs der Feldermarke (Eschbann), der in Deutschland in der Rogationswoche und am St. Markustag (25. April) vorgenommen wird. In Rußland ist das der Montag in der Thomaswoche; an diesem Tage gedenken die Kleinrussen ihrer Toten, weil in der sogenannten Geleitwoche das große Osterfest dahinscheidet, und das, was übrig blieb, den Verstorbenen gegeben werden muß; die Frauen und Weiber sammeln sich in den Sippenbütten, um für das Seelenheil der verstorbenen weiblichen Verwandten zu beten; daher ist es das »Frauen- und Weiberfest« (Yermoloff, 166). Er wird auch bei den Russen »Erinnerungsmontag« genannt; es werden geweihte Speisen auf die Gräber der Hingeschiedenen gelegt und daselbst verzehrt. Gewöhnlich haben sie in der Mitte eines Tellers ein großes, hohes, rundes Brot, um dieses herum rote Ostereier, Salz-, Kringel- und Honigkuchen gelegt. In dem Brotzylinder steckt ein brennendes Seelenlicht. Andere fügen auch noch ein Töpfchen mit Honig hinzu; auf dem Brote liegt »ein Büchlein des Andenkens«. Nach der priesterlichen Weihe des ganzen Seelenopfers, das auf dem Grab steht, fangen die Familienmitglieder an, in Gesellschaft der Priester auf den Grabhügeln zu schmausen und zu trinken (Scheible, VII, 940). Was hier die griechisch-katholischen Russen des 19. Jahrhundertes noch betreiben, war im westlichen Europa schon 589 verboten »manducare et bibere super tumulos« (Homeyer, Der Dreißigste S. 154). Wir sehen also hier bei den griechisch-katholischen Russen einen ausgesprochenen Seelen- und Totenkult bei ihrem österlichen Frühjahrssonnenfeste.

Der zweite Dienstag nach Ostern heißt bei den Engländern Hoc-Tues-Day = hoher Dienstag, auch Hoke Day. Hocke Tide = hohe Zeit (Hazlitt, l. c. II, 317).

Der zweite Freitag nach Ostern (Lancea Domini) hieß in Köln: Gottestracht, Speer- und Kronentag, Kronfreitag, Drei-Nägeltag (vielleicht hatten diese drei christlichen Kreuznägel wie der Leonhardnagel eine Beziehung zum simulacrum, quod per campos portant). Die christliche Gottestracht durch die Fluren verdrängte vielleicht ein eisernes Fruchtbarkeitssymbol; dieser Tag hatte auch Beziehung zur Hagel- oder Wetterfeier (Weerfeier).

Der zweite Sonntag nach Ostern Misericordia, Bocksonntag (Osterbock), Hirtensonntag (vermutlich wegen des ursprünglich von Hirten geopferten Bockes vor dem Weidebeginn) mit dem Hammeltanze; siebweise werden dazu die runden Osterkuchen (im gothaischen Dorfe Wolfsbähringen) und tonnenweise wird das Pfingstbier!! dazu auf die Almendwiese hinausgefahren, wo der Hammel unter der Tanzlinde geschlachtet und nebst einem Gerichte

Schweinefleisch von jung und alt verzehrt wird (Rochholz in Illustr. Ztg. 1868, Nr. 1293), also ein Pfingstbrauch.

Am Samstag nach Misericordia gab es im Kloster Maria Wald im Bergischen »Weggen« (keilförmiges Opferbrot) in der Bittwoche oder in der Zeit des Felderumganges, die sonst »Wallweck« heißen.

Dritter Sonntag nach Ostern Jubilate. Am folgenden Montag wurde an die Schüler in Fränkisch-Henneberg ein hufeisenförmiges süßes Horngebäck, sogenanntes Hufeisen oder Roßeisen mit Brezeln (Stabausbrezeln) verteilt (Spieß, l. c. 112, 114, 115); auch hier dürfte ein ehemaliges Bockopfer der Gemeinde Anlaß zur Schülerspende gewesen sein; diese letztere lehnt sich vermutlich an das österliche Schulfest an; Das Horngebäck und das gebackene Hufeisen sind formell nahezu identisch, auch mondsichelartige Gebäcke haben Ähnlichkeit damit, aber ohne die reale Form dieser »Roßeisen« genannten Gebäcke zu kennen, läßt sich darüber nicht entscheiden; doch möchte aus der häufigen Hornform der Gebäcke in dieser Flurwallerzeit auf letztere mit mehr Wahrscheinlichkeit geschlossen werden.

Von da ab verlieren sich die eventuellen Nach-Ostergebäcke ohnehin und mischen sich mit den Gebäcken der sogenannten Rogationswoche oder Hagelfeier und Pfingstbräuche so, daß wir damit die Ostergebäcke beschließen können und müssen.

Überblicken wir nunmehr all die Gebäcke der Gruppen *A*, *B*, *C*, so muß uns folgendes auffallen:

1. Die Häufung der grünen Gebäcksarten vor Ostern (Gründonnerstag) durch ganz Deutschland, die auf einer älteren germanischen Wertschätzung der ersten Frühjahrskräuter mit Besegnung beruhen dürfte.

2. Die Häufung der Kreuzbrote am Karfreitag, die ganz deutlich (wie überhaupt die meisten Gebildbrote eine wahre Demonstratio ad oculos sind) nur das christliche Kreuz symbolisieren; das nichtchristliche Hakenkreuz fehlt unter den Gebäcken ganz.

3. Die Häufung der mit Eigelb und (Oster-)Eiern ausgestatteten gemengten oder belegten Gebäcke, die wieder mit Farbe und Ei deutlich die Frühlingszeit markieren und dadurch vor anderen Zeitgebäcken, die das Huhnopfer als Ganzes substituieren, sich unterscheiden.

4. Die Häufung der Honiggebäcke längs der slawisch-wendischen Gebiete, die vermutlich vom Volksbrauche der nahen russischen oder Balkanländer beeinflußt erscheinen, in denen das Osterfest einen noch älteren christlich-jüdischen Neujahrstypus bewahrt hat als bei den westeuropäischen Völkern.*)

*) Das christliche Pascha ist nur eine Umformung des jüdischen und nichts anderes (E. Schwartz in Zeitschr. f. d. neutest. W., VII, 1906, 1. Heft).

5. Die Häufung der Fladenformen in der eigentlichen Osterzeit *(B)* und der besseren Semmelmehlgebäcke (Weißbrote). Die Zeichnung derselben hat mit dem Sonnenrade keine Beziehung, sondern ist nur dekoratives Motiv, das sich von selbst ergibt.

6. Die Häufung der sogenannten Spendebrote als Präbenden, Rente oder Deputate (Abgaben), die sich durch die österlichen Jahresrechnungen der Klosterstiftungen und Gemeinde (Ostern-Neujahr) erklären lassen. Überhaupt finden sich viele Gebäckanalogien zwischen Neujahr (Weihnachten) und Ostern. Bei den griechischen Katholiken und deren Nachbarn ist das österliche Neujahr ausgesprochener.

7. Horngebäcke und Zopfgebäcke fehlen nahezu ganz, ebenso sind die mit Mohn bestreuten Gebäcke eine seltene Erscheinung in der Osterzeit.

8. Die Brezelgebäcke der Osterzeit sind nur verspätete Fastenbrezeln, desgleichen sind

9. die Krapfengebäcke und Fruchtbarkeitssymbole nur aus der Fastenzeit (Frühjahrsfeier) fortgesetzt; sie sind auch auf Ostern noch etwas volksüblich und harmonieren mit der gleichzeitigen Wertschätzung der grünen Kräuter und Ostereier.

10. Der volksmedizinische Wert der Ostergebäcke knüpft sich in erster Linie an das Osterei, das heißt an die Kultzeit des Frühjahres, sowie an das frische Grün der Oster-, beziehungsweise Frühjahrskräuter (zum Teil auch noch an die verspäteten Fastenbrezeln). Kein Zeitabschnitt des ganzen Jahres aber liefert mehr volksmedizinisch verwertete Heilbrote als der Neujahrzyklus. Da nun das Osterfest auch den Charakter eines neuen jüdischen Jahres hat, so kann es nicht wundern, daß auch manche andere Osterbrote solchen Heilwert erhalten haben; doch ist die Wertschätzung bei den eigentlichen Neujahrsbroten (Gebäcken) eine viel häufigere als bei den Ostergebäcken. Die Volksmedizin, die so sehr mit dem Kult verbunden ist, ist in dieser Beziehung ebenso, vielleicht noch mehr konservativ als die übrigen Volksgebräuche; sie blieb bei ihrer Wertschätzung des Materials an der Kultzeit ebenso festhaltend wie bei anderen Heilbroten. Die Kultzeiten, nicht die Gottheiten schufen die Heilbrote.

11. Es fehlt auf germanischem Boden der echt germanische Festbrei, der Hirsebrei, der sonst mit zäher Hartnäckigkeit sich an allen echt germanischen Hohenzeiten mit Totenkult zeigt und in der unmittelbar voraufgegangenen Fastenzeit (Saatzeit oder altgermanische Frühlingsfeier, Faselnacht) so stark sich bemerkbar macht; nur an wenigen Orten ißt man wegen der Fastenzeit Erbsen, Linsen, Gerste; auf ehemals wendischem Boden findet man Hirsebrei, aber auch nur selten.

12. Ein ausgesprochener österlicher Seelen- und Totenkult findet sich nur bei den griechisch-katholischen Russen und Slawen.

13. Die Trauergebäcke (Brezel, Zopf, Mohn etc.) treten ganz auffällig zurück; ebenso die Salzbrote und die Teilbrote (Zeilenbrote, Schichtsemmeln etc.).

14. Männliche und weibliche Dämonenfiguren, die an dem Mittwinterfeste weit zahlreicher und geradezu typisch für dieses auftreten, fehlen nahezu oder sind als männliche Figuren durch das Zeitsymbol (Osterei) besonders von den letzteren (Winterdämonen) unterschieden.

15. Es fehlen das Pferd und der Eber als Teiggebäck; es fehlt auch der Schimmelreiter in dem Volksglauben auf echt germanischem Boden; es fehlen die Herzgebäcke, die Liebespaare, die Kindersegentypen.

Das Nichtchristliche — das Osterei und die grünen Kräuter — hat den volksmedizinischen Wert unter den damit verbundenen Ostergebäcken am meisten festgehalten.

Das sicher Christliche — nämlich das Kreuzbrot und das Osterlamm — überwiegt aber unter den Ostergebäcken in seiner Häufigkeit so sehr, daß auch diesbezüglich der Glaube an ein altgermanisches Osterfest (von der Göttin Ostara ganz zu schweigen) nicht aufkommen kann; dies umsoweniger, als keine unmittelbaren Nachrichten von heidnisch-germanischen Ostergebräuchen auf uns gekommen sind. Obwohl es in unserem Volksglauben und -Brauch sonst geradezu unmöglich ist, das Heidnisch-Germanische von dem Frühchristlichen mit Sicherheit voneinander zu scheiden, ist gerade beim Osterfest das Christliche und Heidnische in den Gebäcken am schärfsten getrennt.



Fig. 2. Koptischer Kreuzbrotstempel aus Holz. (1156 n. Chr.)

Erklärungen zu nebenstehenden Abbildungen

Fig. 1. Apostelwecken aus Marburg a. d. Lahn.

Fig. 2. Jungfernbrot aus dem Kloster Lüne bei Lüneburg.

Fig. 3. Speisemarke nach Art der münzenförmigen Tesserae aus der Zeit von Nero (54—68 n. Chr.). Neben Schweinskopf, Schinken und Schlachtmesser auch ein Brot (Wecken). (Aus: Daremberg, Dictionnaire d'antiquités grèques et romaines I., 2. C., p. 1487, Nr. 1920.)

Fig. 4, 6, 7. Kreuzbrote aus Alt-Ägypten. (Lanzone, Dizionario III. Tafel 135, 190, 46, 342; I., p. 112.)

Fig. 5. Kreuzbrot (weißes Kreuz auf rotem Grunde), 5. bis 6. Jahrh. n. Chr., auf einer altchristlichen Stickerei. (Forrer, Tafel XV, Fig. 8, S. 8.)

Fig. 9. Kreuzbrot (260 n. Chr.) aus der Grotte St. Priscilla, Rom (Wilpert, Fractio panis, p. 91), aus Mörtel gebildet und auf der Ziegelplatte eines Loculus haftend.

Fig. 8. Kreuzbrot aus der Capella graeca der römischen Katakomben (2. Jahrh. n. Chr.) (Wilpert, Fractio panis, p. 92).

Fig. 11. Kreuzbrot auf einem altchristlichen Sarkophag zu Brescia. (Kraus, Christl. Altert., I., 344, 173), Panis discussatus, τετράβλωμος.) Das Viertel dieser altrömischen Kreuzbrote hieß »Quadra« bei Vergilius und Horatius (s. Binterim, Denkwürdigkeiten, II., S. 37).

Fig. 10. Kreuzbrot aus dem Codex Egbert. (10. Jahrh. n. Chr.) (M. Heyne, Deutsche Hausaltert., II., 272.)

Fig. 12. Drei Kreuzbrote aus einem frühromanischen Miniaturgemälde aus St. Germain-des-Prés. (Kraus, I., 174, 672.)

Fig. 13. Weihbrotstempel aus Stein, aus Achmim-Panopolis, koptisch. (Forrer, Die frühchristl. Altertümer, Tafel IX, Fig. 6, S. 14.)

Fig. 14. Koptisches Weihbrotsiegel aus Ton (vergl. Fig. 17), (Strzygowski, Koptische Kunst, Blatt XXII, S. 232), (vergl. auch Kraus, Realenzyklop. d. chr. Altert., I., 174, 672).

Fig. 15. Altchristlicher Weihbrotstempel aus Ton (Südfrankreich), Kreuz mit (Oster-?) Palmen, darüber ein Säulenbogen. In diesem Stempel sind mittels Stempel vier Kreuzronds mit einem inneren Kreuze eingedrückt (ganz ähnlich den schwedischen Julkreuzen). Siehe Z. f. ö. V. K. 1905, Suppl., Fig. 61, Tafel XIII. (Forrer, Frühchristl. Altert., Tafel XI, Fig. 8, S. 15.)

Fig. 16. Kreuzstempel auf der russischen (griech.-kath.) Prosphora (Abendmahlbrot). Derselbe ist nahezu identisch mit dem altbyzantinischen Münzenstempel im Venediger Museum. (Vergl. Kraus, I., 174, 672.) (Ιησος Χριστος νικα = Jesus Christus vincit.)

Fig. 17. Koptisches Weihbrotsiegel (Kalkstein). Naukratis, II., pl. XX, S. 87.

Fig. 18. Kreuz(er)-Semmel (Oberbayern), Kreuzwecken (Marburg).

Gezeichnet von Irene Rust in Wien.

Erklärungen zu nebenstehenden Abbildungen.

Fig. 20. Schema für das Torgauer Kreuzbrot und für das Osterbrot aus Zara (Dalmatien) = Cornetti oder »Italiener«.

Fig. 21. Franzbrot (Lübeck).

Fig. 22. Osterfahne mit Fastenbrezel.

Fig. 23. Osterbrot (Passau), Fladen.

Fig. 24. Ankenschilt (Zürich), Pirlebrot (Pärle, Paar).

Fig. 25. Herfurter dreieckiger Klöwen.

Fig. 26. Schnecken (Baden), Russen (Zürich, St. Gallen).

Fig. 27. Osterfladen (München), Putschelle (Lindau), Gallete (Frankfurt).

Fig. 28. Franzbrot (Lübeck), Reformationsbrot (Dresden), Kreuzbrot (Torgau).

Fig. 29. Gebäckabbildung auf dem sogenannten Wangelsteine des Bäckers Thomas Roll zu Stralsund (1591) und am Bäckergewerkgestühl (1700) in der St. Nikolaikirche zu Anklam. (Nach einer Zeichnung des Hrn. Kreisbauinspektors Weißstein in Ortelsburg); identisch mit dem Königsberger Zümpelbrot.

Fig. 30. Schiltbrot (Allgäu, Vorarlberg; St. Gallen), Schilt (Biberach).

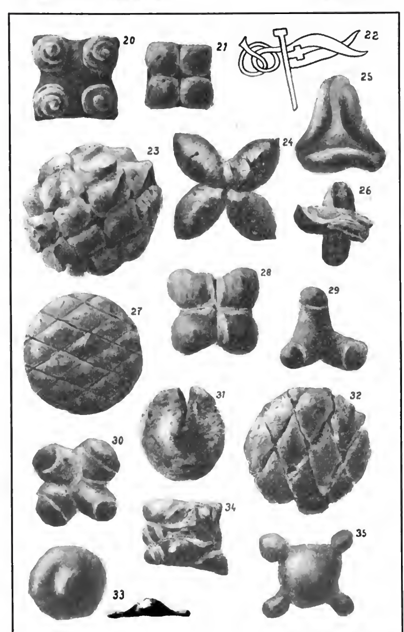
Fig. 31. Judasohr (Hamburg).

Fig. 32. Patensemmel (Oberlausitz), 17 *cm* Durchmesser, oben breitrautenförmig eingeschrüppter Schnittkuchen in Fladenform.

Fig. 33. Karfreitaghaut (Oberbayern).

Fig. 34. Osterbrot aus Zara (Dalmatien).

Fig. 35. Heiße Wecken (Hedwecken) Braunschweig).



Gezeichnet von Irene Rust in Wien.

Erklärungen zu nebenstehenden Abbildungen.

Fig. 36. Osterweck (Niederbrombach).

Fig. 37. Typus des Knaulgebäckes.

Fig. 38. Altchristliches Weihbrot aus Ägypten, 5. bis 6. Jahrhundert; nach einem Bilde auf einer Stickerei (roter Grund mit weißen Strahlen). Forrer, Frühchristliche Altertümer, Tafel 15, Fig. 8.

Fig. 39. Altrömisches Brot nach einem Graffito auf dem römischen Vesta-Tempel. (H. Grisar, Rom am Ausgange der antiken Welt, S. 190.)

Fig. 40. Osterwolf (Stralsund), (halber Pollweck), (nach W. Hartmann, Theorie und Praxis der Bäckerei 1901, S. 862, Tafel Nr. 11).

Fig. 41. Laugenweck, Salzweck (Württemberg), Kaisersemmel (Ulm), Kaiserbrot (Magdeburg), Salzbrötchen (Berlin), Mundsemmel (Wien), Mohnsemmel (Dillingen), Rosensemmel (Stettin), Rosette (Göttingen), Franzbrot.

Fig. 42. Rosensemmel, Salzsemmel.

Fig. 43. Pollweck (von unten gesehen).

Fig. 44. Hahn, Osterlebkuchen (Feldkirch in Vorarlberg).

Fig. 45. Pollweck (Baden-Baden).

Fig. 47. Pollweck (Schwarzwald).

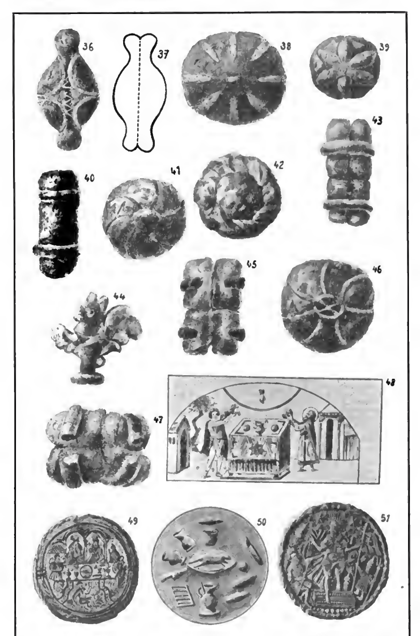
Fig. 46. Franzbrotähnliches Opferbrot auf einem Mosaik aus St. Vitale in Ravenna (547 n. Chr.).

Fig. 48. Abel bringt das Osterlamm, Melchisedech das Opferbrot (s. Fig. 46) dar. (Kraus, Realenzyklop. der christl. Altert., II., 390, Fig. 221.)

Fig. 49. Julbrotstempel (1637). Das Gastmahl des Reichen mit dem unten sitzenden armen (leprösen) Lazarus. Der Speisetisch erinnert an das biblische Ostermahl. Die Brotformen sind zumeist Rundstücke (Laibe), einige Wecken. (Aus Hammarstedts Såkaka och Såöl, S. 264).

Fig. 50. Abdruck eines Waffeleisens (1570) aus dem Museum Ferdinandeum in Innsbruck, das Abendmahl darstellend. Die Mitte der einen runden Plattenfläche nimmt der Tisch ein mit dem Osterlamm, 2 Ostersachs (Messer), 4 Trinkgeschirren, 1 Tellerrost und 4 Broten (1 Laib, 3 Wecken; einer von letzteren ist längsgespalten). Die Umschrift lautet: Simon Schuestl 1570 Bedenkhs. Auf dem Revers: † Lieben Gesd Nembt Ir Verguedt (= vorlieb).

Fig. 51. Lebkuchenmodel aus Tölz, die Auferstehung Christi. Rohe Arbeit des 18. Jahrh.



Gezeichnet von Irene Rust in Wien.

Erklärungen zu nebenstehenden Abbildungen.

Fig. 52. Eiermaan (Hamburg).

Fig. 53. Eiermaan (Lüneburg).

Fig. 54. Eierweckl (Oberbayern), Claironswecken (Ansbach), Tischbrötchen, Mannheimer Milchbrot (Königsberg), Speckweckli (Schweiz).

Fig. 55. Maultasche, auch Tulpe genannt (Nördlingen).

Fig. 56. Igel (Frankfurt), Mandel-Wannl (Oberbayern).

Fig. 57. Weiße Geige (Biberach, Ulm, Augsburg), Ostergeige.

Fig. 58. Mutschela (Ulm).

Fig. 59. Raute aus Schiefer, altchristliche Totenbeigabe. Vermutlich als Symbol einstiger Fruchtbarkeit den Frauen ins Grab mitgegeben. (Forrer, Frühchristl. Altert., S. 17, Fig. 3.) (Rhombus Veneris.)

Fig. 60, 61 *a*, 61 *b*. Vulva auf altbabylonischen Siegelzylindern im britischen Museum, Collection de Clercq, pl. XXV.

Fig. 62. Mutzenflecken, Mutzen, Mutscheln.

Fig. 63. Ostermann (München, Bamberg).

Fig. 64. Ostermann (Hof).

Fig. 65. Osterstrützel (Salzburg).

Fig. 66. Eiermann (Dillingen).

Fig. 67. Ostermann (Lüneburg).

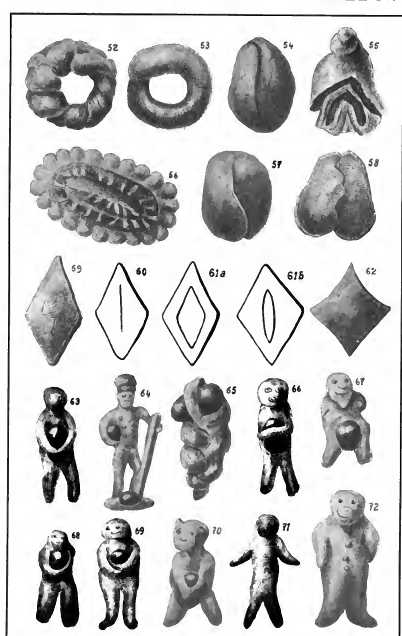
Fig. 68. Ostermann (Hamburg).

Fig. 69. Gebackener Mann (Nürnberg), Ostermann (Dresden).

Fig. 70. Ostermann (Berlin).

Fig. 71. Ostermann (Hof), Puppe (Aschaffenburg).

Fig. 72. Osterpuppe (Taunus).



Gezeichnet von Irene Rust in Wien.

Erklärungen zu nebenstehenden Abbildungen.

Fig. 73. Russisches Gebäck (Fladen mit Stichelung).

Fig. 74. Drei Brote auf einer Holzstatue des hl. Nikolaus von Bari (15. Jahrh.) aus der Klosterkirche zu Fredesloh in der städtischen Altertumssammlung zu Göttingen (nach M. Heyne, Deutsche Hausaltertümer, II., 276).

Fig. 75 u. 78. Alte christliche Totenbrote auf einem Grabsteine. (Kraus, Christl. Altert., I., 175.)

Fig. 76. Russischer Fladen.

Fig. 79. Weihbrotstempel für koptisches Klosterbrot (Strzygowski, Koptische Kunst, Tafel XXII, S. 232, Nr. 8993).

Fig. 80. Pompejanisches Brot aus den Affreschi Pompeiani im Museo Nazionale, Nr. 9071, Neapel.

Fig. 81. Pompejanisches Brot (Museum in Pompeji).

Fig. 82. Christliches Totenbrot aus den Katakomben der Via Salaria nova (3. Jahrh.), (Wilpert, Fract. panis, Tafel XV, S. 92.)

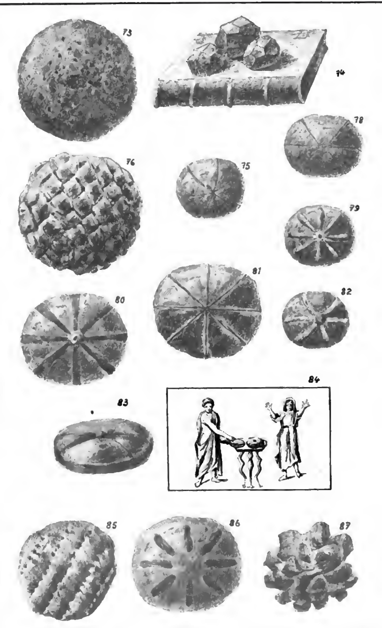
Fig. 83. Franzbrotähnliches Opferbrot (neben dem biblischen Fische).

Fig. 84. Auf dem dreifüßigen Opfertische (dieser z. T. geschränkt). Eine Frau (ecclesia orans) und ein nach Philosophenart an der rechten Schulter entblößter Priester zu beiden Seiten. Auf einem altchristlichen Fresco aus S. Callisto (Rom). (Kraus, Realenzyklop., II., 544, Fig. 343.)

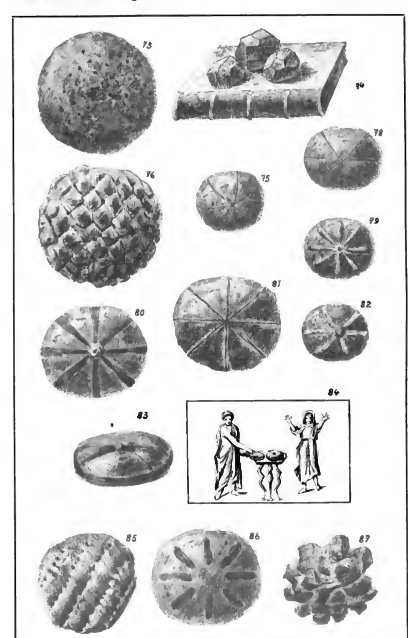
Fig. 85. Strohbrötchen (Lippe) mit Stichelung.

Fig. 86. Altrömisches Frühstückbrot. (Eranos, 386.)

Fig. 87. Gurara (griechisches Brot), (Korfu). Fladen mit stark vorspringender rautenförmig gefeldeter Oberfläche.



Gezeichnet von Irene Rust in Wien.



Gezeichnet von Irene Rust in Wien.

Erklärungen zu nebenstehenden Abbildungen.

Fig. 88. Osterlamm mit Fahne und Nimbus, Osterfladen (Tellerbrot) aus Honigkuchenteig. Model aus dem Lüneburger Stadtmuseum.

Fig. 89. Osterhase (Taunus).

Fig. 90. Osterlamm, Formgebäck (Bad Tölz).

Fig. 91. Osterhäsli vom Dorf Muhri (Schweiz).

Fig. 93. Osterhase (Stuttgart).

Fig. 94. Osterhase (Donauwörth).

Fig. 96. Osterhase (Oberbayern).

Fig. 97. Osterschäfchen, Sonntagsschäfchen aus Neudietendorf bei Erfurt.

Fig. 98. Osterhase (München), (Modelgebäck).

Fig. 99. Osterlämmer, Lebkuchen (München). Osterhäschen spielen auf dem Berge unterm Baum neben dem Tempel.

Fig. 100. Osterhase mit Ei (Dillingen).

Fig. 101. Lamm Christi mit Vexillum (4. Jahrh.) auf einer Wirkerei aus Achmim - Panopolis (Ober-Ägypten). (Forrer, Frühchristl. Altert., Tafel XIV., Fig. 9.) Vergl. das altchristl. Wandgemälde in den Katakomben (Rom) S. Domitilla, auf dem das Osterlamm noch die Schäferwippe und den Milcheimer trägt, aus denen später die Siegesfahne (Vexillum) heraus sich bildete. (Kraus, Christl. Altert., I., 439.)

Fig. 102. Alter Eiserkuchenmodel (15. Jahrh.) aus dem Lüneburger Stadtmuseum. L.: Hahn über dem Sonnenkreuze? oder Kreuzbrote? Darunter: W (Name des Verfertigers?) R.: Anker über dem Kreuze. In der Mitte das Osterlamm mit der Siegesfahne und dem Kreuzeszeichen auf dem Vorhaupte.

Fig. 103. Osterlamm, Lebkuchen (Bad Tölz).

Gezeichnet von Irene Rust in Wien.



Im Verlage des Vereines für österreichische Volkskunde sind als Sonderdrucke erschienen:

Supplement-Heft I zum VI. Jahrgang 1900 (vergriffen).

Supplement-Heft II zum X. Jahrgang 1904. Inhalt: Grabschriften aus Österreich. Herausgegeben von Prof. Dr. Arthur Petak.
Preis: 1 Krone.

Snpplement-Heft III zum XI. Jahrgang 1905. Inhalt: Weihnachtsgebäcke. Eine vergleichende Studie der germanischen Gebildbrote zur Weihnachtszeit. Von Dr. Max Höfler, Hofrat, in Tölz (Oberbayern). Mit 13 Figurentafeln (69 Abbildungen).
Preis: 3 Kronen. Für Mitglieder des Vereines für österr. Volkskunde: 2 Kronen.

Eiserne Opfertiere. Von Konservator Heinrich Richlý, Neuhaus. Aus dem II. Heft des VII. Jahrganges. Preis: 50 Heller.

Das Halleiner Weihnachtsspiel. Ein Beitrag zum Volksschauspiel in Salzburg. Von Karl Adrian. Aus dem III. und IV. Heft des IX. Jahrganges. Preis: 1 Krone.

Totenbretter in der Gegend von Neuern, Neumark und Neukirchen. Von Josef Blau. Mit 5 Textabbildungen und 1 Figurentafel. Aus dem I./II. Heft des X. Jahrganges. Preis: 1 Krone.

Glaube und Gebräuche der Armenier bei der Geburt, Hochzeit und Beerdigung. Von Demeter Dan, Exarch und Pfarrer in Straża. Aus dem III. Heft des X. Jahrganges. Preis: 50 Heller.

Hanssprüche und Haussegen aus dem salzburgischen Flachgaue. Von Karl Adrian. Aus dem III. Heft des X. Jahrganges. Preis: 50 Heller.

Beiträge zur Volkskunde von Mähren und Schlesien. Von Jaroslav Czech v. Czechenherz. Aus dem III. und IV. Heft des X. Jahrganges.
Preis: 1 Krone.

Die eisernen Opfertiere von Kohlheim. Von Josef Blau, Silberberg. Mit 2 Figurentafeln und 2 Textabbildungen. Aus dem IV. Heft des X. Jahrganges. Preis: 1 Krone.

Die Spitzenklöppelei in Neuern (Böhmerwald). Von Josef Blau. Mit 4 Figurentafeln und 6 Textabbildungen. Aus dem V. Heft des X. Jahrganges. Preis: 1 Krone.

Eine ethnologische Expedition in das Bojkenland. Von Doktor Ivan Franko, Lemberg. Mit 84 Abbildungen im Text und auf Tafel I—III. Aus dem I./II. und III./IV. Heft des XI. Jahrg. Preis: 1 Krone.

Über Raufwerkzeuge der Innviertler Bauernburschen. Von Dr. M. Haberlandt. Mit 25 Abbildungen im Text und auf Tafel I—II. Aus dem III./IV. Heft des XI. Jahrganges. Preis: 1 Krone.

Vom Brisiltabak und seiner Bedeutung im Volksleben der Böhmerwaldgegend um Neuern. Mitgeteilt von J. Blau. Aus dem III./IV. Heft des XI. Jahrganges. Preis: 1 Krone.

Über Volkstracht im Gebirge. Von J. Friedrich Lentner. Mit 4 Textabbildungen. Aus dem I./II. u. V./VI. Heft des XI. Jahrg. Preis: 1 Krone.

Volkstümliches im „Freischütz“. Von Alois John. Aus dem V./VI. Heft des XI. Jahrganges. Preis: 1 Krone.

Eine alte Schulanekdote und ähnliche Volksgeschichten. Von Prof. Dr. Georg Polívka. Aus dem V./VI. Heft des XI. Jahrganges.
Preis: 50 Heller.

Zur Geschichte der Zillertaler Tracht. Von Adalbert Sikora, Innsbruck. Mit 5 Textabbildungen. Aus dem I./III. Heft des XII. Jahrganges.
Preis: 50 Heller.

Die tschechische Volkstracht der Tauser Gegend. Von Josef Blau. Mit 2 Tafeln und 15 Textabbildungen. Aus dem I./III. Heft des XII. Jahrganges. Preis: 1 Krone 50 Heller.

Die Möbel des rumänischen Bauernhauses in der Bukowina. Von Elias Weslowski. Mit 15 Textabbildungen. Aus dem I./III. Heft des XII. Jahrganges. Preis: 1 Krone.

Zu beziehen durch die Vereinskanzlei oder die Kommissionsbuchhandlung Gerold & Ko., I. Stephansplatz 8.






3 9015 01909 5820

